This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

E. DORSCH, M. D.
Monroe, Mich.

THE DORSCH LIBRARY.

The private Library of Edward Dorsch, M. D., of Monroe, Michigan, presented to the University of Michigan by his widow, May, 1888, in accordance with a wish expressed by him.

833-33

838
D58

Deutsch-amerikanische

Bibliothek.

3. Band.

Novellen und Erzählungen.

Von

Karl Dilthey.

Erster Theil.

New York.
E. Steiger.
1872.

Novellen und Erzählungen.

3705-8

Von

Karl Dilthey

(Julian Werner).

Erster Theil:

Die schönsten Tage einer Tänzerin.

Mein Onkel Fischer in Baltimore.

New York.
E. Steiger.
1872.

Satz und Electrotypie von
C. Steiger in New York.

Die ſchönſten Tage einer Tänzerin.

(Geſchrieben 1852.)

1.

Es hat für manche Leute ein besonderes Interesse, wenn man ihnen versichern kann, daß das, was man zu erzählen im Begriff steht, eine wahre Begebenheit ist. Kinder pflegen immer so zu sein; sie lauschen der erzählenden Mutter mit doppeltem Eifer, wenn dieselbe ihren Vortrag über Schneewittchen bei den sieben Zwergen oder Hähnchen, das das Hühnchen spazieren fährt, mit den Worten schließt: „Das ist wirklich eine wahre Geschichte." Zwischen kleinen und großen Kindern besteht in dieser Beziehung kein so bedeutender Unterschied. Wenn es daher das Interesse meiner aufmerksamen Leser (denn aufmerksam werden sie bei einer pikanten Geschichte, wie ich sie zu erzählen beabsichtige, gewiß sein), wenn es ihr Interesse steigern kann, so gebe ich herzlich gern die Versicherung, daß meine Erzählung buchstäblich wahr ist — dasjenige ausgenommen, was ich dazu erfunden habe und was wenigstens unter Umständen wahr sein könnte.

Im südwestlichen Deutschland, zwischen Main und Donau und überhaupt in dieser Gegend, liegt das Königreich Cerevisia. Sollte der aufmerksame Leser stutzig werden, weil er sich dieses Reiches aus seiner Geographiestunde nicht mehr erinnert, so zweifle er deshalb noch nicht an meiner Glaubwürdigkeit; vielleicht schwenzte er damals gerade die Stunde, als der Lehrer in seinem Vortrag über die deutschen Vaterländer an dieses Land kam. In jener schönen Zeit, als die Pariser noch nicht die Dummheit begangen hatten, mir nichts dir nichts eine Revolution zu machen, als unsere geliebten deutschen Landesväter unter dem Beistand ihrer getreuen Herren Stände mit so gemüthlich angestammter Milde regierten und dem beschränkten Unterthanenverstande so bereitwillig ein Licht aufsteckten, in jener Zeit war auch das Königreich Cerevisia ein äußerst glückliches Land. Der Ackerbau blühte allenthalben und lieferte reichlichen Stoff zu jenem himmlischen

Nectar, Bier genannt, welcher in Cerevisia in so ganz vorzüglicher Qualität fabricirt und in so ganz unerhörter Quantität consumirt wurde. Man konnte durchaus nicht sagen, daß in diesem Lande Hopfen und Malz verloren gewesen wären. Jeder Bürger, der das einundzwanzigste Jahr überschritten hatte, erfreute sich einer bedeutenden politischen Freiheit, er durfte von dem aus Hopfen und Malz bereiteten Landesproduct so viel zu sich nehmen, als irgend mit der Fassungskraft seines Beutels und Magens im Einklang stand, nur mußte er in Folge dieses Genusses die öffentliche Ordnung nicht stören. Die Abgaben waren allerdings etwas hoch, allein man hatte dafür auch die Genugthuung, daß mit dem Gelde des Bürgers Wunderbares geleistet wurde. König Hans I. war ein Vater seines Volkes. Gewissenlose Leute wollten diese Vaterschaft in zweideutiger Weise aufgefaßt wissen, allein die Mehrzahl des Volkes achtete nicht auf solche Verläumdung. Hans hatte sich den Beinamen des Ersten gegeben, nicht weil vor ihm nicht schon andere Hänse auf dem Thron von Cervisia gesessen hätten, sondern weil er der Erste war, der das Volk aus seiner Dummheit und Unwissenheit gerissen, der den schlummernden Sinn für Kunst und antike Schönheit geweckt und ausgebildet hatte. Er war nicht nur König (das kann Jeder sein, den der Zufall zum Erstgebornen eines Königs gemacht hat), sondern was mehr sagen will — er war Dichter. Der Freiherr von Cotta, der Verleger der Werke Schiller's und Goethe's, hatte auch die gesammten Gedichte des König Hans in splendider Ausgabe in die Welt geschickt; wie viel Honorar er dafür bezahlt, ist mir nie zu Ohren gekommen. Die Hauptstadt von Cervisia, das weltberühmte Neu Rom, verdankte dem König Hans ihre Größe und Berühmtheit. An prachtvollen Bauwerken, an reichen Sammlungen griechischer und römischer Kunstschätze wurde sie von wenigen Städten der Welt übertroffen. Dichter, Maler, Bildhauer, überhaupt Künstler aller Art gab es dort mehr, als in andern deutschen Residenzen Hofräthe und Geheimräthe. Der Haar- und Bartwuchs wurde von diesen unsterblichen Geistern in gebührender Weise cultivirt, und da der König selbst durch und durch teutsch war, so erschienen seine Lieblinge natürlich in keiner andern Tracht, als im altdeutschen Rock, mit umgelegtem, schmutzigem Hemdekragen und liederlich gebundenem Halstuch.

Neu Rom war also eine höchst merkwürdige Stadt, in der es sich, trotz der vielen Kirchen und zahllosen Geistlichkeit, recht weltlich-gemüthlich leben ließ. Die Liebe ist ja die erste Christenpflicht, und in Neu Rom wurde viel geliebt.

Dies ist der Schauplatz, auf welchen ich meinen aufmerksamen Leser versetze, dessen Aufmerksamkeit durch diese Einleitung hoffentlich noch nicht geschwächt wurde.

Der Kammerherr und Hoftheater-Intendant Baron von Steigbügel lag, in einen weiten türkischen Schlafrock eingehüllt, lang ausgestreckt auf seinem Sopha, den Duft einer feinen Havana-Cigarre langsam in die Luft blasend. Neben ihm auf einem kleinen Tischchen stand eine große vergoldete Tasse mit dem schwarzen Trank von Mokka, in der Hand hielt er ein kleines Zeitungsblatt, dessen Inhalt den gestrengen Beherrscher der Theaterwelt nicht zu befriedigen schien.

"Sacre Dieu," sagte er, indem er das Blatt unwillig unter die Tasse schob und drei große Schlucke des stärkenden Trankes zu sich nahm — „das sollte mir was Schönes werden, wenn die Preßfreiheit eingeführt würde. Schreiben diese unrasirten Bengel von Literaten nicht jetzt schon, wo wir noch die Segnungen der Censur genießen, ungewaschenes Zeug genug? Läßt mir da ein so unverschämter Mensch drucken: „Es wäre die Sache des Intendanten gewesen, für eine würdigere Inscenesetzung von „Wilhelm Tell" Sorge zu tragen. Schiller's „Wilhelm Tell"! Mein Gott, der wurde ja nur zur Aushülfe gegeben, weil der erste Tenor heiser und gerade kein anderes Stück vorbereitet war. Wer möchte Intendant sein, wenn man sich um solche Sachen zu kümmern hätte! Wir haben den „Tell" von Rossini auf dem Repertoir stehen, der macht uns genug zu schaffen. Der ganze weibliche Chor muß neu costümirt werden. Wie allerliebst wird die Schweizertracht der blonden Francisca stehen! Das schwarze Sammetmieder mit Goldkettchen geschnürt, das kurze weiße Röckchen, die Zwickelstrümpfchen — — Aber auch der Laura muß es gut kleiden, und

nun gar der runden, neckischen Emmeline! — Apropos, wo bleibt denn nur der Theater-Schneider?"

Der würdige Vorsteher von Thaliens Kunsttempel zu Neu Rom wurde hier durch einen eintretenden Lakaien in seinem Selbstgespräch unterbrochen.

„Verzeihen, Excellenz, Fräulein Süßkind steht draußen. Ich habe ihr gesagt, daß Excellenz zu so früher Stunde —"

„Schafskopf! Sind mir Amtsgeschäfte noch je zu früh gekommen? Laß das Fräulein eintreten!"

Der Intendant erhob sich von seinem Lager, zog den Schlafrock mittels der gelbseidenen Schnur fester um die Taille zusammen und ließ ein freundliches Lächeln um seinen Mund spielen. Die Eintretende, ein nicht unangenehmes Mädchen von höchstens achtzehn Jahren, schien in einiger Aufregung.

„Herr Baron, ich komme so früh, weil ich Sie später nicht mehr zu treffen glaubte, und ich muß nothwendig mit Ihnen sprechen, Herr Baron. Denken Sie sich, ich soll die Zerline heute Abend nicht singen. Der Kapellmeister ließ mir gestern sagen, ich sei noch nicht fest genug, er wollte die Hallwitz die Partie singen lassen. Wofür hab' ich mir nun jetzt seit vier Wochen so viel Mühe gegeben? Wofür haben mir Ew. Excellenz das schöne Brautbouquet geschenkt, das mir so allerliebst kleidet? Nein, es ist ganz abscheulich, niederträchtig!"

Bei den letzten Worten brachte die beleidigte Sängerin das schon bereit gehaltene weiße Taschentüchlein vor die Augen. Der Intendant schien etwas verlegen.

„Ich weiß in der That nicht, mein liebes Kind, weshalb der Kapellmeister —"

„Ich weiß es auch nicht, Herr Baron, es ist pure Malice von ihm. Keinen Ton singe ich falsch, Alles geht ausgezeichnet. Mozart würde mit mir zufrieden sein, wenn er mich hörte. Aber dieser intriguante Kapellmeister will mir einen recht empfindlichen Streich spielen, er protegirt die Hallwitz; auf keinen Fall kann ich die Zurücksetzung ruhig hinnehmen; wenn die arrogante Person heute Abend singt, so thu' ich keinen Schritt wieder auf die hiesige Bühne."

„Beruhigen Sie sich, meine Theure. Ich schreibe sogleich an den

Kapellmeister. Finden Sie sich nur zur Generalprobe heute Morgen ein. Sie sollen die Zerline singen und keine Andere."

Ein freundliches Lächeln machte bei der jungen Sängerin sogleich der früheren Aufregung Platz, und das weiße Schnupftuch wurde entfernt.

„Geben Sie sich aber alle Mühe, damit wir Ehre mit Ihnen einlegen. Nach der Vorstellung werde ich in Ihre Garderobe kommen, und dann — —"

„Sollen Sie mich dankbar finden. Schreiben Sie nur gleich an den Kapellmeister. Um neun Uhr beginnt die Probe. Guten Morgen, Herr Baron!"

Sie hüpfte hinaus, und ihr Beschützer setzte sich an den Schreibtisch.

Wiederum trat der Lakai ein.

„Excellenz, ein Brief wurde soeben abgegeben mit dem Bemerken, daß er große Eile habe."

„Schon gut. Leg' ihn auf den Tisch. Hier dieses Blatt sogleich ins Theater an den Kapellmeister. Marsch!"

„Der Theaterschneider, Herr Zwirnmeyer, möchte auch die Ehre haben, Excellenz —"

„Ist er da? Warum meldet man das nicht sogleich? Er soll eintreten, ohne Verzug eintreten."

Der Lakai ging mit einem tiefen Bückling ab. Im nächsten Augenblick erschien der Angemeldete, eine magere, hochaufgeschossene Gestalt in schwarzem Frack und überaus eng anschließenden Beinkleidern. Unter fortwährenden Verbeugungen und fast ohne die Augen aufzuschlagen, näherte er sich seinem hohen Vorgesetzten.

„Excellenz beliebten zu befehlen —"

„Ich habe mit Ihnen zu reden, Herr Zwirnmeyer, ganz nothwendig mit Ihnen zu reden. Ich bedaure, daß es nichts Angenehmes für Sie ist. Wissen Sie, daß allerhöchsten Orts Ihre Costüme keinen Beifall mehr finden?"

„Excellenz, Sie machen einen Familienvater mit sieben ungezogenen Kindern zum unglückseligsten Geschöpf auf Gottes Erdboden!"

„Lassen Sie Ihre Familie und Ihre Kinder aus dem Spiel. Man verlangt weder das eine noch das andere von Ihnen, aber man ver-

langt, daß Sie als erster Garderobier des königlichen Hoftheaters die äußere Würde des Kunstinstituts aufrecht erhalten."

„Wüßt' ich doch auf Ehre und Seligkeit nicht, Herr Baron —"

„Wie Sie dieselbe verletzt haben? Hm, wenn man so grobe Verstöße macht, sollte man sich ihrer wenigstens bewußt sein. Was fällt Ihnen ein, in der gestrigen Aufführung von „Czar und Zimmermann" die kaiserliche Majestät eines Selbstherrschers aller Reußen in Hemdärmeln auf der Bühne erscheinen zu lassen?"

„Excellenz, es ist so vorgeschrieben. Der Czar Peter erscheint ja incognito."

„Einerlei, Sie hätten ihm wenigstens einen Rock geben können. Es ist wider allen schuldigen Respect!"

„Die Handlung erfordert aber doch — —"

„Widersprechen Sie mir nicht, Herr Zwirnmeyer!" fuhr der Hoftheater-Intendant auf. „Ich sage Ihnen, Sie haben unserm Kunstinstitut eine unverzeihliche Blöße gegeben. Ein Glück, daß unser russischer Gesandter neulich den Podagraanfall bekam und rasch nach Ischl ins Bad abreiste. Wäre er zugegen gewesen, so würde er die Sache schnurstracks nach St. Petersburg berichten und eine scharfe Note des kaiserlichen Cabinets würde die unausbleibliche Folge sein. Dann möchten Sie die längste Zeit Ihren Posten behauptet haben, Herr Zwirnmeyer!"

„Gnade, Herr Baron!" ächzte der Bekleidungskünstler, dem dicke Schweißtropfen auf die Stirn traten, „haben Sie Mitleid mit einem Familienvater von sieben —"

„Sie nehmen überhaupt Ihre Stellung seit einiger Zeit etwas auf die leichte Achsel, Herr Zwirnmeyer," fuhr der Baron fort. „Vor acht Tagen in der „Belagerung von Corinth" — Sie wissen doch, daß die allgemeine Garderoberegel für das Personal der Choristinnen und Statistinnen bei kurzen Ober- und Unterkleidern ein für allemal Tricots vorschreibt; wie kamen Sie dazu, den ganzen weiblichen Chor in geschmacklosen pantalons à la Turc erscheinen zu lassen?"

„Es sind Griechinnen, Herr Baron —"

„Ganz recht, wozu da die türkischen Beinkleider, die jede Grazie des natürlichen Baues in unästhetischer Weise verhüllen? — Sie müssen sich

besser zusammennehmen, Herr Zwirnmeyer. So etwas darf durchaus nicht wieder vorkommen."

Der Theaterschneider zerknitterte vor Angst die Krempe seines feinen Filzhuts und betheuerte:

„Auf Ehre und Seligkeit, Excellenz, es wird mein eifrigstes Bestreben sein — —"

„Schon gut. Für diesmal soll es bei dem nachdrücklichen Verweis sein Bewenden haben. Geben Sie sich nur alle Mühe mit den neuen Costümen zum „Tell".

„Gewiß, Herr Baron! Der Herr Regisseur meinte gestern, daß wir nur die Hauptpersonen neu zu bekleiden haben würden, da für das Chorpersonal die Costüme aus dem erst neulich gegebenen Schauspiel gleiches Namens verwendet werden könnten."

Herr von Steigbügel fuhr in höchstem Unwillen auf:

„Man unterstehe sich! Welcher Affront für ein königliches Kunstinstitut! Meint man denn, die Gestalten eines Rossini'schen Meisterwerkes könnten dem Publicum eines Hoftheaters in demselben naturwüchsigen Costüm vorgeführt werden, wie das allenfalls bei den Figuren einer Tragödie des Herrn von Schiller oder sonstiger Schauspieldichter gerechtfertigt wäre? Nichts von solcher Stückel- oder Flickarbeit! Alles wird neu costümirt, sage ich Ihnen, was nur eine Fußzehe auf die Bühne setzt — und splendid costümirt, verstanden? Die malerische Schweizertracht wird Ihnen Gelegenheit bieten, Ihre Kunst in vollem Maße zur Geltung zu bringen. Daß Sie mir ja Fräulein Franziska hübsch herausstaffiren; sie hat eine schlanke Taille, da muß Alles knapp anschließen, die Figur gehörig markirt werden — verstanden? Und Fräulein Emmeline — apropos, sie sagte mir, daß sie ein himmelblaues Atlasmieder haben möchte. Thun Sie ihr den Willen; man muß den Damen hin und wieder gefällig sein."

„Sehr wohl, Excellenz."

„Seien Sie mir aber nicht saumselig in der Arbeit. Der „Tell" ist auf heute über vierzehn Tage angesetzt. Von Aufschub darf nicht die Rede sein. Ich wünsche Ihnen einen guten Morgen, Herr Zwirnmeyer."

Der Theaterschneider, hoch erfreut, seinen illustren Chef für diesmal noch besänftigt zu sehen, drückte sich in submissester Haltung rücklings zur Thür hinaus.

Der Intendant schritt würdevoll in seinem Gemach auf und ab. Plötzlich fielen seine Augen auf das vorhin erhaltene Schreiben, welches noch unberührt auf dem Tische lag. Er erbrach es und las mit wachsendem Staunen Folgendes:

Ew. Excellenz

Erlaube ich hiermit anzuzeigen, daß ich gestern in Neu Rom angekommen und im Gasthof „Zum Goldenen Hahn" abgestiegen bin. Ohne Zweifel sind Sie durch auswärtige Blätter über meine Fähigkeiten genügend unterrichtet, so daß ich nicht nöthig habe, etwas zu meinem Lobe hinzuzufügen. Da mich mein Weg gerade hierher geführt hat, so will ich dem als kunstsinnig bekannten Publicum Neu Roms den Genuß meiner Leistungen nicht vorenthalten, sondern werde am nächsten Montag zum ersten Male im königlichen Opernhause tanzen. Das Honorar für mein jedesmaliges Auftreten habe ich auf 50 Louisd'or festgesetzt. Sie werden die Güte haben, den Hofkapellmeister und den Balletmeister von meinem Entschluß in Kenntniß zu setzen, und diese Herren zu beauftragen, sich mit mir wegen des Weiteren zu benehmen.

Ich verbleibe Ew. Excellenz ergebene

Nola Mola,
Erste Tänzerin der königlichen Oper zu Paris.

Der Beherrscher des Theaters las ein, zwei Mal, legte den Brief auf den Tisch, nahm ihn wieder, las zum dritten Mal, schlürfte den letzten Schluck aus seiner großen Tasse und kam endlich zu dem Schluß, daß ihm so etwas in seiner sechsjährigen Amtsführung noch nicht vorgekommen sei. Noch war er unschlüssig, was mit dem Briefe eigentlich beginnen, als der Lakai zum dritten Mal erschien und den Geheimen Polizeidirector Zobel anmeldete, der gleich darauf selber ins Zimmer trat.

„Guten Morgen, lieber Baron! Wohl geschlafen? Frühstück genommen? Freut mich. Heute Abend „Don Juan"? Gute Vorstellung? Natürlich, gar nicht anders zu erwarten. Sonst was Neues beim Theater vorgefallen? Wieder ein Gast angemeldet? Eine Novität in Aussicht? Sie wissen ja, die Polizei steckt ihre Nase in Alles."

Der Intendant, sehr erfreut, gleich Jemanden gefunden zu haben, gegen den er sich aussprechen konnte, hielt ihm den eben empfangenen Brief hin und bat, zu lesen. Zobel ließ sich nicht nöthigen, sondern las mit großer Aufmerksamkeit. Dann schüttelte er überlegend den Kopf.

„Was in aller Welt sagen Sie zu dieser Schreibart, Herr Polizeidirector?“

„Hm! Hm! Das Frauenzimmer hat eine höchst eigenthümliche Weise, ihre Gesinnungen in Worte zu fassen. Sie soll eine Spanierin sein. Vielleicht ist das der Briefstyl ihres Landes. Aber was werden Sie antworten, Baron? Werden wir am Montag die seltsame Erscheinung bewundern können?“

„Wo denken Sie hin? Glauben Sie, daß ich, der Baron von Steigbügel, königlicher Intendant und Kammerherr, einem so insolenten Briefe Notiz schenken werde? Hätte sie sich persönlich und in der üblichen Form an mich gewendet, so hätte sich davon sprechen lassen. Jetzt mag sie meinetwegen in der Luft tanzen, nur nicht auf den Brettern der königlichen Bühne. Fünfzig Louisd'or! Wir brauchen unser Geld nöthiger. Und dann, sagen Sie selbst, Polizeidirector, ist es nicht eine ganz übelberüchtigte Person, diese Tänzerin Nola? Hat sie nicht in Paris so indecent getanzt, daß es selbst einem dortigen Publicum zu arg wurde und sie nicht zum zweiten Mal erscheinen durfte? — Hat ihr nicht Se. Majestät der Kaiser von Rußland das Auftreten und den Aufenthalt in Allerhöchst seinem Reiche gänzlich untersagt? Hat sie nicht in der Residenz eines befreundeten Monarchen einen öffentlichen Scandal veranlaßt, einen Vertreter der Ordnung geprügelt, in Folge dessen sie ausgewiesen wurde? Wollen wir riskiren, am Ende gar hier in Neu Rom einen ähnlichen Auftritt zu erleben? Behüte Gott, es wäre eine Schande für die ganze königliche Bühne!“

Der Polizeidirector zuckte mit verlegenem Lächeln die Achseln, als ob er etwas auf dem Herzen hätte. Der Intendant fuhr fort:

„Gleich werde ich an sie schreiben und ihr eröffnen, daß unser Ballet hier complet ist und keiner Gastrollen bedarf, namentlich, wenn ein so unverschämtes Honorar verlangt wird. Thun Sie mir den Gefallen, Polizeidirector, lassen Sie die Person genau beobachten, bis sie

Neu Rom verlassen hat, sie ist politisch verdächtig, jedenfalls aber der öffentlichen Ordnung gefährlich, und es ist die Sache der Polizei, ein wachsames Auge auf sie zu haben."

Er wollte sich sogleich an seinen Schreibtisch setzen, aber der Geheime Polizeidirector hielt ihn von hinten am Schlafrock fest.

„Geduld, bester Mann, Sie sind zu voreilig. Ein Glück, daß ich jetzt gerade gekommen bin, Sie hätten sonst großes Unheil anstiften und sich die Allerhöchste Ungnade zuziehen können."

Verwundert hielt der Intendant in seiner raschen Bewegung inne und sah den Polizeidirector mit etwas langem Gesichte an.

„Allerhöchste —— wie meinen Sie das?"

„Erfahren Sie denn, daß ich, als ich aus öffentlichen Blättern erfuhr, daß die bekannte Nola Mola hierher zu kommen beabsichtige, ganz dieselben Befürchtungen hegte, die Sie vorhin ausdrückten. Als Vorstand der königlichen Polizei war es meine Pflicht, solche Scenen, wie sie auswärts durch sie veranlaßt wurden, hier zu verhüten. Da mir aber auf der anderen Seite bekannt war, daß Se. Majestät unser Allergnädigster König jederzeit die Gesetze der Galanterie gegen das schöne Geschlecht aufrecht erhalten haben will, da er zugleich ein erleuchteter Beschützer aller Künstler und Künstlerinnen ist, so wagte ich nicht, vorschnell zu handeln und vielleicht eine Maßregel zu ergreifen, welche die Allerhöchste Billigung nicht erhalten hätte. Um nun meiner Sache ganz gewiß zu sein, ließ ich auf geheimem Wege—Sie verstehen, Baron, — bei Sr. Majestät anfragen, wie ich mich in diesem delicaten Falle zu verhalten habe."

„Ihre Klugheit setzt mich in Erstaunen, bester Polizeidirector. Bei Ihnen könnte ein alter Hofmann in die Schule gehen."

„Bitte recht sehr! Amtspflicht, nichts weiter. Denken Sie sich also, es wird mir im Geheimen eröffnet, daß man es Allerhöchsten Orts am liebsten sehen würde, wenn sich die Polizei in diesem Falle ganz passiv verhalte und die Gastfreundschaft in keiner Weise verletze."

Das Gesicht des Intendanten erlangte einen noch höheren Grad der Verlängerung.

„Das ist Ihnen wirklich eröffnet worden?"

„Auf Ehre! Und ich werde demgemäß handeln. Sie sehen also jetzt wol ein, lieber Baron, daß man hier mit großer Vorsicht auftreten

muß. Entschuldigen Sie mein umständliches Geplauder. Ich wollte eigentlich nur en passant bei Ihnen vorsprechen. Wichtige Dienstgeschäfte rufen mich auf mein Bureau. Auf Wiedersehen in der Oper! Guten Morgen! Guten Morgen!" —

Der emsige Polizeimann eilte hinaus. Der noch immer höchlich frappirte Intendant erlangte allmälig seine Fassung wieder, setzte sich nieder, legte einen superfeinen Briefbogen mit Goldschnitt zurecht und schrieb Folgendes:

Hochgeschätzteste Künstlerin!

Der Unterzeichnete weiß es in gebührender Weise zu schätzen, daß Sie die unter seiner Leitung stehende Bühne mit Ihrem Auftreten beehren wollen. Ihrem ersten Erscheinen am kommenden Montag steht durchaus nichts entgegen, und der Hofkapellmeister wie der Balletmeister sollen instruirt werden, die nöthigen Verabredungen mit Ihnen zu treffen. Das Honorar steht pränumerando am Abend der Vorstellung zu Ihrer Verfügung. Wenn Sie gütigst erlauben, so wird heute Mittag präcis 1 Uhr die Ehre haben, Ihnen persönlich aufzuwarten

Ihr ergebenster Diener

Baron von Steigbügel,
wirklich dienstthuender Kammerherr und
Intendant der königl. Hofbühne.

Am Montag Abend hatte sich im königlichen Hoftheater ein zahlreiches Publicum versammelt. Es wurden zwei kleine Lustspiele aufgeführt. Zwischen beiden Stücken sollte Fräulein Nola Mola mit einem Tänzer der Bühne einen polnischen Nationaltanz, am Schluß aber allein einen indischen Bajaderentanz ausführen. Man hatte von der Tänzerin und ihren sonderbaren Abenteuern vielfach in öffentlichen Blättern gelesen, deshalb war Jeder begierig, die oft Genannte von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Tänzerinnen äußern auf das männliche Geschlecht allerorts eine große Anziehungskraft, eine Tänzerin aber mit so interessanter Vergangenheit, wie Nola Mola, mußte unbedingt in einer deutschen Residenz-, Garnisons- und Universitätsstadt

schon von vornherein viele Bewunderer finden. Das erste Lustspiel war vorüber, und wieder hob sich der Vorhang für das angekündigte Ballet. Von den Gläsern der Brillen und Lorgnetten wurde rasch jedes Stäubchen weggewischt.

Aller Augen waren nach dem Hintergrunde der Bühne gerichtet. Die Musik, die ein sanftes Adagio gespielt hatte, ging mit einer plötzlichen Wendung in rauschendes Forte über. In diesem Augenblick erschien Nola Mola an der Hand ihres Tänzers. Im Nu stand sie im Vordergrund der Bühne, dicht vor dem Souffleurkasten und ihre Blicke schossen pfeilschnell über das Parterre nach den Logen hinauf. Ein seltsamer Blick in der That, durch Worte nicht zu beschreiben. Die Wirkung auf das Publicum war zauberähnlich. Ein leiser, kaum vernehmbarer Ton der Verwunderung flog von Mund zu Mund; die Augen blieben starr auf die Bühne geheftet. Das Orchester pausirte einige Tacte, als ob auch die Musiker von dem allgemeinen Staunen ergriffen wären. Uebrigens blieb Alles ruhig, keine Hand regte sich zum Klatschen, keine Lippe bewegte sich zu einem Bravo. Nola selbst schien sich des bedeutenden Eindrucks, den ihre Erscheinung hervorgebracht, bewußt zu sein; ein neckisches Lächeln überflog ihre Züge und noch einmal ließ sie ihr Auge über die ganze Versammlung, diesmal aber etwas langsamer, hinschweifen; dann verbeugte sie sich ein wenig nach beiden Seiten und trat einige Schritte zurück, um das Zeichen zum Anfang des Tanzes zu geben.

Da es einmal so üblich und herkömmlich ist, daß ein Romanschreiber seine Heldin vom Scheitel bis zur Zehe genau beschreibt und sich über jeden ihrer Reize speciell verbreitet, so können meine Leser wol auch von mir billigerweise fordern, daß ich ihnen ein möglichst getreues Bild meiner Nola Mola entwerfe. Aber lieber Himmel, das ist eine schwere Aufgabe, die meine stylistischen Kräfte weit übersteigt. Hier fühl' ich so recht, wie wenig wir Schriftsteller mit Tinte und Feder zu leisten im Stande sind, wenn es gilt, ein vollendetes Naturproduct zu beschreiben. Der stümperhafteste Maler kann bei solcher Gelegenheit ungleich mehr leisten, als der talentvollste Literat.

Nola trug die hinlänglich bekannte polnische Nationaltracht. Ihr in der That prachtvoller und seltener Wuchs wurde durch diese Tracht noch mehr hervorgehoben. Sie war von etwas mehr als mittlerer

Größe, weder schlank noch voll, jeder Theil zu dem anderen im wunderbarsten Ebenmaß stehend. — Ihr überreiches, schwarzbraunes Haar war in viele dünne Zöpfchen gewunden, die unter der polnischen Mütze in zierlichen Bogen hervorhingen. Die Stirne war hoch und marmorglatt, der Teint vom zartesten Weiß, doch mit einer leisen dunkleren Schattirung gemischt, die eine südliche Heimath verrieth. Bei Beschreibungen weiblicher Schönheit findet man selten auf die Nase gebührendes Gewicht gelegt, in der Regel wird sie gar nicht erwähnt oder mit der kurzen Bezeichnung römisch, griechisch, aufgestülpt oder abgestumpft abgefertigt. Und doch ist die Nase, dieser Mittelpunkt und Beherrscher des Gesichts, ein höchst wichtiges Organ, von dessen Bildung die Schönheit der Züge wesentlich abhängt. Nola's Nase war vollendet in jeder Hinsicht, ein Muster und würdiger Gegenstand des Studiums für den plastischen Künstler. Der Mund war klein, die Lippen schmal. Beim Lächeln zeigten sich zwei prächtige Reihen milchweißer Zähne und an jedem Mundwinkel entstand eine zarte Falte, wodurch dem Gesicht ein eigenthümlich neckischer Ausdruck verliehen wurde. Wundervoll war der Bau des Halses und der Schultern, welche hauptsächlich dazu beitrugen, ihr eine so stolze und doch überaus anmuthige Haltung zu geben. Das Merkwürdigste und Interessanteste an Nola's Aeußerem, Das, was auch auf das Publicum von Neu Rom eine so unwiderstehliche Wirkung geäußert, war ihr Auge. In diesem dunkeln, von dichten, stolz gewölbten Brauen überschatteten Augenpaare lag Alles, was eine Menschenbrust empfindet und bewegt: der tiefste Schmerz und die berauschendste Lust, Demuth und Stolz, das verzehrende Feuer unbändiger Leidenschaft. Wenn sie die Augen aufschlug, war es, als ob zwei Blitzstrahle daraus hervorschössen, um Alles zu vertilgen, was ihnen in den Weg käme; wenn sie die Augen niederschlug, erschien sie als ein Bild der tiefsten Demuth und unbeschränktesten Hingebung.

So war Nola bei ihrem ersten Auftreten in Neu Rom. Selbst Diejenigen, die weniger günstig für sie gestimmt waren, mußten sich vor dieser imponirenden Erscheinung beugen und konnten nicht leugnen, daß sie im ersten Augenblick schon einen, wenn auch stillen, doch seltenen Triumph gefeiert hatte. Was sie als Tänzerin in jenem ersten Ballet geleistet, darüber mochten die Wenigsten ein klares Urtheil fällen

können; ich aber, als unparteiischer Berichterstatter, muß meinen Lesern verrathen, daß Nola's Tanzkunst in keinem Verhältniß zu ihrer Schönheit stand. Es fehlte ihr jene schwebende, duftige Leichtigkeit, welche Künstlerinnen ersten Ranges auszuzeichnen pflegt. Demungeachtet lag in ihrer Weise zu tanzen Eigenthümlichkeit und Reiz. Viele hatten etwas Anstößiges, Lascives erwartet, sahen sich aber vollständig getäuscht. Nola tanzte mit solchem Anstand, daß auch keine ihrer Bewegungen eine schiefe Deutung erhalten konnte. Als das Ballet zu Ende war; wurde im Parterre geklatscht, und ein Theil der Gallerie stimmte mit ein. Im Ganzen waren die Beifallsäußerungen sehr gemäßigt.—

Wir wenden unsere Aufmerksamkeit von der Bühne ab zu der kleinen, mit rothen Sammetgardinen und der königlichen Krone geschmückten Seitenloge, die dicht ans Proscenium stößt. Während des Tanzes stand in dieser Loge ein ältlicher Herr in blauem Frack und weißen Beinkleidern, der die Doppellorgnette nicht von den Augen brachte und jede Bewegung der Tänzerin sachverständig zu prüfen schien. Seine Züge hatten einen etwas schroffen Ausdruck, der durch den blonden, gut gepflegten Schnurrbart noch erhöht wurde. Kaum war der Vorhang gefallen, so schritt er nach dem Ausgang der Loge und befahl einem Lakaien, den Hoftheater-Intendanten zu rufen. Nach wenigen Minuten stand der Baron von Steigbügel mit tiefen Bücklingen im Hintergrund der Loge.

„Majestät haben befohlen —“

„Näher treten!“ antwortete der König, denn meine Leser werden Hans I. schon erkannt haben. „Auf wie viel Vorstellungen engagirt?“

„Verzeihen Ew. Majestät, Fräulein Nola Mola hat sich noch nicht mit Bestimmtheit darüber ausgesprochen, wie oft sie auf der königlichen Hofbühne aufzutreten gedenkt.“

„Fragen, fragen, heute Abend noch, und Contract abschließen. Wackere Künstlerin, recht wacker.“

Der Intendant verbeugte sich drei Mal, als ob ihm das Lob gegolten habe.

„Es ist nur zu bedauern, Majestät, daß die geehrte Künstlerin ihre Honorarforderungen etwas hoch stellen wird. Die Kasse der königlichen Hofbühne —“

„Wie viel Geld?“ unterbrach ihn der König.

„Fünfzig Louisd'or für jeden Abend. Majestät geruhen zu bemerken, daß bisher niemals mehr als die Hälfte dieses Betrages aus der Kasse der königlichen Hofbühne an eine Tänzerin ausbezahlt wurde."

„Viel Geld, sehr viel Geld. Abhandeln, Baron, abhandeln, verstehen das ja."

„Fräulein Nola Mola ist in diesem Punkte sehr difficil. Wenn wir nicht so viel zahlen, reist sie auf der Stelle ab."

„Hm, hm!" antwortete der König. — „Festigkeit, männlicher Character — sieht ihr aus den Augen. Also zahlen, Baron, zahlen. Die Hälfte soll aus unserer Privatchatoulle zugelegt werden. Verstanden?"

„Sehr wohl, Majestät."

Der Intendant wollte sich zurückziehen.

„Noch ein Wort, Baron. Ihr etwas schmeicheln, verstanden? Ihr unsere Zufriedenheit ausdrücken, sogleich — noch vor dem nächsten Tanze."

„Ich eile auf die Bühne, Majestät."

König Hans warf sich auf einen rothen Sammetsessel in einer Ecke der Loge und lorgnettirte bald nach dem Parterre, bald hinauf nach den Gallerien. —

Der zweite Tanz Nola's, welchen sie allein ausführte, war von dem ersten sehr verschieden. Hatte man sie vorher schon bewundert, so war sie jetzt hinreißend. Sie erschien in ganz weißem Gewande mit lang herabhängendem Haar. In Haltung und Miene entsprach sie ganz dem Character einer indischen Bajadere. Sie tanzte leidenschaftlicher, begeisterter als das erste Mal. In ihren Bewegungen lag weniger Gemessenheit und Berechnung, sie gab sich, wie sie war, lebendig und glühend. Obwol sich mehr Gelegenheit dazu bot, konnte man auch diesmal nichts eigentlich Anstößiges in ihrem Tanze finden, doch war er im Ganzen frei zu nennen. Am Schluß äußerte sich der Beifall in derselben Weise wie zuvor. Schon war er fast ganz verhallt, als sich der König in seiner Prosceniumsloge weit vorbog, mehrmals in die Hände klatschte und ein lautes Bravo rief. Dies war ein Signal von electrischer Wirkung. Kaum gewahrten die in den Logen vertheilten und schon im Weggehen begriffenen Räthe und Beamten diesen allerhöchsten Antheil, als sie augenblicklich umkehrten und ihre Hände pflichtschuldigst in Bewegung setzten. Die Offiziere im Parquet

säumten gleichfalls keinen Augenblick, dem königlichen Commando Ordre zu pariren, sie klatschten, schrien und rasselten mit den Säbeln, daß es eine wahre Lust war. Nola, die anfangs nur durch ein leichtes Kopfnicken gedankt hatte, schien überrascht beim Ausbruch dieses Jubels. Mit zwei leichten Sprüngen näherte sie sich der Loge des Königs, warf dem hohen Beifallsspender einen vielsagenden Blick zu und verneigte sich dann tief in äußerst graciöser Weise.

Der Vorhang fiel und das Theaterpublicum von Neu Rom verließ höchst befriedigt das Haus.

Der König Hans stand einen Augenblick wie angezaubert in seiner Loge, dann murmelte er leise vor sich hin:

„Sechzig Jahre ein der Erkenntniß der Schönheit gewidmetes Leben gelebt habend, — und doch die wahre Schönheit erst jetzt erkannt und gefunden! —“

Am zweiten Abend nach Nola's erstem Auftreten zu Neu Rom saß König Hans gedankenvoll in einem kleinen Gemach seines königlichen Schlosses. Zwei Wachskerzen auf einem silbernen Armleuchter erhellten den Raum. Auf dem Tisch lagen einige mit reichem Goldschnitt verzierte Bände deutscher Classiker. Beschriebene Blätter daneben zeigten von Sr. Majestät literarischem Fleiße. Die mit einer großen Glasglocke bedeckte Alabasteruhr hatte eben neun Mal angeschlagen, als die Thür des Gemaches leise geöffnet wurde und ein Mann herein trat. Der König drehte sich in seinem Lehnsessel ein wenig um und fragte:

„Joseph?“

„Zu dienen, Majestät. Habe wol lange auf mich warten lassen?“

„Er hätte früher zurück sein können, doch wenn Er sich Seines Auftrages zu meiner Zufriedenheit entledigt hat, kommt's auf eine Stunde Zeit nicht an.“

„Majestät, ich that Alles, was in meinen Kräften stand. Ohne Prahlerei darf ich sagen, daß ich mein Geschäft verstehe und schon manchen Knoten geschürzt habe.“

„Er ist nicht ungeschickt, Joseph, das weiß ich, deßhalb genießt Er mein Vertrauen. Doch zur Sache. Die schöne Nola —?“

„Sonderbares Wesen, Majestät, ganz verschieden von unserm einheimischen Gewächs.“

„Sie war überrascht, verlegen? Natürlich, das weibliche Gefühl kann sich nicht verläugnen.“

„Von Verlegenheit konnt' ich nichts wahrnehmen, und die Ueberraschung ließ sie sich vielleicht nicht merken.“

„Aber sie gab ihre Zustimmung, wenn auch mit Widerstreben —? Sei Er doch nicht so langsam, Joseph, drück' Er sich doch deutlich aus!“

„Majestät lassen mich ja nicht zu Worte kommen. Ich begab mich also in den „Goldenen Hahn“ zu Fräulein Nola Mola. Ich sagte ihr, daß ich Joseph Braun, erster Kammerdiener Sr. Majestät sei, daß es mein Amt mit sich bringe, meinem Allerhöchsten Herrn in jeder erdenklichen Weise zu dienen, daß mich kein bestimmter Auftrag zu ihr führe, sondern daß ich aus eigenem Antrieb komme.“

„Gut, Joseph, ganz gut, nur weiter.“

„Ich sagte ihr, daß ich durch meine Stellung in der Nähe Ew. Majestät Gelegenheit hätte, die Gedanken und Gesinnungen meines hohen Gebieters kennen zu lernen, daß ich nun die zuverlässige Beobachtung gemacht habe, wie derselbe sein Allerhöchstes Auge auf ihre Person geworfen, daß ihr mithin eine glänzende Zukunft bevorstehe, falls sie geneigt sei, die Gefühle des Königs zu theilen und demselben in entsprechender Weise entgegenzukommen.“

„Etwas prosaisch, Joseph, Er hätte mehr Schwung hineinlegen können.“

„Halten zu Gnaden, Majestät, bin kein Dichter, habe aber doch meine Worte fein und vorsichtig genug gesetzt, um bei der Dame zu reüssiren. Ist aber ein verschlagenes Frauenzimmer. Sie hörte mir lächelnd zu, meinte, daß hinter meiner Sendung wol doch etwas mehr als bloße Dienstfertigkeit stecke, übrigens müsse sie, mit Rücksicht für ihre öffentliche Stellung, auf die ihr zugedachten Ehren gänzlich Verzicht leisten. Keine Einwendungen, keine Vorstellungen von meiner Seite konnten sie zu einer andern Antwort bewegen.“

König Hans sprang unwillig von seinem Sessel auf.

„Er ist ein täppischer Mensch, Joseph! Wo es gilt, etwas mit Delicatesse einzufädeln, da läßt Ihn sein bischen Mutterwitz total im Stich.“

Der Kammerdiener dankte mit demüthiger Verbeugung für dieses Allerhöchste Compliment. Nach einer kleinen Pause hob er wieder an:

„Majestät, lassen wir uns nicht so rasch abschrecken. Welche besitzenswerthe Festung fällt auf den ersten Angriff? Vielleicht will die Dame nur erfahren, ob Ew. Majestät in der That eine tiefere Neigung für sie hegen, oder ob es nicht bloß ein vorübergehendes Interesse, eine fürstliche Laune war. Erneuern wir den Sturm nach einer kleinen Weile, vielleicht schießen wir dann eine Bresche.“

Der König, der im ersten Aerger getäuschter Erwartung schon Alles aufzugeben beabsichtigte, änderte ebenso rasch wieder seinen Vorsatz. Bei sorgfältigerer Ueberlegung konnte er sich durchaus nicht vorstellen, daß eine Tänzerin, die, wie wenigstens erzählt wurde, schon hinlängliche Beweise eines liebefähigen Herzens geliefert hatte, jetzt den Huldigungen eines Königs kein Gehör geben sollte. Joseph Braun wurde daher beauftragt, nach Verlauf mehrerer Tage das Feld abermals auszukundschaften. —

Es ist ein von den Geschichtsforschern noch nicht gehörig aufgeklärter Umstand, ob Nola Mola in der bestimmten Absicht nach Neu Rom gekommen war, den König Hans vor ihren Triumphwagen zu spannen, oder ob sie selbst, von den künftigen Geschicken noch nichts ahnend, durch den Zufall nach dieser Stadt geleitet wurde. Wir wollen die Entscheidung dieser für die Geschichte Deutschlands hochwichtigen Frage den Männern von Fach überlassen. Ob Nola Hansen oder Hans Nola gefangen — das soll uns kein Kopfbrechen kosten. Der Besuch des königlichen Kammerdieners brachte bei der Tänzerin einen kühnen Entschluß zur Reife. Ihr Leben war reich gewesen an Abenteuern aller Art, sie hatte geliebt um der Liebe und des Reichthums willen; jetzt war sie in die Jahre gekommen, wo der Ehrgeiz zu erwachen pflegt. Die Favorite eines Königs zu sein, an einem Hof zu glänzen und den Ton anzugeben, ein ganzes Land zu ihren Füßen liegen zu sehen — diese verlockende Aussicht bot sich ihr dar und es galt nur, die richtigen Mittel und Wege einzuschlagen, um den königlichen Liebhaber mit unauflöslichen Fesseln zu umschlingen. Ein

in der Welt und den Künsten der Coquetterie weniger erfahrenes Frauenzimmer hätte sich ihm vielleicht sogleich und unbedingt in die Arme geworfen. Nola wußte gut genug, daß ein entschiedener Widerstand von ihrer Seite die Flammen im Busen des alten Königs nur lebhafter anfachen würde. Der königl. Kammerdiener erschien zum zweiten und zum dritten Mal bei ihr, stellte dringende und immer dringendere Anträge—sie wies ihn ab. König Hans war der Verzweiflung nahe, er vermuthete, daß ein Anderer im Besitze ihrer Liebe sei, und dieser Gedanke schien ihm unerträglich. Den Bitten des Intendanten, ihr Auftreten auf der königlichen Bühne fortzusetzen, hatte Nola natürlich bereitwillig nachgegeben. Zwei Mal wöchentlich erschien sie auf der Bühne, und König Hans hatte so fortwährend Gelegenheit, sich an ihrem Anblick zu weiden. So oft sie tanzte, spendete er lauten Beifall, und die Bewohner von Neu Rom, die in solchen Dingen nicht blind waren, begannen schon, sich ihre eigenen Gedanken über diesen königlichen Enthusiasmus zu machen.

Drei Wochen verstrichen. Das Frohnleichnamsfest, welches in der gut katholischen Stadt mit äußerstem Pomp gefeiert wird, erschien. Alljährlich zog an diesem Tage eine glänzende Procession durch die Stadt; der König selber nahm Theil daran und wanderte zu Fuß hinter dem Allerheiligsten. Auch diesmal ging die Feierlichkeit ganz in herkömmlicher Weise vor sich. Nola, die denken mochte, daß es jetzt Zeit sei, sich dem König zu nähern, hatte diese Gelegenheit dazu ausersehen. In ein eng anschließendes, schwarzes Sammetgewand gekleidet, wodurch ihre herrliche Figur aufs vortheilhafteste hervorgehoben wurde, erwartete sie die Procession an einer Stelle, wo das Volksgedränge weniger stark war. In demselben Augenblick, da der König gesenkten Hauptes dicht an ihr vorüberschritt, sagte sie so laut, daß er und die zunächst Stehenden es deutlich vernehmen konnten:

„Welch ein schöner Mann!“

König Hans blickte auf, erkannte die Sprecherin und dankte durch ein kaum bemerkliches Kopfnicken.

Am Abend dieses Tages brachte Joseph Braun Sr. Majestät die erfreuliche Botschaft, daß die spröde Nola bereit sei, am nächsten Abend ihrem hohen Gönner ein Rendezvous zu gewähren.

In einem Zimmer der mittlern Etage im Gasthof zum „Goldenen Hahn“ saß Nola Mola an der Seite eines jungen Mannes, der die kleidsame Uniform der Garde-Cürassiere trug. Der Abend war schon weit vorgerückt, und im Zimmer brannte noch kein Licht. Der Vollmond aber, der schon so millionen Mal Lippe an Lippe hangen und Herz an Herz schlagen sah, stand am dunkelblauen Nachthimmel und warf seine freundlichen Strahlen durch die Fensterscheiben bis nach der weichen Ottomane im Hintergrunde des Gemachs. Nola trug ein weißes Gewand, reich mit Spitzen besetzt. Ihre schönen, vollen Arme waren unverhüllt und nur durch einfache Goldspangen verziert; den linken stützte sie auf das Kissen, während der rechte ihrem Gesellschafter überlassen blieb. Der junge Mann, der früher in einiger Entfernung gesessen haben mochte, war ganz nahe zu ihr hingerückt, umfaßte mit beiden Händen den schönen Arm und seine Augen blitzten im Mondenscheine fast noch heller, als die goldenen Epaulettes und Quasten seiner Uniform.

„Nola,“ sagte er mit etwas zitternder Stimme, die seine Aufregung verrieth, „drei kurze Wochen sind erst verstrichen, seit ich Sie zum ersten Mal gesehen. Was ich in dieser Zeit gedacht und empfunden — lassen Sie mich darüber schweigen. Worte können es Ihnen nicht schildern, und wenn sie es könnten, würden Sie ihnen vielleicht keinen Glauben schenken.“

„Und warum nicht, Herr von Rosenberg?“ fragte Nola etwas spötisch. „Denken Sie, ich traute mir nicht die Fähigkeit zu, das schlecht vertheidigte Herz eines Garde-Lieutenants im Sturm zu erobern? Oder glauben Sie, die Flamme im Busen der vielverläumdeten Tänzerin habe schon ausgeglüht und nur kalte Schlacken zurückgelassen?“

„Keins von beiden, theuerste Nola. Weiß ich doch nur zu gut, welch' zauberische Gewalt Sie auf Alle ausüben, die auch nur in der Ferne Sie zu bewundern Gelegenheit haben. Und ein Herz, das solche Augen, wie die Ihrigen, zum Dollmetscher hat — wer könnte an dessen Fähigkeit und Beruf zur Liebe zweifeln?“

„Aeußerst poetisch, Herr Lieutenant — sind Sie Dichter?“

„In diesem Augenblick — ja! Denn jedes Wort aus Ihrem Munde, jeder Blick Ihres wundervollen Auges begeistert mich. So lang' ich

in Ihrer Nähe weile, ist mein Herz so voll Freude und Glück, daß dann die Trennung um so qualvoller wird."

„Ich glaube gar, die Eifersucht kommt bei Ihnen ins Spiel. Das ist zum Lachen: ein Degen an der Seite und eifersüchtig!"

„Wie grausam, schöne Nola! Wenn ich es wäre, hab' ich nicht Grund dazu? Wer bin ich und was sind Sie? Ich, der ich nichts besitze, als meinen guten Adel und den Lieutenantsrang—"

„Nicht auch unverschämte Gläubiger?" unterbrach ihn Nola lachend.

„Sie mischen Ihren Scherz zu dem bittersten Ernst. Leider haben Sie recht, auch die fehlen nicht. Sie dagegen, die Gefeierte und Gepriesene, der von den Reichsten und Mächtigsten gehuldigt wird —"

„Sie werden anzüglich, Herr von Rosenberg."

„Lassen Sie uns davon sprechen, Nola. Ich kann es nicht länger zurückhalten und mögen Sie mich noch so hart dafür strafen. Der König zeichnet Sie aus, er nimmt einen wärmeren Antheil an Ihnen, als sich auf Rechnung Ihrer Kunst setzen läßt."

„Vielleicht gilt sein Antheil der Person der Künstlerin," sagte Nola trocken.

„Wissen Sie, was man in der Stadt allenthalben spricht?"

„Das Gespräch Ihrer Krämer und Brauer ist mir sehr gleichgültig."

„Ihnen, Nola — aber mir? Was soll aus mir werden, wenn ich Ihr Herz mit einem Andern — und wäre es der König selber — theilen muß?"

Diese Worte und der Ton, in dem sie gesprochen wurden, schienen ihren Eindruck auf Nola nicht zu verfehlen. Sie schlang den rechten Arm um die Schultern des Garde-Lieutenants und neigte den Kopf leicht nach ihm hinüber.

„Sie sind sehr thöricht, Ferdinand," sagte sie ernster als bisher, „daß Sie solche Befürchtungen hegen. Ich wußte, daß Sie weder Reichthum noch eine hohe Stellung besitzen, als Sie sich mir näherten. Dennoch hieß ich Sie willkommen. Mein Herz ist ein freiwilliges Geschenk, nicht durch die Schätze beider Indien kann es erkauft werden. Ich verlange nicht von einem Andern, was ich selber geben kann. Eins aber behalte ich mir vor: die unumschränkteste Freiheit meines

Willens. Ich gebe Keinem und unter keiner Bedingung die mindeste Rechenschaft von meinem Thun und Lassen. Darum kein Wort weiter über diesen Gegenstand. Lassen Sie mich ungestört meinen eigenen Weg verfolgen."

Der Garde-Lieutenant wagte keinen Einwand. Er überließ sich der Seligkeit des Augenblicks und erwiderte aufs lebhafteste die Zärtlichkeit seiner reizenden Nachbarin.

Nach einer kleinen Weile unterbrach ein leises Pochen an der Thür ihre süße Unterredung. Nola öffnete. Das Kammermädchen stand draußen und flüsterte ihr einige Worte zu. Sie gab ihre Befehle und kehrte in das Zimmer zurück.

„Wir müssen abbrechen für heute, Ferdinand. Morgen werde ich in dem Ballet zu tanzen haben, doch nach der Vorstellung — —"

„Fliege ich hierher, um noch eine Stunde in traulicher Einsamkeit bei meiner Angebeteten zu verbringen."

Eine feurige Umarmung, ein Kuß auf die nicht widerstrebenden Lippen — dann eilte der junge Offizier rasch von dannen. Nola entfernte sich durch eine Seitenthür. Die Zofe kehrte gleich darauf zurück, zündete sämmtliche Wachskerzen auf dem Candelaber an, der in der Mitte des Zimmers hing, räumte rasch einige umherliegende Gegenstände bei Seite und führte dann mit tiefen Verbeugungen einen Fremden herein, worauf sie sich wieder entfernte.

Der Eingetretene trug einen dunkelblauen Oberrock, bis an den Hals herauf zugeknöpft; sein Hut war tief ins Gesicht gedrückt. Nachdem er das ganze Zimmer besichtigt und sich überzeugt hatte, daß außer ihm Niemand anwesend sei, nahm er den Hut ab. Es war niemand Geringeres, als Se. Majestät Hans I. Mit ungeduldigen Schritten ging er eine Weile im Zimmer auf und ab und trat dann an einen Tisch, um in den darauf liegenden Büchern zu blättern. Ein elegant gebundener Band stand auf dem kleinen Lesepult. Er schlug das Titelblatt auf und las: „Gedichte des Königs Hans von Cerevisia." Ein feiner Papierstreifen, der als Zeichen zwischen die Blätter gelegt war, deutete die Stelle an, welche zuletzt gelesen worden. Es waren einige rührende Strophen, worin der Dichter beklagte, daß ihm, dem Gekrönten, das Glück des Lebens, der ungetrübte Genuß der Liebe nach freier Wahl nicht gestattet, sondern daß er genöthigt sei, den Frie-

den des Herzens der steifen Etiquette zu opfern. Einige Zeilen, die vorzüglich angesprochen haben mußten, waren mit Rothstift angestrichen.

Hans I., der lieber für einen großen Dichter als für einen großen König gelten mochte, fühlte sich nicht wenig geschmeichelt bei diesem Anblick, er sah darin eine weitere Garantie für die Verwirklichung seiner Hoffnungen. Ein leises Geräusch störte ihn in diesem angenehmen Gedankengang. Nola war eingetreten. Sie hatte dasselbe schwarze Sammetkleid angelegt, welches sie schon am vorhergehenden Tage bei der Procession getragen. Der König, der von ihrem Anblick überrascht und geblendet war, sammelte sich schnell und sagte mit einer tiefen Verbeugung:

„Mein Fräulein, empfangen Sie meinen wärmsten Dank dafür, daß Sie mir eine Gelegenheit bewilligt, Ihnen meine aufrichtige Verehrung und Bewunderung auszudrücken."

Nola schlug erröthend die Augen zu Boden und mit einer leichten Handbewegung gegen die Ottomane, sagte sie:

„Wollen mir Ew. Majestät die Ehre erweisen — —"

Sie ließ sich nieder und König Hans setzte sich an ihre Seite auf dieselbe Stelle, wo wenige Augenblicke zuvor der glückliche Garde-Lieutenant gesessen. —

Die Unterredung bewegte sich anfangs in ziemlich steifen, ceremoniösen Formen. Der König sagte der Tänzerin vieles Verbindliche und Schmeichelhafte hinsichtlich ihrer künstlerischen Leistungen und des persönlichen Eindrucks, den sie auf ihn hervorgebracht. Nola zeigte sich schüchtern und zurückhaltend. Doch allmählig wurde sie lebhafter. Ihre Augen, die sie zuerst niedergeschlagen und nur selten halb erhoben hatte, begannen sich ins Spiel zu legen, und König Hansens dichterische Natur fühlte keinen Beruf, einem aus solchen Batterien eröffneten Kreuzfeuer Widerstand zu leisten. Das Gespräch lenkte sich auf die Stadt Neu Rom und deren Kunstschätze.

„Es ist erstaunlich," sagte sie, „was Ew. Majestät für diese Stadt gethan haben. Wohin man blickt, wohin man den Fuß setzt, überall stößt man auf Denkmäler, die den Namen Ew. Majestät verherrlichen und der Nachwelt überliefern werden. Es muß ein erhebendes Gefühl

sein, sich als den Schöpfer so vieler Herrlichkeiten betrachten zu können.“

„Sie haben Recht, schönes Fräulein,“ erwiderte der König, „meine Residenz ist von mir geschaffen. Wenige Fürsten können das sagen, und ich setze auch einen Stolz darauf. In künstlerischen Schöpfungen den höchsten Zweck des Daseins findend, habe ich stets mein Leben der Kunst gewidmet.

„Aber Ew. Majestät begnügen sich nicht damit, Beschützer der Künste zu sein, Sie ergreifen selber die Feder und schreiben mit kühner Hand Ihren Namen neben die Namen von Deutschlands besten Dichtern.“

„Allzugütig, mein Fräulein, allzugütig! Die Muse der Dichtkunst ist meine treue Gefährtin in heitern und trüben Stunden.“

„Ich sollte denken, Ew. Majestät hätten die letzteren noch nicht kennen gelernt.“

„Denken Sie das nicht, ja nicht, es ist ein Irrthum. Nicht Alles ist Gold, was glänzt. Die Krone wird oft zur drückenden Last, und mancher Handwerker sitzt zufriedener und glücklicher auf der hölzernen Bank, als der König auf seinem Throne. Eingeengt in den Panzer der Etiquette, stets bewacht und belauscht von tausend neugierigen Augen, nicht Herr seiner Zeit, nicht Herr seines Willens, selten geliebt und selber nicht lieben dürfend — o Fräulein, Sie sind in Ihrem Stand beneidenswerther!“

„Ew. Majestät erschrecken mich. Wer könnte es wagen, den Wünschen und Neigungen eines Herrschers Zügel anzulegen?“

„Die Verhältnisse, Fräulein, die unglücklichen Verhältnisse! Wer sein Herz ertödten, wer seine Brust der Liebe verschließen kann, der fühlt sich vielleicht behaglich im Besitz eines Scepters, dem genügen die kalten Formen und lästigen Huldigungen. Ich bin Dichter, ich war Dichter, ehe ich König war, mein Herz dürstet nach Theilnahme, nach Liebe — ach! — Doch wohin gerathen wir? Bin ich gekommen, Sie mit Klagen zu belästigen? Wie geht es zu, daß ich Ihnen Alles offenbare? Fräulein, Ihre Erscheinung hat auf mich seltsam gewirkt. Ich finde etwas an Ihnen, was mir noch nie begegnet ist. Ich — —“

Nola beugte sich etwas zurück; sie fühlte, daß jetzt ein entscheidender Moment gekommen war. Mit halblauter Stimme flüsterte sie:

„Majestät — —“

Der König ließ sich nicht unterbrechen.

„Ich will nichts sagen, was Sie in Verlegenheit setzen könnte, aber ich muß Ihnen sagen, daß mir mit Ihrem Erscheinen ein leuchtendes Gestirn aufging, dessen Strahlen mich erwärmt, belebt und entzückt haben. Wir stehen uns auf einem eigenthümlichen Boden gegenüber, dessen Schwierigkeiten ich wohl erkennend, nichts desto weniger eine Bitte an Sie zu richten habe. Wollen Sie dem König Hans von Cerevisia, dem Dichter, eine Bitte gewähren?“

Nola schlug ihre Augen auf und der Dichter-König schlug die seinigen nieder. Der ermunternde Ausdruck ihres Blicks aber deutete ihm an, daß die Bitte erfüllt werden möchte. —

„Was könnte in meiner Macht liegen, Ew. Majestät zu gewähren?“ fragte sie mit einem anmuthigen Lächeln.

„Eine Kleinigkeit für Sie, aber viel für mich. Bleiben Sie in Neu Rom, Nola, bleiben Sie, aber tanzen Sie nicht mehr auf der Bühne.“

„Majestät, wie ist das möglich? Mein Contract mit Herrn von Steigbügel bindet mich.“

„Soll durch mich gelöst werden, ohne Schwierigkeiten.“

„Meine Contracte mit auswärtigen Bühnen — —“

„Können durch Sie gelöst werden. Wer darf Sie zum Weggehen nöthigen, wenn es Ihr Wille ist, zu bleiben?“

„Aber Majestät, welche Aussichten bieten sich mir? Welche Stelle soll ich hier übernehmen?“

„Lassen Sie das mir angelegen sein. Ich werde Ihnen eine Stellung anweisen, wie sie Ihrer würdig ist. Nur von Ihrer Einwilligung wird es abhängen — —“

„Majestät, ich bin nicht im Stande — —“

„Gut, ich will Sie nicht drängen. Ziehen Sie meine Bitte in Ueberlegung. Mein Kammerdiener kann mir morgen Ihren Entschluß kund thun. Einstweilen empfangen Sie dieses Geschenk als ein Zeichen besonderer Achtung und Verehrung.“

Er überreichte ihr ein kleines, mit Edelsteinen reich besetztes Me-

daillon, welches sein eigenes, wohlgetroffenes Portrait enthielt. Nola nahm es sichtbar erfreut aus seiner Hand und betrachtete aufmerksam das Bildniß.

„Ew. Majestät hätten mir kein werthvolleres Geschenk machen können. Ich werde es als Andenken sorgfältig bewahren."

„Wenn Sie meine Bitte nicht erhören, wenn Sie scheiden müssen, dann möchte ich mir zuvor von Ihnen ein gleiches Geschenk erbitten. Doch," setzte er lächelnd hinzu, indem er ihre rechte Hand ergriff und rasch einen Kuß darauf drückte, „ich denke, Sie lassen mir das Original, das kein Künstler zu ersetzen im Stande wäre." —

König Hans erhob sich rasch, ergriff seinen Hut und verließ das Zimmer.

Als er die breite Wendeltreppe hinabstieg, kam ihm von unten ein Kellner entgegen, der einen großen Präsentirteller mit Speisen heraufträg. Der Oberkellner des „Goldenen Hahns" stieg hinterher, in jeder Hand einen Leuchter mit einer brennenden Kerze tragend. König Hans drückte den Hut tiefer in die Stirn und schritt eilig an ihnen vorüber. Beide drehten sich zu gleicher Zeit um und sahen ihm erstaunt nach, bis er unten in der Halle verschwunden war.

„Jean," sagte der Oberkellner, „war das nicht —?"

„I freilich!"

„Und aus Nummer 2 kam er?"

„I natürlich!"

„Doch kein Versehen?"

„Gott behüt'! Serenissimus existirt nur einmal." —

Am nächsten Morgen erzählten sich die guten Bürger von Neu Rom auf allen Straßen, daß König Hans der Tänzerin Nola incognito einen Besuch abgestattet habe. —

Se. Majestät eilte mit raschen Schritten nach dem Residenzschlosse. Er sah keine Häuser, keine Laternen, keine Menschen; nur ein reizendes, verführerisches Bild schwebte vor seinen Augen.

Wäre Joseph Braun nicht Mitwisser des königlichen Geheimnisses gewesen, er würde vollen Grund zu der Befürchtung gehabt haben, daß es an Allerhöchstdero höchster Stelle nicht ganz richtig sei. Nachdem er die Majestät glücklich zu Bette gebracht und die Nachtlampe angezündet hatte, sprach König Hans noch die denkwürdigen Worte zu ihm:

„Stets teutſchen Sinnes geweſen ſeiend, immer das Beſte gewollt und das Höchſte erſtrebt habend, aber was Liebe ſei anhero nicht wiſſend, durch dieſe unvergleichliche Andaluſierin in Erfahrung gebracht habend heute.“

In dem Hauſe des königlichen Staatsrathes und Finanzminiſters, Baron von Schweinsheim, war große Abendgeſellſchaft. Die Wachskerzen ſtrahlten auf den prächtigen Cryſtallüſtres und erleuchteten die eleganten, von Fleur d'orange und Eau de mille fleurs duftenden Räume; Teller und Gläſer klirrten und durch das laute Geſumme der Unterhaltung drangen hin und wieder einige Clavier- und Violinaccorde. Der Baron von Schweinsheim war nicht nur Miniſter, ſondern gehörte zu den reichſten Standesherren, ſeine Feten galten für die glänzendſten der Reſidenz. Der größte Theil des hohen Adels war verſammelt, und Alles hatte den Anſtrich einer durchaus ariſtokratiſchen Geſellſchaft.

In einem von den größeren Geſellſchaftsräumen etwas entlegenen Seitenzimmer erblickten wir, auf ſchwarzem Roßhaarſopha ſitzend, die Herrin des Hauſes, eine ziemlich corpulente Dame, die ihre Blüthezeit jedenfalls ſchon um zwei Jahrzehnte überſchritten hatte; dicht neben ihr ſaß ein junges Frauenzimmer mit recht intereſſanten, jedoch etwas abgelebten Zügen. Beide waren in ein ſehr eifriges Geſchäft vertieft, brachen aber jedes Mal raſch ab, ſobald ſich Jemand von der Geſellſchaft der Thür des Zimmerchens näherte. Das Geſpräch ſchien für die jüngere der Damen kein angenehmes zu ſein, denn öfters brachte ſie ihr reich mit Spitzen beſetztes, von Wohlgerüchen duftendes Taſchentuch vor die zur Erde geſenkten Augen; übrigens mochte der Thränenſtrom, der ſich darauf ergoß, nicht gar zu arg ſein, denn die Augen waren weder feucht noch geröthet.

„Es iſt ein fataler, ein höchſt fataler Umſtand,“ ſagte die Baroneſſe von Schweinsheim mit bedenklichem Kopfſchütteln. „Gerade im gegenwärtigen Augenblicke hätte uns gar nichts ungelegener kommen können. Es war Alles gehörig vorbereitet und ausgedacht. Sie beſaßen die volle Gunſt des Königs und konnten ihn mit Leichtigkeit zu dem beſtimmen,

was wir durchzuführen wünschten. Da kommt, wie aus den Wolken heruntergeschneit, diese leichtfüßige Tänzerin, weiß sich in der, in der Geschichte unseres Hofes beispiellos kurzen Frist weniger Wochen unumschränkte Gewalt über Se. Majestät anzueignen und zerstört damit all' unsere so mühsam ausgedachten Pläne. Ich kann aber auch nicht begreifen, liebes Kind, wie Sie sich benommen haben; seit mehr als einem Jahre zeichnet Sie der König aus, er gab Ihnen die deutlichsten Beweise seiner Ergebenheit, und nun so urplötzlich — — Ihr Aussehen hat sich doch nicht verändert, Sie besitzen dieselbe allerliebste Figur, Ihre Augen sind noch so süß und schmachtend — —"

„Schweigen Sie davon, gnädige Frau," unterbrach sie die Andere, „was konnte Se. Majestät an meinen Augen noch Reizendes finden, nachdem sich die brennenden Feuerkugeln dieser Spanierin in sein großmüthiges, aber nur zu leicht entflammtes Herz gebohrt hatten?"

„Das ist es eben, meine Liebe. Unser König liebt das Feurige, das Leidenschaftliche. — Sie haben da vielleicht Manches versäumt. Ich kann mir kaum denken, daß einzig und allein das Erscheinen dieser Fremden eine solche Sinnesänderung des Königs zu Stande gebracht hat."

„Nur dies," erwiderte die jüngere Dame ziemlich lebhaft, „nur dies trägt die Schuld, glauben Sie mir. Bis zu jenem Tage, an welchem Nola Mola zum ersten Male tanzte, pflegte mich der König fast täglich zu besuchen. Er verweilte oft stundenlang in meinen Gemächern, erzählte mir die neuesten Begebenheiten, theilte mir seine Pläne und Entwürfe mit, las mir neue Gedichte vor — mit einem Wort, ich durfte mir schmeicheln, seine volle Neigung und sein ganzes Vertrauen zu besitzen. Nachdem Nola aufgetreten war, blieb er drei volle Tage weg. Als er am vierten endlich kam, war er sichtbar zerstreut, sein Geist schien mit andern Dingen beschäftigt. Konnte ich sein kaltes Entgegenkommen feurig erwidern? Ich weinte. Meinen Thränen hatte er noch nie widerstanden; diesmal blieben sie ohne Eindruck, sie schienen ihn nur noch mürrischer zu machen. Theilnahmlos wünschte er mir eine gute Nacht und einen besseren Humor."

„Letzterer ist uns Allen sehr nöthig, um die gehörige Fassung und Haltung nicht zu verlieren," erwiderte die Baronesse. „Aber weiter, meine Liebe, welche Schritte thaten Sie, um den König zu gewinnen?"

„Was sollte ich thun? Zwei Briefe wurden mir uneröffnet zurückgeschickt, die dringende Bitte um eine mündliche Unterredung wurde abgeschlagen. Als ich zuletzt lebhaft in Joseph Braun, den in alle Geheimnisse eingeweihten Kammerdiener drang, zuckte er verlegen die Achseln und sagte mir im Vertrauen, daß ich fürs erste keine weitere Schritte unternehmen solle, indem sie, wie er ganz zuverlässig wisse, ohne Erfolg sein würden."

„Wir müssen alle Kräfte aufbieten," nahm die Baronesse das Wort, „damit wir unsere erschütterte Stellung wieder befestigen. Es kann nnd darf nicht so bleiben. Gerade im jetzigen Augenblick war uns Ihr Verhältniß zu Sr. Majestät von höchster Wichtigkeit. Der Zustand unserer Staatsfinanzen ist etwas derangirt — mein Mann hat die Verantwortung — die Zweite Kammer der Stände soll demnächst eröffnet werden — Sie wissen ja, meine theuerste Frau von Marschall, was das heißen will: eine Zweite Kammer der Stände! Eine Handvoll roher Bauern, einige aus dem Staatsdienst rangirte Beamte — das Gebell und Gekläffe dieser albernen Schwätzer hat nichts auf sich, aber es kann doch unter Umständen höchst unangenehm werden. Mein Mann wäre vielleicht genöthigt, sein Portefeuille niederzulegen. Sehen Sie, meine Beste, da hatten wir nun Sie ausersehen, um Se. Majestät — —"

„Ich verstehe, gnädigste Frau, und meine Hilfe wäre Ihnen gewiß gewesen."

„O ich weiß, Sie zeigten sich stets so freundschaftlich gegen unser Haus. Ihr seliger Mann war der vertrauteste Freund des Barons von Schweinsheim. Ach, der Vortreffliche! Daß er nur zwei Jahre das Glück genoß, an Ihrer Seite zu leben!"

Die junge Wittwe drückte das Taschentuch mit einem tiefen Seufzer vor die Augen. —

„Doch noch etwas Anderes von hoher Wichtigkeit ist jetzt gerade im Werke," fuhr die Baronesse fort. „Sie wissen, man wünscht den Prinzen Egbert, den zweiten Sohn Se. Majestät, zu verheirathen. Bei Hofe ist man hinsichtlich der Wahl noch ganz unschlüssig. Das gegenwärtige Cabinet würde einer österreichischen Prinzessin entschieden den Vorzug geben, während von anderer Seite mit Macht darauf hingearbeitet wird, Se. Majestät für Preußen zu stimmen. Auch in dieser

Angelegenheit würden Sie uns vom größten Nutzen gewesen sein, denn gewiß würde der König Ihren Vorschlägen das geneigteste Ohr geschenkt haben. Preußen scheint diese Heirath sehr zu wünschen, denn — — doch still, lassen Sie uns abbrechen. Der geheime Polizeidirector Zobel macht Miene, zu uns herein zu kommen. Dieser Mensch ist nicht von Adel, deßhalb verdient er kein Vertrauen."

Der Polizeidirector unterbrach in der That durch sein Eintreten das Gespräch der beiden Damen. Mit vielen Bücklingen drehte er sich um den Tisch herum, der vor dem Sopha stand.

„Bitte tausend Mal um Vergebung, meine verehrten Damen, wenn ich Ihr Zwiegespräch störe, aber ich konnte es schlechterdings nicht länger mit ansehen, wie Sie beide der Gesellschaft Ihre Gegenwart entziehen. Ueberall stockt die Unterhaltung, wo die Dame des Hauses nicht anwesend ist; überall fühlt man eine unbehagliche Leere, wo Frau von Marschall nicht gegenwärtig ist. In allen Zimmern und Sälen hab' ich Sie schon gesucht, bis es mir endlich gelang, Sie in diesem verborgenen Versteck aufzufinden. Wollen Sie mir nicht die Ehre schenken, Sie zur Gesellschaft zurück geleiten zu dürfen? Fräulein von Fingerlein trägt soeben eine ihrer eigenen Compositionen auf dem Pianoforte vor — allerliebst, auf Ehre! Und diese Fingerfertigkeit für ein so junges Wesen! — Wollen Sie nicht herüberkommen, meine Damen?

„Wir danken Ihnen, Herr Polizeidirector," erwiderte die Ministerin. „Frau von Marschall fühlt sich nicht ganz wohl, ihre Nerven sind so angegriffen — —"

„In der That? Bedaure unendlich! O diese fatalen Nerven! Wenn ich nur wüßte, wofür wir Aerzte hätten, da sie nicht einmal bessere Nerven schaffen können. Wenn die Nerven ins Gebiet der Polizei gehörten, seien Sie versichert, wir wollten ihnen die Schwäche zur ungehörigen Zeit schon durch Maßregeln vertreiben. — Doch wenn Sie erlauben, gnädigste Frau, ich hätte Ihnen etwas mitzutheilen."

„Reden Sie ohne Umstände, lieber Polizeidirector, Frau von Marschall darf um Alles wissen."

„Sie hatten mich beauftragt, gnädigste Frau, das neue Gestirn, welches an unserem Hofe so glänzend emporsteigt, etwas sorgfältiger

zu beobachten und Ihnen über meine aſtronomiſch-polizeilichen Beobachtungen genauen Bericht zu erſtatten."

„Schon gut, Herr Polizeidirector," ſagte die Miniſterin, offenbar etwas pikirt über den hochfliegenden Ausdruck des Polizeimannes. „Haben Sie etwas Bemerkenswerthes in Erfahrung gebracht?"

„Ich habe. Wiſſen Sie, wer geſtern Abend der diſtinguirten Künſtlerin einen Beſuch abſtattete?"

„Nun? Ein neuer Liebhaber ohne Zweifel."

„Weiß nicht, ſcheint mir aber kaum ſo, denn Herr von Rochow, unſer preußiſcher Geſandter, beſitzt kein verführeriſches Aeußere."

„Herr von Rochow, ſagen Sie?" rief erſtaunt die Baroneſſe.

„Der preußiſche Geſandte?" wiederholte die junge Wittwe und beide warfen ſich bedeutungsvolle Blicke zu.

„Wie ich Ihnen berichte. Die Unterredung währte 49 Minuten, 13 und eine halbe Secunde.

„Und was war der Gegenſtand derſelben?" fragte Frau von Marſchall.

„Bitte um Verzeihung, wenn ich damit nicht dienen kann. Die unter meinem Befehl ſtehende Polizei beſitzt zwar das ſchärfſte Gehör, allein die Bauart unſerer Häuſer iſt auch für die längſten Polizeiohren zu maſſiv."

„Wir danken Ihnen für Ihre Gefälligkeit, Polizeidirector," ſagte die Baroneſſe. „Mein Gemahl, der Miniſter, wird in Ihrer Schuld bleiben."

„O nicht doch, Gnädigſte! Gar nicht der Mühe werth. Stehe ſtets zu Dienſten. Nur möchte ich gehorſamſt bitten, meine Mittheilungen ganz geheim zu halten, indem man nicht wiſſen kann —"

„Ohne Sorgen, mein lieber Herr von — lieber Zobel, es bleibt Alles unter uns."

Der Polizeidirector verließ das Zimmerchen, und die Baroneſſe befahl ſogleich einem Lakaien, der eben in der Nähe Erfriſchungen präſentirte, ihren Gemahl herbeizurufen.

Es währte nicht lange, ſo trat der Baron von Schweinsheim in Begleitung ſeines Amtscollegen, des damals im Lande Cereviſia hochmächtigen Kain herein. Die Damen erhoben ſich und wollten den Herren entgegen gehen, dieſe aber baten ſie, ihre Plätze wieder einzu-

nehmen und rückten sich Stühle dicht an das Sopha. Der Baron von Schweinsheim war ein großer, starker Mann, seine Züge hatten durchaus keinen diplomatischen Ausdruck, sondern vielmehr den eines jovialen Weltmannes. Das ganze Aeußere des Finanzministers verrieth den blühenden Zustand seiner eigenen Finanzen. Der Premierminister von Kain bildete einen auffallenden Contrast zu seinem Collegen. Er war von hoher hagerer Statur. Die tiefliegenden, stechenden Augen, die gewölbte Stirn, das spärliche, glatt anliegende Haar, die lange, etwas gebogene Nase — Alles dies zusammen gab ihm ein eigenthümliches, man könnte sagen, staatsmännisches Ansehen. Seine Kleidung war durchaus einfach, ohne irgend ein Abzeichen seines Standes. Sobald sie sich gesetzt hatten, eröffnete der Finanzminister die Unterhaltung.

„Denken Sie sich, meine Damen," sagte er, „wir werden fernerhin keine Gelegenheit mehr haben, Fräulein Nola Mola auf der Bühne zu sehen. Sie will für immer verschwinden."

„Abreisen?" fragten die beiden Damen wie aus einem Munde.

„Das nicht, nur von der Bühne verschwinden, wollte ich sagen. Wie mir der Baron von Steigbügel soeben versicherte, hat sie ein prächtiges Quartier auf der Königsstraße für sechs Monate gemiethet. Der Baron erhielt heute Vormittag einen Brief von ihrer Hand, worin sie ihm anzeigt, daß sie ihr Auftreten auf der königlichen Bühne abbrechen werde."

„Aber der Contract auf zwölf Vorstellungen — —" warf Frau von Marschall ein.

„Herr von Steigbügel war schon vor einigen Tagen Allerhöchsten Orts instruirt worden, diesen Contract aufzugeben, falls die Künstlerin es wünschen sollte."

„Auch wir können Ihnen eine interessante Neuigkeit mittheilen," sagte die Baroneſſe. „Herr von Rochow hat gestern eine Zusammenkunft mit der Tänzerin gehabt."

„Ist es möglich?" rief der Finanzminister erstaunt.

Herr von Kain verzog den Mund ein wenig zum Lächeln.

„Wundern Sie sich nicht," sagte er, „ich habe etwas derartiges erwartet. Preußen macht Fortschritte in der Diplomatie. Die Verbindung des Prinzen Egbert mit einer preußischen Prinzessin wird in

Berlin auf alle Weise begünstigt, denn die Herren an der Spree sehen allgemach ein, daß wir hier an der südwestlichen Spitze Deutschlands thatsächlich existiren, und daß wir ein Wort mitzureden haben, wenn es gemeinsame Angelegenheiten gilt. Preußen weiß aber auch, daß das Cabinet, dem ich vorzustehen die Ehre habe, seinen Absichten entgegen, einen engeren Anschluß an unsern nächsten und natürlichsten Freund, an Oesterreich, wünscht. Wenn Herr von Rochow mit der Tänzerin in Verkehr getreten ist, so können wir uns leicht denken, was es gilt. Er ist ein guter Staatsmann und gebraucht jedes Werkzeug, was ihm für seine Pläne zu dienen verspricht. Die Tänzerin mag zwar gegen Preußen einen Groll hegen, da man sie unlängst in Berlin nicht gar glimpflich behandelt hat. Allein so etwas läßt sich durch Geld und gute Worte ausgleichen; eine Künstlerin besitzt ja ein versöhnliches Herz. Hat Preußen erst diese Bundesgenossin, deren Einfluß bereits ein allgewaltiger ist, auf seiner Seite, dann wird es seine Absichten erreichen, und wir — nun wir sind desavouirt!"

„Ich bitte Sie, bester Herr von Kain," rief der Finanzminister mit etwas komischer Angst, „ich bitte Sie, reden Sie nicht davon! Das darf nicht geschehen. Hier sitzt unsere liebenswürdige Freundin, Frau von Marschall, die noch vor wenigen Wochen so viel galt bei Sr. Majestät; hier sitzt meine Frau, die Baroneſſe, die ihren Einfluß und ihren Scharfsinn ganz unserer Sache widmen wird; hier bin ich, der ich gern mit allem Möglichen zu Gebot stehe; hier sind Sie, Herr von Kain, einer der bewundertsten Staatsmänner unserer Zeit, die rechte Hand des Königs —"

„Erlauben Sie, Baron," fiel Herr von Kain ein, „vielen Leuten ist die rechte Hand sehr entbehrlich, weil sie auch mit der linken fertig werden."

„Ich wollte nur sagen," fuhr der Finanzminister fort, „daß wir Alle zusammen doch im Stande sein werden, die drohende Gefahr glücklich abzuwenden. Die Tänzerin muß von dem König entfernt werden. Dies zu bewerkstelligen, habe ich mir einen Plan ausgedacht."

„Lassen Sie hören," sagte Herr von Kain.

„Wir werden das Verhältniß auflockern, vielleicht ganz zerstören, sobald es uns gelingt, die Eifersucht im Busen des Königs rege zu

machen. Hier gibt uns die etwas unvorsichtige Dame die Waffen selber in die Hand. Man sagt uns allgemein, daß der Lieutenant von Rosenberg ihr tägliche Besuche abstattet; jedenfalls besitzt dieser junge Mann solche Eigenschaften, daß Grund genug zur Eifersucht vorhanden wäre. Diesen Theil der Aufgabe nehme ich auf mich. Eine andere wichtige Verbündete, die uns die wesentlichsten Dienste leisten würde, finden wir in der Person der Königin. Ihre thätige Beihülfe wird uns nicht fehlen, denn die jüngsten Schritte ihres Gemahls müssen die treffliche, gottesfürchtige Frau in hohem Grade betrüben. Es kommt nur darauf an, ihr die Sache in rechter Weise vorzutragen."

„Ueberlassen Sie das mir," sagte die Baronesse. „Ich besitze das Vertrauen Ihrer Majestät und werde sie ganz zu unsern Gunsten zu stimmen wissen."

„Gut, so bliebe uns denn endlich nur noch übrig, auch den mächtigen Hebel der Religion in Bewegung zu setzen, und von dieser Seite auf den König eindringlich zu wirken. Wenn es uns gelänge, den Beichtvater Se. Majestät, den hochwürdigen Bischof von New Rom, auf unsere Seite zu bringen, dann, sollte ich meinen, möchte die Tänzerin die längste Zeit des Königs Gunst genossen haben."

„Nicht übel ausgedacht, Herr College," sagte Herr von Kain. „Man merkt, daß das Speculiren in Ihr Fach schlägt. Lassen Sie uns einen Versuch wagen. Was den letzten Punkt anbelangt, so verspreche ich Ihnen meine Unterstützung. Der Beichtvater Sr. Majestät, die ganze Geistlichkeit, der heilige Vater selber, wenn Sie es wünschen, soll für uns gewonnen werden. — Das Schutz- und Trutzbündniß wäre also geschlossen. Beginnen wir unsere Manöver ohne Aufschub. Doch es wird Zeit sein, zur Gesellschaft zurückzukehren. Darf ich um Ihren Arm bitten, gnädigste Frau?"

Die Baronesse reichte ihm den Arm und sie schritten voran. Der Baron folgte mit Frau von Marschall. Beide Paare verließen das kleine Gemach.

Dicht hinter dem königlichen Reſidenzſchloſſe lag ein zwar nicht großer, jedoch mit Kunſt und Geſchmack angelegter Garten. Der hintere Flügel des Schloſſes, den der König ſelber zu bewohnen pflegte, war ganz von dieſem Garten umgeben, ſo daß man aus den königlichen Gemächern unmittelbar hinaus ins Freie trat. Zwei breite Alleen von alten, dicht belaubten Kaſtanienbäumen, die ſich im rechten Winkel kreuzten, theilten den Garten in vier kleine Quadrate. Jedes derſelben war mit grünen und blühenden Gebüſchen dicht bepflanzt, durch welche ſich ſchmälere, mit feinem Kies beſtreute Wege ſchlängelten. Künſtliche Lauben und Ruheſitze, kleinere Baſſins mit Springbrunnen fehlten in einem ſolchen Garten natürlich nicht. —

An einem milden Sommerabend, als die Sonne ſchon längſt verſchwunden und den freundlich blinkenden Sternen Platz gemacht hatte, wandelte ein ſtattliches Paar Arm in Arm und langſamen Schrittes durch die dunkeln Gänge dieſes Gartens. Trotz der Dämmerung erkennen wir ſogleich den König Hans und Nola Mola, denn die Figuren beider ſind ſo eigenthümlich, daß keine Täuſchung möglich iſt. König Hans ſchien in beſter Laune, er überhäufte ſeine ſchöne Begleiterin mit Beweiſen ſeiner Galanterie und Nola Mola ſchien nicht unempfänglich für ſolche Aufmerkſamkeiten. Auf einem ganz ſchmalen, dicht verwachſenen Pfade, wo kaum zwei Perſonen neben einander Platz hatten, gelangte das Paar nach einem freien Rondel, welches rings von ſorgſam beſchnittenen Taxushecken, die eine völlig undurchſichtige Mauer bildeten, umgeben war. Mitten befand ſich ein niedliches Baſſin, aus dem, umgeben von bunten Muſcheln, ein in weißem Marmor gehauener Triton emporſtieg, der aus ſeinem Munde einen kleinen Strahl kryſtallhellen Waſſers ausſpie. Dicht hinter dem Baſſin befand ſich eine künſtliche Grotte, aus mehreren über einander gelegten, mit Moos und Schlingpflanzen bewachſenen Felsſtücken gebildet. Zu beiden Seiten der Grotte ſtanden die lebensgroßen Statuen der Venus und des Adonis; im Hintergrund derſelben befand ſich ein bequemer, weich gepolſterter Ruheſitz. Hierher geleitete König Hans ſeine muntere Gefährtin. —

„Haſt Du die beiden zu unſern Wächtern auserſehen, Freund Hans?“ fragte Nola lachend, indem ſie auf die Bildſäulen deutete. „Das ſind mir auch die rechten!“

„Venus und Adonis, die herrlichsten Symbole der Liebe, eignen sie sich nicht ganz vorzüglich für einen Ort, wie dieser?“ entgegnete der König. „Nicht uns werden sie bewachen, denn sie sind die Schöpfer, die Beschützer der Minne; wol aber werden sie für uns wachen, damit kein Späher uns belausche, kein Feind unser Glück störe.“

„Was Du für eine seltsame Grille hast, überall diese weißen Gestalten aufzustellen,“ sagte Nola und drückte sich behaglich in die Ecke. „Gerade für einen Ort, wie dieser, eignen sie sich am wenigsten. Es ist hier ohnehin düster genug und das Wasser plätschert so melancholisch, daß Einem ganz bange wird; was sollen da noch diese steifen, geisterähnlichen Gestalten? Wenn das Mondlicht auf ihnen herumzittert, könnte man fast meinen, sie stiegen von ihren Postamenten herunter und kämen uns entgegen. Brrr! Ich danke für solche Gesellschaft, und wenn es auch Herr Adonis und Madame Venus wären. Doch — wie ist denn das eigentlich? Du bist ja so bewandert in der alten Götterlehre und mußt mir den besten Aufschluß geben können: was war Venus, eine Frau oder ein Fräulein?“

König Hans lachte laut auf.

„Närrischer Einfall! Weißt Du nicht, daß Venus, die Aphrodite der Griechen, eine Tochter Zeus Kronion's, die Gemahlin des Hephästos, des Feuergottes, und die Geliebte des Kriegsgottes Mars war?“

„Also wirklich eine Frau? Trotz des Gemahls, aber doch noch einen Liebhaber — und sogar einen vom Militär? Ei, nun ist mir's begreiflich, daß Ihr Fürsten, die Ihr jetzt die Götter der Erde seid, nichts taugt, wenn schon die Götter des Alterthums so leichtsinnig waren.“

Der König kam noch stärker ins Lachen.

„Spaß bei Seite,“ fuhr Nola fort, „ich mache mir nichts aus solchen Figuren; die Malerei ist mir tausendmal lieber, wie eure Sculptur. Da hat man doch frisches Leben und bunte Farben, wie es die Natur mit sich bringt; diese Marmorstatuen prangen ewig in der Farbe der Unschuld, die auf die Dauer recht langweilig wird.“

„Du hast keinen Kunstgeschmack, Nola.“

„Kunstgeschmack? O ich habe Geschmack genug, um zu wissen,

daß dieser Garten hier sehr hübsch, daß Dein Schloß dort hinten ganz allerliebst ist. Aber was nützt das mir? Davon bekomm' ich noch keinen Garten und noch kein Schloß."

„Sehnst Du Dich so darnach?" fragte der König.

„Ei ja, es würde mir sehr viel Vergnügen machen, mein eigenes Hotel zu bewohnen, und in meinem eigenen Garten zu lustwandeln. Du bist ein so geschickter Baumeister, überall sieht man in dieser Stadt prächtige Bauten, die unter Deiner Leitung aufgeführt worden. Wenn ich Dir nun wirklich so werth und theuer bin, wie Du mir versichert, warum hast Du für mich noch kein kleines Schlößchen oder so etwas in Angriff genommen?"

„Weißt Du auch, daß das erschrecklich viel Geld kostet?"

„Liebst Du Dein Geld mehr als mich?"

„Nein, aber woher das Geld nehmen?"

„Du kannst ja Geld haben, so viel Du willst, Majestät Hans. Du mußt nur nicht so geizig sein, das paßt nicht für eine Majestät. Wofür hätten Dich denn Deine Unterthanen zum König, wenn sie Dir nicht Geld genug geben wollten? Und sie thun es ja auch ohne Umstände. Wenn Du von Deinen Ständen Hunderttausend verlangst, so bewilligen sie Dir das Doppelte und bedanken sich noch für die Ehre."

„Schade, daß Du kein Mann bist, Nola!" rief der König lachend. „Ich setzte Dich mit dem Portefeuille der Finanzen auf die Ministerbank. Doch um auf den Garten und das Schlößchen zurückzukommen, welchem Styl würdest Du den Vorzug geben?"

„Ach was Styl! Davon verstehe ich nichts, das überlasse ich Deiner königlichen Großmuth. Bis das Schlößchen fertig ist, kannst Du mir aber einstweilen einen andern Gefallen erweisen."

„Auf was wird Dein bescheidener Sinn jetzt gerichtet sein?"

„Dies Mal kostet es Dich keinen Pfennig, sondern nur einen Federzug. Du sollst mir ein Hauptmannspatent unterzeichnen."

„Und für wen?"

„Für den Lieutenant von Rosenberg, der unter den Garde-Cürassieren dient."

Der König runzelte die Stirn.

„Ich will nicht hoffen —" sagte er.

„Daß Deine Majestät eifersüchtig wird, nein, das will ich durchaus nicht hoffen. Auch die Eifersucht paßt nicht für eines Königs Majestät. Du hast überhaupt so Manches, was ich Dir noch werde abgewöhnen müssen. Ich will Dir nur sagen, weshalb ich das Patent verlange. Das Regiment der Garde-Cürassiere ist das beliebteste und angesehenste in der Stadt. Es würde für meine Stellung sehr vortheilhaft sein, wenn es mir gelänge, mich bei den Officieren und Soldaten dieses Regiments in Gunst zu setzen. Da nun der Lieutenant von Rosenberg, mit dem ich zufällig bekannt wurde, einer der wackersten Officiere sein soll, der durch die Intriguen eines hochstehenden Generals, dessen Tochter er zu heirathen sich weigerte, im Avancement zurückgehalten wurde, so möchte ich diese Ungerechtigkeit wieder gut machen und dem jungen Manne durch meine Vermittlung den wohlverdienten Rang verschaffen. Ich weiß, Majestät, Du bist auch ein Freund der Gerechtigkeit und wirst mir meine Bitte um so weniger abschlagen, da ich mir selber auf diese Weise einen bedeutenden Anhang erwerben kann." —

Der König schien durch diese Erklärung ganz befriedigt; er küßte sie auf die Stirn und sagte:

„Das Patent soll morgen früh in Deinen Händen sein."

Die Unterredung des glücklichen Paares währte noch eine gute Weile. Die Schloßuhr hatte schon längst die zehnte Stunde angeschlagen, aber die Beiden saßen noch immer beisammen in der Grotte. Mehrmals schon waren Tritte in der Nähe vernehmbar gewesen, die sich jedoch immer wieder entfernt hatten. Jetzt kamen sie abermals näher und ein lautes Husten ließ sich hören. Der König trat vor die Grotte und rief:

„Was gibt's?"

Sogleich erschien der Kopf Joseph Braun's über der Taxushecke hinter der Grotte.

„Majestät, Herr von Kain wartet schon seit einer Stunde. Er hat dringende Geschäfte."

„Noch einen Augenblick länger warten, komme sogleich!" rief der König. —

Nola war aufgestanden und hing sich wieder an den Arm ihres königlichen Freundes. Beide gingen zurück nach der großen Allee und

von da wieder durch schmalere Gänge nach einem kleinen, eisernen Pförtchen, welches nach der Straße führte. Draußen wartete schon eine elegante Kalesche, mit zwei Pferden bespannt. Der König öffnete den Schlag und hob Nola in den Wagen, der sogleich mit seiner schönen Last von dannen rollte. Hans stand noch einige Augenblicke auf demselben Fleck, bis der Wagen um die nächste Ecke verschwunden war. Als er eben in den Garten zurückkehren wollte, sah er ein Frauenzimmer von der anderen Seite der Straße rasch auf sich zukommen, und nie gewohnt, dem schönen Geschlecht auszuweichen, blieb er wartend stehen.

„Mein lieber Herr," redete ihn eine recht zarte Stimme an, „könnten Sie mir nicht sagen, wo ich nach der Josephsstraße komme? Ich weiß keinen Bescheid hier, und es ist schon so spät, daß ich Niemanden mehr auf der Straße finde."

Hans sah sich die Sprecherin beim Schein der gegenüber befindlichen Laterne etwas genauer an und fand, daß es ein sehr hübsches, blühendes Mädchen von höchstens siebenzehn Jahren war. — Mit mehr Interesse, als man ihm in diesem Augenblicke hätte zutrauen sollen, sagte er:

„Wenn Sie mit mir durch diesen Garten kommen wollen, werde ich Sie ganz in die Nähe der Josephsstraße bringen. Sie sparen dadurch ein großes Stück Weg."

Das junge Mädchen zögerte einen Augenblick, überließ sich aber doch alsbald dem bereitwilligen Führer. —

„Wo sind Sie her, mein liebes Kind, und wo wohnen Sie?" fragte der König theilnehmend, als sie durch die breite Allee schritten.

„Ich bin aus Passau," erwiderte die Kleine. „Mein Vater ist Kaufmann und nahm mich auf einer Geschäftsreise mit hierher. Ich besuchte heute Abend eine entfernte Verwandte und schlug deren Begleitung aus, weil ich mich allein nach unserm Gasthof finden zu können glaubte. Nun hab' ich in der Dunkelheit aber doch die rechte Straße verfehlt und laufe schon eine ganze Weile in der Irre umher."

„Sie hätten vorsichtiger sein müssen, mein Kind. Es ist etwas gefährlich für ein so junges und so schönes Mädchen, zu so später Stunde ohne Begleitung durch eine fremde Stadt zu gehen."

„Der Vater meint es auch, daß es hier gefährlich wäre. Er sagte,

in einer Stadt, wo der König mit so schlechtem Beispiel voranginge, da sei kein guter Aufenthalt für ein ordentliches Mädchen."

König Hans war etwas frappirt und wußte nicht gleich, wie er sich verhalten solle. Die Kleine ließ sich übrigens in ihrer naiven Mittheilung nicht irre machen, sondern fuhr fort:

„Ja, der König soll ein sehr unsolider Mensch sein, das hat der Vater schon oft gesagt. Sie müssen auch ja nichts Uebles von mir denken, lieber Herr, weil ich Sie angeredet habe und Ihnen gefolgt bin, aber ich sah gleich, daß ich mich Ihnen unbedenklich anvertrauen durfte, — Sie sind ja ein alter, gesetzter Herr — —"

„Schon gut," polterte der König. „Will keinen Dank. Kommt auch eine Zeit, wo das glatte Lärvchen runzlig genug wird." —

Das junge Mädchen war höchlich erschrocken und getraute sich nicht zu antworten. Der König verdoppelte seine Schritte, und bald standen sie an einem großen Thor an der anderen Seite des Gartens. Hans öffnete hastig die eiserne Gitterthür.

„Dort links um die Ecke — das ist die Josephsstraße. Dem Vater sagen, daß Sie der König hier durch begleitet hat, nicht um des Esels von Vater, sondern um der Tochter willen. Zukünftig soll er sein ungewaschenes Lästermaul halten. Gott befohlen, Jungfer!"

Das Mädchen war wie vom Blitz gerührt und wußte nicht, wie es auf die Straße kam.

König Hans warf das Thor hinter ihr zu und ging in ziemlich schlechter Laune nach seinen Gemächern, wo ihn Herr von Kain erwartete.

Der Premierminister des Landes Cerevisia saß im königlichen Arbeitszimmer vor einem Schreibtische, auf welchem viele Papiere ausgebreitet lagen. Als der Monarch hereintrat, erhob er sich und begrüßte ihn mit einer tiefen Verbeugung.

„Ew. Majestät haben den schönen Abend im Freien genossen?" fragte er.

„Herrliche Luft draußen!" entgegnete der König, indem er sich in einen bereit stehenden Sessel warf. „Wie das stärkt und erfrischt!

Man muß neue Kräfte sammeln, um die Last der Regierungsgeschäfte besser tragen zu können. — Was haben Sie uns heute mitgebracht, Herr von Kain?"

„Es ist eine Note eingelaufen vom kaiserlich österreichischen Kabinette zu Wien, hinsichtlich der Betheiligung des Königreichs Cerevisia beim deutschen Zollverein."

„Was besagt die Note?"

„Das kaiserliche Kabinet macht darauf aufmerksam, daß beim bevorstehenden Zollvereins-Congresse es rathsam sein dürfte, wenn das Königreich Cerevisia einige Modificationen des Tarifs in Vorschlag brächte. Ueberhaupt glaubt die kaiserliche Regierung, daß uns eine fernere unbedingte Betheiligung an besagtem Verein keineswegs ersprießlich sei, sie räth uns daher, unsere weitere Antheilnahme an die Erfüllung gewisser Bedingungen anzuknüpfen."

„Das alte Lied!" rief König Hans unwillig. „Wenn uns die Herren nur mit solchen Zuschriften verschonen wollten! Wir wissen selber, was zu thun ist, und brauchen keinen Rath. Ich bin der König von Cerevisia, aber ich bin auch teutscher Fürst; als solcher kenne ich meine Pflichten gegen das gemeinsame Vaterland. Nichts von Absonderung und particularistischen Zwecken, wo es eine Einigung, ein gemeinsames Zusammenwirken gilt. Diese Ansicht, immer die meinige gewesen und für sie in die Schranken getreten seiend, soll, so lang ich lebe, keine Aenderung meiner Politik Platz greifen."

Hans nahm eine kräftige Prieſe, was er nur in Momenten der Aufregung zu thun pflegte und präsentirte dann die Dose dem Herrn von Kain, den die Heftigkeit des Königs etwas in Verlegenheit gesetzt hatte.

„Erlauben Ew. Majestät," wandte er ein, „wenn ich die Absichten des kaiserlichen Kabinets zu vertheidigen wage. Unsere geographische Lage weist uns fast mehr an, in Handelsinteressen ein gutes Einvernehmen mit Oesterreich aufrecht zu erhalten, als mit den übrigen Zollvereinsstaaten. In einem Augenblicke aber, wo man damit umgeht, sich dem Kaiserreich freundschaftlich zu nähern und ein neues Band der Vereinigung zu knüpfen, dürfte ein wohlgemeinter Rathschlag, wie der vorliegende, mit Dank entgegengenommen werden.

Wir können darauf rechnen, daß die Werbung für des Prinzen Egbert königliche Hoheit in Wien geneigtes Gehör findet, wenn wir zuvor auf diese Note eine wenigstens nicht abweisende Antwort zurücksenden."

„Nein, nein," entgegnete der König lebhaft, „es bleibt bei meinem Willen. Deutschlands Einheit, Deutschlands Größe war immer mein Streben — keine Sonderinteressen, keine diplomatischen Kniffe sollen mich davon abbringen. Mit der Werbung in Wien hat's keine Eile. An deutschen Prinzessinnen, die, durch meines Sohnes Hand beglückt, unserem Lande zur Zierde gereichen werden, nirgends Mangel erblickend, warum soll meine Wahl gerade auf Oesterreich fallen?"

„Majestät, da zwischen unserer Regierung und der preußischen einige noch nicht ausgeglichene Differenzen existiren, da man ferner in Berlin seit einiger Zeit in nicht sehr schmeichelhaften Ausdrücken von hiesigen Verhältnissen zu reden pflegt, so wäre eine Werbung in Berlin, meiner Ueberzeugung nach, durchaus nicht statthaft."

„Wer spricht davon, Herr von Kain? Ich möchte meinem witzigen Schwager von Hohenzollern noch gar nicht das Vergnügen bereiten, deshalb anzufragen. Wenn sich Se. preußische Majestät an unserer Regierung zu reiben beliebt, so steht es ihm frei, dafür reiben wir uns an der seinigen, aber wenn er meine Versuche in der Dichtkunst bespöttelt, das verräth wenig Takt, denn wer noch keine ordentliche Prosa zu schreiben versteht, der muß nicht über Poesie sprechen wollen." —

Herr von Kain freute sich im Stillen, daß der König seinen alten Groll gegen Preußen noch nicht aufgegeben hatte und schöpfte neue Hoffnung.

„Wir werden jedoch verpflichtet sein, Majestät, die kaiserlich österreichische Note zu beantworten."

„Allerdings. Antworten Sie, Herr von Kain, daß hinsichtlich des Tarifs auch wir bereits die Absicht gehabt hätten, einige Modificationen vorzuschlagen, daß wir im Uebrigen jedoch bedauerten, den in der empfangenen Note ausgesprochenen Ansichten nicht beipflichten zu können, indem es gegen des Königs — bemerken Sie das ausdrücklich — gegen des Königs Ueberzeugung sei, irgend welche Schritte zu thun, die

darauf hinzielten, das bischen teutsche Einheit, das mit so vieler Mühe zusammengekommen, wieder in Frage zu stellen."

Der Minister sah wol ein, daß sich für's erste in dieser Angelegenheit nichts thun lasse, indem der König mit zu großer Bestimmtheit seinen Willen ausgesprochen hatte. Er versuchte deshalb auch keinen weiteren Einwand, sondern ging zu andern Geschäften über.

Nachdem noch einige Gegenstände erledigt waren, machte der König Miene, die Sitzung aufzuheben, da der Zeiger der Uhr bereits das Herannahen der zwölften Stunde verkündigte und Se. Majestät sich zu dieser Zeit stets zurückzuziehen pflegte. Als Herr von Kain seine Papiere zusammenraffte, blieb auf dem Tisch ein versiegelter Brief liegen.

„Was ist dies?" fragte der König.

Der Minister betrachtete das Couvert.

„An Ew. Majestät zu Höchsteigenen Händen adressirt; — das Siegel unseres hochwürdigsten Bischofs."

„In diesem Fall müssen wir das Schreiben ohne Aufschub lesen," sagte der König, indem er den Brief rasch erbrach und las. Herr von Kain schien noch mit dem Ordnen seiner Papiere beschäftigt, nur zuweilen warf er einen verstohlenen Blick auf den König, dessen Züge während des Lesens einen immer düsterern Ausdruck annahmen. Zuletzt, nachdem er das Schreiben mindestens zwei Mal durchlesen hatte, sprang er unwillig von seinem Sitz auf.

„Das ist zu viel!" rief er mit einer weit lauteren und bewegteren Stimme, als man sonst an ihm gewohnt war. „Das der Lohn seiend für meine Opfer, die ich der Geistlichkeit gebracht, für meine Anhänglichkeit, die ich der Kirche unter allen Verhältnissen bewahrt habe? Bin ich Regent, wenn ich einen fremden Willen über dem meinigen anerkennen, wenn ich einem Andern über die Einzelnheiten meines Privatlebens Rechenschaft geben soll? Lesen Sie, Herr von Kain! Sie sind mein Minister, ich brauche kein Geheimniß vor Ihnen daraus zu machen. Sie sollen d i e s lesen und meine Antwort."

Herr von Kain griff rasch nach dem Briefe, obwol ihm der Inhalt nicht ganz fremd sein mochte.

„Es wird hohe Zeit," fuhr der König fort, „daß ich meinen Willen klar zu erkennen gebe und zeige, wer allein hier Herr ist. Unser Bischof

macht mir harte Vorwürfe wegen meines Verhältnisses zu Fräulein Nola Mola; er nennt es unköniglich, weil unstatthaft und unsittlich — was versteht er davon? Wenn das ungebildete Volk dergleichen spricht, so kann man es seiner Dummheit zu Gute halten. Wenn aber ein Mann von höchster Bildung das zu sagen wagt — was soll man dann denken? Doch ich will antworten, sogleich antworten, und Sie sollen die Antwort lesen."

Er setzte sich mit Heftigkeit an den Tisch, nahm abermals eine Briefe und wollte zu schreiben beginnen, doch Herr von Kain suchte ihn noch abzuhalten.

„Nur einen Augenblick, Majestät. Sie sind jetzt in leidenschaftlicher Aufregung, warten Sie eine ruhigere Stimmung ab. Bedenken Sie, es ist der Bischof von Neu Rom, der höchste Geistliche unseres Landes und der Beichtvater Ew. Majestät, der dieses Schreiben an Sie gerichtet hat. Gewiß war die Absicht keine unedle, er hielt es für seine Pflicht, Ew. Majestät ins Gewissen zu reden und Einwände gegen ein Verhältniß zu erheben, das allerdings von verschiedenen Seiten betrachtet werden kann. Wenn Sie die Antwort nur bis zum nächsten Morgen verschieben wollten, möchte sie wol schon besser und angemessener ausfallen, als in diesem Augenblick der Erregung."

Der König schien den Vorstellungen des Ministers kein Gehör zu geben, denn schon flog seine Feder rasch über das Papier. In wenigen Minuten war der Brief vollendet und wurde Herrn von Kain überreicht, der Folgendes las:

Mein lieber und hochwürdiger Bischof von Neu Rom!

Ungesäumt Ihr eben durchlesenes Schreiben beantwortend, muß ich Ihnen mittheilen, daß selbiges auf Mich nicht den beabsichtigten Eindruck hervorbringend, weil in einem Tone geschrieben seiend, der Meinen Beifall nicht habend, nur dazu beiträgt, unnöthigen Zwiespalt zu erregen, Mir vielmehr den Beweis geliefert hat, daß mein unermüdliches Wirken zu Gunsten der Kirche nicht genügend gewürdigt wird in den Augen, die darüber am besten zu urtheilen vermögend, sich einem richtigen Ueberblick der Dinge hartnäckig verschließen. Seit auf den Thron dieses Landes berufen, habe ich stets der Kirche und deren Dienern einen Gehorsam bewahrt, der, hohe Anerkennung verdienend, nicht dazu

berechtigt, Meinen Handlungen unlautere Beweggründe zu unterbreiten, denn was auch thuend, werde ich nie versäumen, meine Stellung außer Augen zu lassen, wohl erkennend die dieser Stellung schuldigen Rücksichten. Mit bestem Wissen und Gewissen nun der Sache auf den Grund gehend und das von Ihnen getadelte Verhältniß genau erwägend und es keineswegs als mit obiger Erklärung im Widerspruch stehend, sondern vielmehr als ein durch den erhabenen Namen der Freundschaft geheiligtes findend, erkläre ich Ihnen, daß jedwede Einmischung in diese Angelegenheit, als nicht befugt und berechtigt, ich mit Entschiedenheit zurückweisend, mir vorbehalte, der eigne Regler und Beaufsichtiger Meiner Lebensweise zu sein und verbleibe auch ferner

Ihr wohlgewogener König

Hans.

Herr von Kain gab das Blatt zurück und wollte noch einige Einwände vorbringen, allein Hans ließ ihn gar nicht zu Worte kommen. Unter diesen Umständen hielt er es für das rathsamste, sich für jetzt zurückzuziehen und der Sache ihren Lauf zu lassen. Als er sich entfernt hatte, faltete König Hans den Brief zusammen, siegelte ihn und setzte die Aufschrift darauf.

Im Empfangzimmer Nola Mola's war das Kammermädchen beschäftigt, den Staub von den Möbeln wegzuwischen und Alles in gehörige Ordnung zu bringen. Noch war sie mit dieser Arbeit nicht zu Ende, als die Thür, welche vom Vorsaal hereinführte, leise geöffnet wurde und Jemand den Kopf durchsteckte.

„Ist es erlaubt?“ fragte eine süßlispelnde Stimme. „Darf ich Sie stören, schöne Sophie, in Ihrer häuslichen Arbeit? O wie allerliebst steht Ihnen diese aufräumende Beschäftigung. Ein Frauenzimmer mit dem Besen in der Hand ist das schönste Symbol der Ordnung und Reinlichkeit. Was sagt Goethe?

„Die Hand, die Samstags ihren Besen führt,
Wird Sonntags Dich am besten caressiren.“

„Herr Legationsrath,“ erwiderte das Kammermädchen mit verschämtem Lächeln, „Sie sind ein Schmeichler, Ihre schönen Reden gelten nicht mir, sondern meiner Herrin.“

„Beiden, beiden, meine reizende Sophie! Jedes in seiner Art. Ich gebe Ihnen die Versicherung, Sie sind in der Ihrigen ebenso liebenswürdig, als Ihre himmlische Gebieterin.“

„Sagen Sie nicht zu viel, Herr Legationsrath; wenn mein Fräulein es hörte —“

„Ihr Fräulein — ja, wo ist sie, wo weilt sie, die Herrliche, Unvergleichliche? Komm' ich zu unglücklicher Stunde oder darf ich hoffen, sie zu sehen, ihr gegenüberzutreten, mich in ihren Anblick zu versenken?“

„Mein Fräulein ist erst vor einer halben Stunde aufgestanden und befindet sich noch bei der Toilette. Wir hatten bis spät in der Nacht Gesellschaft hier und Fräulein Nola fühlte sich sehr ermüdet.“

„Fatiguirt? O ich bedaure! Doch der Schlaf wird sie erquickt, ihr Frische und Kraft zurückgegeben haben. Wie die aufgehende Sonne in verjüngtem Glanze strahlend, wird sie mir entgegentreten, und ich werde nicht Worte genug finden, sie würdig zu begrüßen.“

„Vielleicht möchte Fräulein gar nicht geneigt sein, heute Morgen Besuche zu empfangen, denn sie befahl mir —“

„O, melden Sie mich, melden Sie mich — ich bitte! Du mein Himmelchen, sie wird mich doch nicht von dannen gehen lassen, ohne ihr einen guten Morgen geboten, mich nach ihrem theuren Befinden erkundigt und ihr den Theaterzettel vorgelesen zu haben. Melden Sie mich, schöne Sophie, liebstes Engelskind! Sagen Sie ihr auch, daß ich etwas an sie abzugeben hätte, — eine Allerhöchste Commission —“

„Ja, wenn das ist, Herr Legationsrath, so wird mein Fräulein ohne Zweifel sogleich zu Ihren Diensten sein.“

Das Kammermädchen hüpfte hinaus. Der Legationsrath benutzte diesen Augenblick, um seine Toilette in besten Stand zu setzen; er zupfte vor dem Spiegel die Cravatte und die hohen Vatermörder zurecht und putzte mit dem seidenen Taschentuch aufs sorgfältigste die Stahlknöpfe an dem dunkelblauen Frackrock blank. —

Legationsrath Dachs war ein kleines schmächtiges Männchen mit einem überaus freundlichen, stets lächelnden Gesicht. Jung war er nicht mehr, aber auch ebenso wenig alt; die permanente Freundlichkeit machte es unmöglich, sein Alter genau zu schätzen, doch deuteten einzelne graue Härlein, die sich dem ohnehin nicht üppigen Haarwuchs

hin und wieder beigesellten, auf reifere Jahre. Seine Kleidung war durchaus gewählt und elegant. Von der untadelhaften weißen Atlascravatte bis herab zu den knappen spiegelblanken Glanzschuhen war Alles nach dem neuesten Schnitt. Eine massiv goldene Kette mit einem halben Dutzend schwerer Petschafte, baumelte in großem Halbkreis auf der reich gestickten Sammetweste. Die kleinen, mageren Fingerchen waren mit Ringen aller Art verziert. Der Legationsrath Dachs nahm bei Hofe und in der Stadt eine nicht unwichtige Stellung ein. In allen Gesellschaften, in allen Kreisen war er wohlgelitten. Er gehörte zu den wenigen Menschen, die keine Feinde besitzen, weil es ganz unmöglich war, sich mit ihm zu verfeinden. Er war höflich und zuvorkommend gegen Jedermann nnd wußte Jedem etwas Angenehmes und Verbindliches zu sagen. Dachs war Dichter und Schriftsteller. Seit einer geraumen Reihe von Jahren hatte sich am königlichen Hofe kein Ereigniß von einiger Wichtigkeit zugetragen, welches er nicht besungen und durch eine Ode verewigt hätte. Mochte eine Höchste Hochzeit, eine Kindtaufe oder ein Sterbefall eintreten, sogleich brachte die königliche Hofzeitung ein passendes Fest- oder Beileidsgedicht des Herrn Dachs. Zur Belohnung dieser seiner patriotischen Gesinnung war ihm von Sr. Majestät der Titel als Legationsrath und ein jährlicher Gehalt von tausend Gulden bewilligt worden. So lebte der Dichter ohne Sorgen und konnte in Ruhe die Augenblicke abwarten, wo ihn seine Muße zu neuen Schöpfungen inspirirte. Da er noch immer Junggeselle war, so blieb es ihm unbenommen, seine Huldigungen dem gesammten schönen Geschlecht darzubringen, und von dieser Freiheit machte er auch hinlänglichen Gebrauch. Im Theater war er eine unentbehrliche Person, im Parterre wie hinter den Coulissen, denn er kannte das Repertoir jedes Mal auf mehrere Wochen zum Voraus und half den Schauspielern bereitwillig beim Einstudiren ihrer Rollen. Beifällige und aufmunternde Kritiken wurden von ihm regelmäßig geschrieben und in der Hofzeitung veröffentlicht. Im Gesangverein war er ebenfalls äußerst nothwendig, denn in den Proben theilte er die Stimmen aus und sammelte sie wieder ein, während er in den Aufführungen, hinter dem Pult des Musikdirectors stehend, das Amt eines Notenumwenders versah.

Das mag das Hauptsächlichste sein, was sich über den Legations-

rath und Hofpoeten Dachs ſagen läßt, den ich einzig um deßwillen dem Leſer ſo ausführlich beſchrieben habe, um ihm das Vergnügen zu gewähren, die genaue Bekanntſchaft dieſes gefälligen und beſcheidenen Mannes zu machen.

Mehr als eine Viertelſtunde mochte bereits verſtrichen ſein, als Nola endlich im einfachen Morgencoſtüm erſchien. Der Legationsrath eilte ihr entgegen, ergriff erſt ihre rechte, dann ihre linke Hand, drückte auf jede einen reſpectvollen Kuß und verneigte ſich faſt bis zur Erde.

„Reizendſte Künſtlerin! Perle von Andaluſien!“ rief er mit Extaſe aus. „Erlauben Sie mir, Ihnen meine devoteſte Huldigung zu Füßen legen zu dürfen.“

„Was führt Sie ſchon ſo frühzeitig zu mir, Herr Legationsrath?“ fragte die Tänzerin.

„O du mein Himmelchen! Was kann mich zu Ihnen führen, als das brennende Verlangen, Ihnen meine innigſte Verehrung, meine grenzenloſe Hingebung auszudrücken?“

„Aber mein Kammermädchen ſagte mir doch, daß Sie eine Beſtellung für mich hätten.“

„Allerdings, ein Auftrag Sr. königlichen Majeſtät. Denken Sie, ich hatte heute Morgen die Ehre einer Audienz bei Sr. Majeſtät. Beim Abſchied äußerte ich gegen Höchſtdieſelben, daß ich im Begriff ſtehe, auch Ihnen, hochgeſchätzteſte Künſtlerin, einen Beſuch abzuſtatten und daß ich nur befürchten müſſe, es möchte mir nicht das Glück zu Theil werden, Ihnen perſönlich aufwarten zu dürfen. Se. Majeſtät, dem ich ſchon ſo viele Beweiſe Allerhöchſter Gnade zu danken habe, geruhten mir hierauf dieſes Schreiben für Sie zu übergeben, indem Höchſtdieſelben mit Dero Scharfblick vorausſahen, daß mir als Ueberbringer einer königlichen Botſchaft die Ehre perſönlicher Aufwartung nicht verweigert werden möchte. O du mein Himmelchen, wie danke ich Sr. Majeſtät für dieſen unſchätzbaren Auftrag!“

Nola empfing das Schreiben aus den Händen des entzückten Hofpoeten. Sie erbrach es ſogleich und fand das verſprochene Hauptmannspatent. Beigefügt war ein kleiner Zettel von des Königs eigener Hand, worauf er ihr mittheilte, daß er am heutigen Abend ſich perſönlich bei ihr einfinden würde, um den Dank für die gewährte Bitte

entgegenzunehmen. Sie überlegte einen Augenblick und wandte sich dann an den Poeten mit den Worten:

„Wollen Sie mir einen Dienst erweisen, Herr Legationsrath?"

„Ob ich will, Verehrteste!" rief der kleine Mann. „Ob ich will — welche Frage! Befehlen Sie, disponiren Sie über mich, ich stehe mit Leib und Leben zu Ihren Diensten. Wünschen Sie, daß ich für Sie nach Sibirien reise — sogleich nehme ich Extrapost, kaufe mir nur noch Pelz und Fußsack, und bin in einer halben Stunde auf dem Wege."

„So weit will ich Sie nicht entführen, das wäre zu viel verlangt. Sie sollen mir nur ein kleines Billet an Se. Majestät zurückbesorgen."

„Ganz zu Befehl! Ich gehe, nein, ich fliege von dannen!"

Nola schrieb einige Zeilen an den König, worin sie für das Patent dankte und ihn zugleich ersuchte, seinen Besuch bis morgen zu verschieben, da sie einige Gäste erwarte, die ihr Zusammensein stören würden.

„Hier, Herr Legationsrath, wollen Sie also die Güte haben, dies Sr. Majestät zu eigenen Händen zu übergeben?"

„Zu Höchsteigenen Händen! — Zwei Besuche bei Sr. Majestät und einen bei der reizendsten Huldgöttin, der würdigsten Priesterin Terpsichore's — o du mein Himmelchen, das ist der glücklichste Tag meines Lebens!"

Nachdem der Legationsrath unter zahllosen Bücklingen verschwunden war, setzte sich Nola abermals nieder und schrieb folgendes Billet:

Mein lieber Herr Hauptmann von Rosenberg!

Es gewährt mir eine große Freude, Ihnen durch meine Vermittlung das beifolgende Papier übersenden zu können, aus dem Sie ersehen werden, daß Sie nunmehr den Rang einnehmen sollen, der Ihnen in der That gebührt. Ich werde mir das Vergnügen machen, Sie heute Abend um die neunte Stunde in Ihrer Wohnung aufzusuchen, wo wir uns ungestörter ausplaudern können, als es in der meinigen möglich wäre. Nehmen Sie einstweilen den herzlichsten Glückwunsch entgegen von Ihrer

Nola.

Dieses Briefchen wurde zusammen mit dem Hauptmannspatent in ein Couvert eingeschlossen und dann der Zofe übergeben mit dem Befehl, es sogleich nach der Wohnung des Herrn von Rosenberg zu bringen.

Herr von Kain hatte unterdessen seinem Collegen, dem Baron von Schweinsheim, den schlechten Erfolg seines ersten Schrittes, den er zum Sturz der Tänzerin unternommen, mitgetheilt. Der Finanzminister war nicht wenig erstaunt, denn gerade auf den hohen Einfluß, welchen der Clerus bisher noch stets auf den König ausgeübt, hatte er sein ganzes Vertrauen gesetzt. Daß der König den Vorstellungen des höchsten Geistlichen des Landes nicht nur keine Notiz schenken, sondern dieselben sogar in einem ziemlich gereizten Tone zurückweisen würde, daran hatte er am wenigsten gedacht. Es war dies für ihn ein keineswegs angenehmer Beweis von der außerordentlichen Gewalt, welche Nola über den König ausübte. Auch die Bemühungen der Baronesse von Schweinsheim, um die Königin zu gewinnen und zu entschiedenem Auftreten gegen ihren Gemahl zu bewegen, hatten bis jetzt noch kein Resultat geliefert. Ihre Majestät war zwar mit dem Stand der Dinge hinlänglich bekannt, sie wußte sehr gut, welche gefährliche Nebenbuhlerin ihr in der Person der Tänzerin Nola erstanden war, allein da sie zu jenen sanften, durch nichts zu erzürnenden und stets ihren Gleichmuth bewahrenden weiblichen Naturen gehörte, da sie von ihrem Gemahl seit mehr als zwanzig Jahren kein anderes Verhalten gewohnt war, so hielt es außerordentlich schwer, sie gerade in diesem Falle, der ihr nicht gefährlicher schien, als schon so mancher andere, zu einem energischeren Verfahren zu bewegen. Sie liebte ihren Gemahl und, so unwahrscheinlich es auch sein mochte, sie wurde von ihm mit großer Zärtlichkeit wieder geliebt. Zwischen beiden Gatten bestand das beste Einvernehmen, das während der ganzen Dauer ihrer Ehe nur selten gestört worden war. Der überaus sanfte und nachgiebige Character der Königin, die keine Eifersucht kannte, mochte hierzu freilich das Meiste beitragen. Sie wußte, daß des Königs galante Verhältnisse und kleine Liebeleien nie eine längere Dauer hatten und daß er am Ende derselben stets mit desto größerer Aufmerksamkeit zu ihr zurückkehrte. So hatte denn auch diesmal die Königin der Baronesse von Schweinsheim auf ihr dringendes Einreden geantwortet, daß sie es gar nicht für nöthig erachte, dem König wegen seines Verhältnisses zu der Tänzerin Vorwürfe zu machen, da sie die gewisse Ueberzeugung hege, daß es sich von kurzer Zeit von selber auflösen würde, jedoch hatte sie versprochen, bei der nächsten Gelegenheit einige Anspielungen darauf

fallen zu lassen, wodurch nach ihrer Meinung die Sache am schnellsten beigelegt sei.

Herr von Kain und der Finanzminister waren keineswegs dieser Ansicht, gaben sich jedoch der Hoffnung hin, daß es dem Einfluß der Geistlichkeit gelingen werde, die fromme Königin aus ihrer passiven Stellung herauszureißen und zu lebhaftem Widerstand anzufeuern. Der Baron von Schweinsheim, der durch den Kriegsminister bereits von dem auf Allerhöchsten Befehl erfolgten Avancement des Lieutenants von Rosenberg unterrichtet war, hielt es jetzt für hohe Zeit, die beabsichtigten Operationen zur Erregung der königlichen Eifersucht zu beginnen, denn er fürchtete, der unter so stolzer Flagge rasch vorwärts segelnde Lieutenant möchte in wenigen Tagen bis zum General vorgerückt sein. Da ihm am heutigen Abend in Amtsgeschäften eine längere Unterredung mit Sr. Majestät bevorstand, so beschloß er, diese Gelegenheit zu ergreifen, um sein schweres Geschütz gegen die gefährliche Feindin ins Treffen zu führen. —

Es war wenige Minuten vor neun Uhr, als Nola Mola in männlicher Kleidung, die sie oft anzulegen pflegte, einen weiten Mantel um die Schultern geworfen, ihr Haus verließ und den Weg nach der Wohnung des neugeschaffenen Hauptmannes einschlug. Die Entfernung war nicht bedeutend, und kaum hatte die Glocke vom benachbarten Kirchthurm neun Mal angeschlagen, als sie auch bereits vor dem Hause angelangt war. Die drei Fenster der mittlern Etage, die Herr von Rosenberg bewohnte, waren dunkel. Dies fiel ihr auf. Sollte er nicht zu Hause sein? Doch er hatte ihren Brief erhalten und mußte sie also erwarten. Vielleicht waren nur die Gardinen so dicht vorgezogen, daß kein Lichtschimmer durchdringen konnte, vielleicht auch überließ er sich in der Dunkelheit seinen Gedanken. Sie öffnete die Hausthür, stieg die schmale Treppe hinauf und pochte an die Thür des Zimmers. Nichts rührte sich. Sie klopfte stärker und versuchte zu öffnen — die Thür war verschlossen. Was hatte das zu bedeuten? Sollte er es wagen, sie gerade am heutigen Abend vergeblich hierher kommen zu lassen? —

Die Hauswirthin erschien mit einem Lichte unten an der Treppe und fragte, was gefällig sei. Nola kam herunter und erkundigte sich

nach Herrn von Rosenberg. Er war in der That nicht zu Hause. Die Wirthin hatte ihn seit dem Morgen nicht gesehen und wußte nicht mit Bestimmtheit zu sagen, ob er Nachmittags dagewesen war. Der Brief war ihm aber am Vormittag von der Wirthin selber in sein Zimmer hinaufgetragen und eingehändigt worden. Nola konnte sich die Sache schlechterdings nicht erklären. Noch eine ganze Weile ging sie vor dem Hause auf und ab, in der Erwartung, daß er kommen würde. Da der Abend angenehm war, beschloß sie, einen kleinen Spaziergang vor das Thor zu unternehmen und nach etwa einer halben Stunde nochmals zurückzukehren. Ihre Stimmung war keine angenehme. Sie zwar hatte in ihrem Leben schon manches Rendezvous ausgeschlagen oder versäumt, daß aber ein von ihr gewünschtes vernachlässigt worden wäre, dies begegnete ihr jetzt zum ersten Mal. Ohne es zu wollen, hatte sie ihren Gang weiter ausgedehnt, und es war beinahe zehn Uhr, als sie nach Herrn von Rosenberg's Hause zurückkam. Auch jetzt kein Licht im Zimmer. Sie stieg hinauf und klopfte abermals — keine Antwort, die Thür blieb verschlossen. In großer Eile kehrte sie nach ihrer eigenen Wohnung zurück, in der Hoffnung, dort vielleicht den Ersehnten zu finden. Das Kammermädchen erschrak, als es seine Gebieterin so aufgeregt hereintreten sah; leider wußte es ihr nichts Beruhigendes zu sagen, denn kein Lieutenant war dagewesen. Nola kleidete sich um; noch immer schien es ihr wahrscheinlich, daß er kommen würde. Unruhig ging sie im Zimmer umher, öffnete mehrmals das Fenster, schloß es wieder und warf sich auf die Ottomane. Sollte sie ihr Auserwählter betrogen, sollte Derjenige, dem sie ihr Herz geschenkt hatte, dessen Besitz tausend Andere zum Gott erhoben, ein gefühlloses Spiel mit ihr getrieben und sie nur zum Werkzeug seines Ehrgeizes benutzt haben? Vielleicht erfreute er sich jetzt in den Armen einer Andern seines gelungenen Planes und spottete gar über die getäuschte Tänzerin. — — Bei diesem Gedanken erwachte ihr Zorn. Das spanische Blut jagte schneller durch ihre Adern und eine fieberhafte Röthe bedeckte ihre Wangen. Wie sehr sie den Treulosen geliebt, das fühlte sie erst in diesem Augenblick. Aber ihr Herz konnte nicht nur lieben, es konnte auch hassen, und wie ihre Liebe überschwenglich entzückend war, so mußte ihr Haß zermalmend und vernichtend sein. Erst spät, nachdem Mitternacht längst vorüber, begab sie sich zur Ruhe, aber der

Schlaf floh noch lange die schönen Augen, die heute zum ersten Mal seit langer Zeit von Thränen befeuchtet waren.

Am nächsten Morgen beim Erwachen hatte sich die Aufregung etwas gelegt. Guter Rath kommt über Nacht — das bewährte sich auch bei ihr. Das Nichterscheinen des Lieutenants war ja doch am Ende ein Ding, was sich auf ganz natürlichem Wege erklären ließ. Er konnte irgend eine wichtige Abhaltung gehabt, es konnte ihm etwas Unangenehmes zugestoßen sein — Alles dies waren Möglichkeiten, an die sie gestern gar nicht gedacht, die ihr aber heute gar sehr im Bereiche der Wahrscheinlichkeit zu liegen schienen. —

Als Nola aufgestanden war und vor dem reich vergoldeten Toilettenspiegel ihr wundervolles Haar ordnete, kam ihr die gestrige Angst und Heftigkeit selber etwas lächerlich vor, denn es unterlag gar keinem Zweifel, daß der Vermißte nun binnen wenigen Minuten erscheinen und die Sache aufklären oder wenigstens eine beruhigende Nachricht senden werde. Sie bestellte deshalb für das Frühstück gleich zwei Gedecke.

Die Morgentoilette war beendigt; Nola setzte sich an den gedeckten Tisch — aber kein Gast erschien, um an ihrer Seite Platz zu nehmen. Zwei Stunden verstrichen unter beständigem Warten, ihre gestrige Unruhe erwachte wieder in noch erhöhtem Grade. Ob sie nach der Wohnung des Lieutenants senden sollte, um sich nach ihm erkundigen zu lassen? Ihr Stolz wollte es anfangs nicht zugeben; endlich aber schickte sie doch das Kammermädchen ab. Bis zur Rückkehr desselben schwebte sie noch zwischen Furcht und Hoffnung. Als aber das Mädchen zurückkam und die Nachricht brachte, daß der Lieutenant die ganze Nacht nicht nach Hause gekommen sei und auch nichts von sich habe hören lassen — da verwandelte sich ihre Liebe mit einem Schlag in tödtlichen Haß, und sie schwur dem Verräther die empfindlichste Rache. Was war klarer, als daß er sich ihrer nur bedient hatte, um den lang ersehnten Hauptmannsrang zu erreichen; kaum war das Patent in seinen Händen, so warf er die Maske ab und eilte zu einer Anderen, mit der er wol längst schon in geheimem Einverständniß gestanden. Die

Tänzerin hatte den Undankbaren erhoben, warum lag es nicht in ihrer Gewalt, ihn wieder zu stürzen? —

„Der Wagen soll augenblicklich vorfahren!“ befahl Nola. Sie streifte das farbige Morgenkleid rasch ab und hüllte sich in ein prachtvolles, reich gesticktes Atlasgewand. In wenigen Minuten war der Anzug vollendet, und sie eilte die Treppe hinunter in den Hofraum, um den Kutscher, der eben die Pferde vorspannte, zur Eile anzutreiben.

Die kleine elegante Droschke, mit zwei stolzen Schimmeln bespannt, ein Geschenk des königlichen Freundes, war bald bereit und Nola stieg ein.

„Nach des Königs Residenzschloß!“ rief sie dem Kutscher zu, der über dieses Ziel einigermaßen erstaunt schien, denn bisher hatte sich seine Gebieterin noch niemals öffentlich und zu solcher Tageszeit nach dem königlichen Schlosse begeben; ohne Widerspruch setzte er übrigens seine Schimmel in Bewegung, und bald rasselte das elegante Gespann durch die Hauptstraßen der Residenz. Verwundert blieben die Bürger Neu Roms unterwegs stehen und gafften dem Wagen nach. Einige entblößten demüthig die Häupter, als ob ein Glied der Allerhöchsten Familie vorüberfahre. Als der Kutscher in die Nähe des Schlosses kam, war er im Zweifel, wo er eigentlich anhalten solle, da kein fremdes Fuhrwerk das äußere Thor passiren durfte. Ein Wink seiner Herrin, nach der er sich verlegen umblickte, belehrte ihn jedoch, ohne Weiteres in den inneren Hofraum zu fahren. Die beiden Schildwachen am Thor bedeuteten ihm durch Zuruf und Geberden, still zu halten, da dies jedoch nicht half, fielen sie den Pferden in die Zügel. Nola richtete sich im Wagen empor.

„Zurück!“ rief sie — „ich will den König sprechen!“

„Steigen Sie aus, Madame,“ entgegnete einer der Soldaten. „Wir haben strengen Befehl, keinen Wagen hier durchzulassen.“

„Auch den meinigen nicht?“

„Keinen, Madame. Wenn Sie sich widersetzen, sind Sie arretirt.“

„Flegel! Ich werde Ihn Höflichkeit lehren!“

Mit diesen Worten beugte sie sich über das Spritzleder der Droschke, riß dem Kutscher die Peitsche aus der Hand und führte einen kräftigen Hieb gegen die Soldaten, die erschrocken zurücksprangen und die Zügel fahren ließen. Kaum sahen sich die Pferde frei, als sie in

rasendem Galopp durch das gewölbte Thor nach dem innern Hofraum jagten, und im Nu stand die Droschke vor der Treppe, die zu den königlichen Gemächern führte.

König Hans befand sich an diesem Morgen ebenfalls nicht in rosiger Laune. Sein Verhältniß zu Nola schien auch in seinen Augen allmälig eine ernstere Wendung zu nehmen, als er sonst von solchen Verhältnissen gewohnt war. Noch keine seiner früheren Favoritinnen hatte über ihn eine solche Gewalt, eine so unbedingte Herrschaft erlangt. Diese Entdeckung war ihm, dem von jeher nichts unerträglicher gewesen, als irgend ein Zwang, mochte er nun von einer Seite kommen, von welcher er wollte, durchaus keine angenehme. Auch der Hof und die nächste Umgebung des Königs schien die Macht der Tänzerin zu fühlen und zu fürchten, denn von allen Seiten wurden Anstrengungen gemacht, sie aus der königlichen Gunst zu verdrängen. Letzteres hätte Hansen zwar nicht viel angefochten, denn er war gewohnt, stets seinen eigenen Willen zu haben und sich keinem fremden zu unterwerfen; vielleicht hätten solche Bemühungen sogar nur dazu beigetragen, seine Neigung zu der Spanierin zu befestigen, wenn diese nicht selber gegründete Veranlassung zum Mißtrauen gegeben hätte. Mehr als die Ermahnungen des hochwürdigen Beichtvaters, mehr als die versteckten Anspielungen der Königin hatte bei ihm der Argwohn gewirkt, den der Baron von Schweinsheim am vorhergehenden Abend rege gemacht. Der würdige Finanzminister verstand sich auf solche kleine Ränke weit besser, als auf die Führung seines Portefeuilles. Mit scheinbarer Unschuld hatte er die Bemerkung fallen lassen, daß das rasche Avancement des Herrn von Rosenberg große Freude bei Fräulein Nola Mola erregt haben würde, da der Herr Hauptmann viel bei ihr zu gelten scheine. Der König war hierauf eingegangen, hatte weiter geforscht und seine Wißbegierde war durch den bereitwilligen Minister vollständig befriedigt worden. Man kann sich denken, wie diese Nachrichten auf ihn wirkten. Daß Nola zu Herrn von Rosenberg in einem vertrauten Verhältniß stand, darüber konnte kein Zweifel obwalten, um so mehr war es ihm ein peinliches Gefühl, noch gewissermaßen dazu beigetragen zu haben, dieses Verhältniß zu befestigen. Seine Anmeldung für den letzten Abend war unter dem Vorwand abgewiesen worden, daß sie einige Gäste erwarte; jedenfalls befand sich der neue Hauptmann

mit darunter, vielleicht bildete er gar den einzigen Gast. König Hans wußte noch nicht, wie er sich gegen Nola verhalten wolle, doch war es sein fester Vorsatz, sich von ihr fernerhin nicht bethören zu lassen, sie entweder ganz zu besitzen oder völlig aufzugeben.

Ein ungewöhnlicher Lärm, das Rasseln eines Wagens und Peitschenknallen im inneren Schloßhofe, erregte seine Aufmerksamkeit. Er trat hinaus auf den Vorsaal und blickte durch das Fenster. Nola's Equipage war eben vorgefahren, und die Tänzerin eilte die Stiege herauf. Mehrere Polizeibeamte stürzten hinter dem Wagen her und schienen den Kutscher verhaften zu wollen. Hans schickte eilig seinen Kammerdiener hinunter, um die Sache beizulegen, er selber ging der ungetreuen Geliebten, bei deren Anblick fast alle seine Vorsätze wieder zu Wasser wurden, bis an die Treppe entgegen.

„Aber mein Gott, Nola, wie magst Du um diese Zeit und auf solche Weise hierher kommen?"

„Hab' ich kein Recht dazu?" fragte sie verwundert. „Darf ich nur bei Nacht, verstohlen wie ein Dieb, hierher schleichen? Pfui, das ist nicht königlich! Wem hast Du Rechenschaft abzulegen über die Besuche, die Du empfängst?"

Der König wurde schon etwas kleinlauter.

„Weißt Du nicht, daß die Etikette des Hofes verbietet — —"

„Sage das Deinen Hofschranzen; für mich gibt es keine Etikette. Du kannst es mir noch Dank wissen, wenn ich Deine Gamaschenhelden ein bischen in die Zucht nehme und ihnen Lebensart beibringe. Deine Schildwachen da draußen hab' ich mit der Peitsche gezeichnet, sie werden sich künftig besser gegen Damen zu benehmen wissen."

Ohne weitere Antwort abzuwarten, ergriff sie des Königs Arm und ließ sich von ihm in das Zimmer geleiten, wo sie sich auf einen Sessel niederließ. —

König Hans war inzwischen wieder zu Fassung gekommen und nahm einen ziemlich kühlen Ton an.

„Was verschafft mir das Vergnügen?" fragte er. „Haben sich die Gäste alle wieder zerstreut und kommst Du zu mir, um Deine Langeweile zu verscheuchen?"

Nola merkte sogleich, daß etwas vorgefallen sein mußte.

„Was geruht Deine Majestät da zu faseln?" erwiderte sie. „Du

ſcheinſt mir in keiner Laune, die zur Verſcheuchung meiner Langeweile geeignet wäre, wenn ich anders welche hätte."

„Haben Dich die Gäſte ſo gut unterhalten?"

„Biſt Du um derentwillen ſo aufgebracht? Beſänftige Dein Blut, guter Hans, ſie ſind ſammt und ſonders ausgeblieben."

„Auch der Hauptmann von Roſenberg? Er hat doch ſicherlich ſeinen Dank für den guten Freundſchaftsdienſt ausgedrückt."

„Das hat er eben nicht gethan, deshalb komme ich hierher."

„Soll ich etwa eine zweite Ordre unterzeichnen, worin dem Herrn Hauptmann befohlen wird, ſich ſeiner hohen Gönnerin zu Füßen zu werfen? Ich denke, da bedarf es keines Befehls."

„Ich weiß nicht, was Du willſt," ſagte Nola, „habe jetzt auch keine Luſt, in die unergründliche Tiefe Deiner königlichen Gedanken einzudringen. Du ſollſt mir nur einen Wunſch gewähren."

„Jedenfalls einen ſehr eiligen; der Herr Hauptmann ſoll vermuthlich bis morgen früh zum Oberſt vorrücken?"

„Und wenn er es ſollte," rief Nola, indem ſie ärgerlich aufſprang, „würdeſt Du Dich unterſtehen, etwas dagegen zu haben?"

Der König, dem im Augenblick keine Worte zu Gebot ſtanden, fuhr erſchrocken zurück, denn eine ſolche Entſchloſſenheit hatte er bei ihr nicht erwartet. —

„Beruhige Dich," fuhr die Tänzerin fort und lehnte ſich ſchmeichelnd an des Königs Schulter. „Du ſollſt mir den Hauptmann von Roſenberg aus der Reſidenz wegſchaffen, nach einer entfernten Garniſon verſetzen, ſo weit weg als möglich — — nur auf der Stelle fort mit ihm!"

„Iſt das Dein Ernſt?" fragte der König.

„Voller Ernſt! Ich gehe nicht von Dir, bis Du den Befehl ausgefertigt haſt —"

Hans wußte noch nicht, wie ihm geſchah. Sie wollte d e n aus ihrer Nähe verbannt haben, den er für ſeinen gefährlichſten Nebenbuhler gehalten; die Liebe konnte demnach nicht allzu groß ſein. Der Gedanke, daß man Nola nur verläumdet habe, um ſie zu ſtürzen, tauchte in ihm auf; er blickte in ihr Auge, in dieſes dunkle, unergründliche Auge — und er war aufs neue gefangen, mit feſteren Banden umſchlungen als jemals. —

„Deinem Wunſche kann entſprochen werden.“ entgegnete er. „Wohin meinſt Du, daß wir den Hauptmann verſetzen?“

„Wohin Du willſt, an die äußerſten Grenzen Deines Reichs, nur an einen recht melancholiſchen und langweiligen Ort.“ —

König Hans ſetzte ſich nieder und fertigte eine Ordre des Inhalts aus, daß der Hauptmann von Roſenberg, dermalen beim Regiment der Garde-Cüraſſiere, zur Garniſon nach einem kleinen Flecken an der böhmiſchen Grenze verſetzt ſei. Nach Einhändigung dieſes Allerhöchſten Befehls habe er augenblicklich unter Militär-Escorte ſeine Reiſe anzutreten und ſich ferner in dem Zeitraum von drei Jahren weder einer Verſetzung noch eines Urlaubs zu gewärtigen.

Dieſe Ordre wurde ſogleich an den Kriegsminiſter zur Gegenzeichnung und unverzüglichen Ausführung abgeſchickt.

Nola verließ vollkommen befriedigt das königliche Gemach. Hans begleitete ſie mit der größten Zuvorkommenheit bis nach ihrem Wagen. Als ſie durch das äußerſte Thor fuhr, präſentirten die Schildwachen und Nola dankte mit militäriſchem Gruß.

In einem Seitenflügel des Reſidenzſchloſſes befand ſich die Privatgemäldeſammlung des Königs. Noch wenige Fürſten mag es gegeben haben, die eine ſo reichhaltige und auserleſene Kunſtſammlung aufzuweiſen hatten, wie König Hans. Eine lange Reihe prächtiger Säle und Zimmer waren mit den beſten Erzeugniſſen der berühmteſten Maler aller Zeiten angefüllt. Am reichſten vertreten war die neuere deutſche Schule, denn jeder Maler ſetzte einen Stolz darein, Producte ſeiner Kunſt in die Privatſammlung des Königs von Cerevisia aufgenommen zu ſehen. Der Werth dieſer Sammlung war unſchätzbar. Seit dem Antritt ſeiner Regierung hatte König Hans alljährlich enorme Summen auf den Ankauf von Gemälden verwendet, und dabei verſtand er es noch ganz vorzüglich, Kunſtproducte für einen verhältnißmäßig geringen Preis zu erwerben. Daher kam es, daß manche Künſtler ſeine Freigebigkeit nicht genug zu rühmen wußten, während andere über ſeinen Geiz klagten. König Hans wußte den Künſtlern ſo zu ſchmeicheln, ſie durch ſeine Leutſeligkeit ſo an ſich zu feſſeln, daß

ihm manches kostbare Kunstproduct zum Geschenk gemacht oder wenigstens sehr billig überlassen wurde. Die berühmten Künstler der Hauptstadt, die den König genau kannten und mit seiner eigenthümlichen Verfahrungsweise vertraut waren, ließen sich von ihm nicht mehr so leicht kirren, sondern wußten es schon dahin zu bringen, daß sie für ihre Arbeiten gebührend honorirt wurden; bei auswärtigen Künstlern aber und bei fremden, die sich nur vorübergehend in Neu Rom aufhielten, da wußte Hans seinen guten Schnitt zu machen und hier legte er nicht selten einen äußerst kleinlichen, ins Lächerliche fallenden Geiz an den Tag.

Die Privatsammlungen des Königs waren an zwei bestimmten Tagen in der Woche dem Publicum geöffnet; Künstler hatten zu jeder Zeit Zutritt. Der König pflegte täglich einige Stunden in diesen Räumen zuzubringen, er traf alle Anordnungen in eigener Person und legte beim Aufhängen und Ordnen der Bilder gewöhnlich selber mit Hand an. Wer in Kunstangelegenheiten ein Anliegen an ihn hatte, wer ihm etwas vorzeigen oder seine Meinung über ein begonnenes Werk hören wollte, der kam hierher. Die Etikette des Hofes wurde an dieser Stelle ganz außer Augen gesetzt, ungezwungen verkehrte der König mit seinen Lieblingen und angenehmen Gesellschaftern, den Künstlern. Den Herrscher ließ er aus dem Spiele, denn er wollte in diesen Räumen nichts anderes sein, als ein Kunstfreund und Mäcen.

Wir versetzen unsere Leser in eines dieser Gemächer, welches gewöhnlich als Arbeits- und Audienzzimmer des Königs benutzt wurde. Es war nicht sehr groß, aber von bedeutender Höhe. Ein Bogenfenster, welches fast von der Decke bis zur Erde reichte, ließ das hellste Licht einfallen. An den Wänden hingen einige werthvolle Gemälde der alt-italienischen Schule. Auf mehreren Staffeleien waren noch nichteingerahmte Gemälde, darunter sogar erst halbvollendete, zur Ansicht ausgestellt. Einige Gyps- und Bronceabgüsse standen auf einem Gesims an der Wand. Auf der Erde lagen Malergeräthschaften, Proben von Goldrahmen und einige andere Werkzeuge und Geräthe in bunter Unordnung umher. Das Mobiliar dieses Zimmers war äußerst einfach. Ein colossaler Porzellanofen, der in einer Ecke stand, ein einfacher Schreibtisch, mit Papieren, Skizzen, Kupferstichen

und dergleichen ganz bedeckt, endlich einige sehr verschossene Sammetstühle — sonst war nichts darin zu finden.

Es war schon spät am Nachmittag, denn die Strahlen der untergehenden Sonne fielen schräg durch das hohe Bogenfenster, als zwei Männer in diesem Zimmer auf- und abschritten, während ein Dritter an dem Tisch saß und die dort liegenden Zeichnungen musterte. Alle drei waren Künstler, das verrieth theils ihr Aeußeres, theils ihre Anwesenheit in diesem Zimmer, in welches kein Anderer Zutritt hatte. Der am Tisch sitzende war ein schlank gewachsener Mann, in der Blüthe seiner Jahre, mit äußerst interessanten, geistvollen Zügen. Seine Gesichtsfarbe war bleich und die Wangen waren eingefallen, aber in dem sanft blickenden, schwärmerischen Auge lag ein eigenthümlicher Glanz. Sein Anzug war fein und gewählt. Unter den blendend weißen Manschetten trat eine wunderschön geformte Hand hervor. An der Linken trug er einen schweren Siegelring mit fein geschliffenem Amethyst, an der Rechten einen einfachen Trauring. Der große angelegte Hemdkragen mit dem zu loser Schleife geknüpften, schwarzseidenen Halstuch darunter, stand vorzüglich zu diesem echt künstlerischen Gesicht. Es war Ludwig Hahnberger, einer der größten Meister der Bildhauer- und Modellirkunst, den wir hier beschrieben haben. Auch die Namen der beiden anderen, im Zimmer auf- nnd abschreitenden Männer hatten in der Kunstwelt einen guten Klang. Der eine, ein Mann von robuster Gestalt, mit großen blauen Augen und hoher Stirn, war der Maler Maulbach, dessen geniale Schöpfungen eine der wesentlichsten Zierden der prachtvollen Bauwerke und Kunstsammlungen Neu Roms ausmachten. In Figur und äußerer Erscheinung war er fast das gerade Gegentheil des Bildhauers. Wer ihn so gesehen, hätte ihn eher für einen wohlhabenden Oekonomen, als für einen so hochbegabten Künstler halten mögen. Ein derber, burschikoser Ausdruck lag in seinem ganzen Wesen und Benehmen. Auf Kleidung schien er keine große Sorgfalt zu verwenden. Der dunkelbraune Sackrock, der jedenfalls den Vorzug großer Bequemlichkeit hatte, mochte schon eine geraume Weile in Activität gewesen sein, denn das ehemals derbe Tuch war bereits fadenscheinig geworden, trotzdem es, wie der Augenschein lehrte, durch Bürsten nicht allzu sehr angegriffen wurde. Für Wäsche schien unser Maler nicht gern Geld auszugeben, denn

Kragen und Chemisette waren sicherlich schon einige Wochen im Gebrauch. Der Dritte endlich, den wir noch vorzuführen haben, ist der berühmte Portraitmaler Heinrich Meyer, ein blonder, junger Mann von mittlerer Größe und einnehmenden Manieren. Das schöne, goldgelbe Haar fiel in langen Locken über seine Schultern und war mit äußerster Sorgfalt gepflegt. Ein knapp anschließender, reich mit Schnüren und Quasten besetzter Sammetrock, kleidete ihn vortrefflich. Daß er überhaupt auf den Anzug viel Gewicht legte, zeigten die schwarzen Glaçeehandschuhe, die selbst im Zimmer nicht abgelegt wurden. —

„Se. Majestät lassen lange auf sich warten," sagte Meyer, indem er einen ungeduldigen Blick auf seine Taschenuhr warf.

„Das weiß der Henker, unser alter Kunsthans traut uns eine gute Portion Geduld zu," entgegnete Maulbach. „Im Rebstöckl haben's um Fünfe ein neues Fässel angestochen, aber bis wir kommen, können wir für unser gutes Geld den Bodensatz 'raus lecken.' Ich wart' keine fünf Minuten mehr."

„Entziehen Sie uns Ihre Gegenwart nicht allzu früh, Herr Maulbach," sagte Hahnberger mit etwas ironischem Lächeln. „Was würde der König beginnen, wenn er uns jetzt einen neuen Plan vorzulegen gedächte und Sie, der Unentbehrlichste, wären nicht zur Stelle?"

„Er wird ganz getröstet sein, wenn er nur noch den großen Meister Hahnberger bei sich hat, dem die Unsterblichkeit auf den Nasenflügeln geschrieben steht."

Meyer lachte, und Hahnberger selber, weit entfernt, beleidigt zu sein, konnte sich des Lachens nicht erwehren. Der berühmte Bildhauer und der fast nicht minder berühmte Maler wußten ihren künstlerischen Werth gegenseitig hinlänglich zu schätzen, persönlich aber standen sie auf etwas gespanntem Fuß zu einander, und so oft sie zusammenkamen, fehlte es nicht an Sticheleien und Neckereien, die von Maulbach's Seite oft etwas plump ausfielen.

„Ich bin überaus neugierig," nahm Meyer wieder das Wort, „was der König eigentlich im Sinn hat? Es muß etwas ganz Eigenthümliches sein, wozu er uns alle Drei verwenden will. Wissen Sie nichts Näheres, Hahnberger?"

„Ich kann Ihnen keinen genauen Aufschluß geben," entgegnete die-

ſer. „Es ſoll ein neues Palais gebaut werden, ſo viel hörte ich heute Nachmittag von Herrn von Henze. Der Plan muß ſehr ſchnell gefaßt worden ſein, denn als ich geſtern mit Sr. Majeſtät ſprach, ließ er noch kein Wort darüber verlauten.“

„Was das nur in aller Welt für ein Bauwerk ſein mag?“ forſchte der Portraitmaler weiter. „Es iſt ſonſt durchaus nicht des Königs Art, etwas ſo über Hals und Kopf zu beginnen.“

„Meinetwegen,“ ſagte Maulbach, „Kirche oder Tanzboden — mir gilt Alles gleich. Ich mal' Erzengel und himmliſche Heerſchaaren oder Hexen auf Beſenſtielen an die Wand, wenn er nur den Beutel zieht und tüchtig herausrückt.“ —

„Still, ſtill!“ rief Meyer, „ich höre die Stimme Sr. Majeſtät. Er kommt!“

Einen Augenblick nachher trat wirklich König Hans in Begleitung ſeines Hofarchitecten, des Geheimen Oberbaurathes von Henze, durch eine der großen Flügelthüren herein. Er trug wie gewöhnlich ſeinen hoch herauf zugeknöpften blauen Oberrock und als Kopfbedeckung eine braune Tuchmütze. Hahnberger war von ſeinem Stuhl aufgeſtanden, und die beiden Künſtler verbeugten ſich. Der König lüftete zum Gruß ein klein wenig die Mütze.

„Guten Abend, Ihr Herren! — Spät geworden; — lange ausgeblieben — nicht?“

„Ja, Majeſtät, lang genug; war eben im Begriff, fortzugehen,“ ſagte der Maler Maulbach.

„Was? Fortgehen?“ wiederholte der König ärgerlich. „Unterſtanden haben! Keine Arbeit bekommen!“ —

„Wär' auch weiter nichts geweſen, Majeſtät. Die Zahlung wird doch ſchlecht genug ſein.“

„Herr Maulbach liebt den Scherz, Majeſtät,“ bemerkte raſch Herr von Henze, der fürchten mochte, der König könnte ſich durch die derben Antworten des Malers beleidigt fühlen. „Er meint es am Ende nicht ſo ſchlimm.“ —

„Weiß das,“ verſetzte der König, „hat ein bitterböſes Maul, aber eine verdammt geſchickte Hand. Wer die letztere haben will, muß das erſtere mit in Kauf nehmen. Doch zur Sache. Kommt mal her, meine Jungen, hab' Euch etwas mitgebracht. Seht 'mal da!“

Er holte ein Papier aus der Tasche, rollte es auf und hielt es den Künstlern vor.

„Wie gefällt Euch das? Es ist der Plan zu einem neuen Schlößchen, von mir selber entworfen und von Herrn von Henze in der Schnelligkeit etwas ausgeführt. Muß sogleich angefangen und binnen weniger Monate vollendet werden."

Die Künstler betrachteten aufmerksam die Zeichnung.

„Allerliebst!" meinte Hahnberger.

„Ganz passabel," brummte Maulbach.

„Ein kleiner Feenpalast!" rief Meyer.

„Ihr habt's getroffen, Meyer," entgegnete der König, indem er sich seelenvergnügt die Hände rieb. „Feenpalast — das ist das rechte Wort, das soll's werden. Ein Bauwerkchen, einfach und niedlich von außen, im Innern aber aufs reichste ausgestattet und den Namen eines Kunsttempels verdienend."

„Welche Fee gedenken denn Ew. Majestät in diesen Tempel zu setzen?" fragte Maulbach.

Der Geheime Oberbaurath trat dem vorwitzigen Frager auf die Fußzehe und Meyer versetzte ihm einen Stoß von hinten, aber die Frage war einmal heraus und konnte nicht zurückgenommen werden. Der König maß ihn mit einem unwilligen Blick von oben bis unten. Das Aussehen des Malers kam ihm übrigens in diesem Augenblick selber so lächerlich vor, daß er die Frage für einen Scherz nahm und in ganz jovialem Ton antwortete:

„Das rathet just 'mal, Meister Maulbach. Was meint Ihr, wenn ich Euch eine so ganz unvermuthete Freude machte?"

„Werden's bleiben lassen, Majestät," erwiderte der Maler trocken. „Wie die Arbeit, so der Lohn. Für solche Präsente muß man angenehmere Arbeit liefern können, als unsereins versteht." —

„Maul halten!" rief der König. „Hat man vor dem bissigen Gesellen gar keine Ruhe?"

Er nahm eine Priese, präsentirte sie der Reihe nach herum und sprach dann weiter:

„Unser kleines Palais wird auf den freien Platz, an die Ecke der Jesuiten- und Theresienstraße, zu stehen kommen. Der Anfang soll nächster Tage gemacht, und auf daß wir bald damit zu Stande kommen,

ſoll auch des Nachts bei Fackelſchein gearbeitet werden. Herr von Henze leitet den Bau; ich ſelber werde mich täglich von den Fortſchritten des Werks überzeugen. Für die innere Ausſchmückung ſind ebenfalls die umfaſſendſten Vorarbeiten zu treffen, um ſogleich nach Vollendung des äußeren Theils damit beginnen zu können. Einige Zimmer ſollen gemalt, andere durch Basreliefs und Sculpturarbeiten verziert werden — Beſchäftigung genug für Euch, Ihr Herren, und ich hoffe, Ihr macht mir Ehre."

„Ehre für Geld, Majeſtät, ſo viel Sie haben wollen!" ſagte Maulbach. „Wir hoffen dagegen, Ew. Majeſtät behandeln uns nicht gar zu knauſerig."

„Nimmerſatt ſeiend!" verſetzte der König. „Niemals genug kriegen könnend!"

„'s iſt halt unſer Brod, Majeſtät. Die Kunſt geht nach Brod."

„Eure Kunſt, mir ſcheinend, geht mehr nach Bier, Maulbach, denn Euer Wänſtchen gewinnt von Tag zu Tag an Umfang."

„Nichts als Patriotismus, Majeſtät. Eins greift ins andere. Was ſollte denn aus Ew. Majeſtät werden, wenn die königlichen Brauhäuſer keinen Abſatz mehr hätten? Da wär's mit der Kunſt bald zu Ende!"

„Laßt's gut ſein, Jungens," ſagte der König, „ſollt diesmal alle mit mir zufrieden ſein. In ein paar Tagen legt Ihr mir Eure Skizzen vor, dann wollen wir ſchon handelseinig werden. — Gott befohlen einſtweilen! — Doch noch eins: — reinen Mund halten, nicht ſo viel Geſchwätz machen in der Stadt über unſer neues Bauwerk. Merkt's Euch, Maulbach!"

„Majeſtät, meine Verſchwiegenheit iſt ſprichwörtlich."

Die Künſtler wollten ſich entfernen. Der König rief Meyer zurück und nahm ihn etwas bei Seite.

„Für Euch, Meiſter Meyer, hab' ich eine beſondere Arbeit. Ihr verfügt Euch zu Fräulein Nola Mola, der ſpaniſchen Tänzerin, und von mir geſchickt ſeiend, bittet Ihr ſie, Euch zu einem Portrait zu ſitzen. Das Bild muß ein Meiſterwerk werden, es ſoll Euch hundert Louisd'or in Gold einbringen — verſtanden?" —

„Vollkommen, Ew. Majeſtät ſollen mit meiner Arbeit zufrieden ſein."

„Schwere Aufgabe, die ich Euch setze," fuhr der König fort, „aber Ihr könnt Eure Geschicklichkeit daran erproben. Alltagsfratzen malen — keine Kunst; aber solche Züge, solche Augen — da heißt's aufgepaßt, Meister Meyer."

„Ich werde mein Möglichstes thun, Majestät."

„Noch eins, Meyer! Wenn Ihr so der Schönen mit Eurem Pinsel gegenübersitzt, — keine Allotria getrieben, Augen in guten Gewahrsam genommen! Hundert Louisd'or sind Euer, aber das Bild ist für mich — verstanden?"

Der Portraitmaler versicherte seine Standhaftigkeit durch eine zustimmende Verbeugung und entfernte sich ebenfalls. Auf der Treppe traf er noch Maulbach, der ihn erwartet hatte. Arm in Arm zogen beide nach dem Rebstöckl, damals eine der besuchtesten Bierschenken in Neu Rom. Unser guter Maulbach hatte kaum einige Seidel des dunkelbraunen Gerstensafts verschluckt, als er den zahlreich versammelten Gästen in der heitersten Laune erzählte, daß König Hans der beneidenswerthen Tänzerin Nola einen kleinen Feenpalast als Christkindchen bescheeren werde.

Nola saß allein in ihrem Gesellschaftszimmer. Seit dem vorhergehenden Tage, an welchem sie die letzte Unterredung mit dem König gehabt, hatte sie keinen Besuch bei sich empfangen. Ihre Gedanken waren noch immer mit dem Hauptmann beschäftigt, über dessen Schicksal sie nichts weiter erfahren, als daß er am vorigen Abend gegen neun Uhr nach Hause gekommen, gleich darauf aber von einem andern Officier abgeholt worden und in dessen Begleitung weggegangen sei. Seine Treulosigkeit war gebührend bestraft, denn sie wußte, daß es für ihn nichts Schlimmeres gebe, als verbannt von der Hauptstadt, an einem einsamen Grenzorte leben zu müssen. Indem sie ihr beleidigtes Ehrgefühl auf solche Weise gerächt, hatte sie freilich zugleich ihrem eigenen Herzen einen empfindlichen Stoß versetzt, der ihr erst jetzt recht fühlbar zu werden begann. Die Stunden verstrichen ihr in tödtlicher Einförmigkeit, und doch konnte sie sich nicht entschließen, ihre vielen Freunde und Verehrer, die sich täglich um sie drängten, zu

empfangen, denn die ewigen Schmeicheleien und kriechenden Huldigungen ſchienen ihr in dieſer Stimmung läſtiger als jemals. —

Der Abend war unterdeſſen hereingebrochen. Sophie, das Kammermädchen, kam in das Zimmer, um die Lampe anzuzünden, entfernte ſich jedoch alsbald wieder, da ihre Gebieterin heute zu keiner Unterredung aufgelegt ſchien. Einige Augenblicke nachher hörte Nola draußen auf dem Vorſaal lebhaft reden. Es war eine ihr ganz unbekannte Stimme eines Mannes, der den Dialect der Landbewohner jener Gegend raſch und laut ſprach. Das Kammermädchen ſchien ihm Einwendungen zu machen, er aber ließ ſich nicht abweiſen. Gleich darauf trat Sophie wieder ins Zimmer.

„Sei'n Sie nicht böſe, Fräulein," ſagte ſie „aber ich kann den Menſchen ſchlechterdings nicht loswerden."

„Was gibt's?" fragte Nola. „Wer ſprach mit Dir?"

„Ein junger Bauersmann iſt ſoeben in großer Eile angekommen. Ich kann aus ſeinen Reden nicht recht klug werden. Er ſagt, daß er einen Brief für Sie hätte von einem Officier."

Nola fuhr zuſammen; ſie ahnte, daß dieſer Bote vielleicht von dem Hauptmann abgeſchickt ſei.

„Laß Dir den Brief geben, Sophie." —

„Das wollt' ich ſchon, aber er thut es nicht. Niemand als Ihnen ſelber will er ihn einhändigen."

„So laß ihn herein; vielleicht kann er wenigſtens zu meiner Zerſtreuung beitragen." —

Das Kammermädchen ging hinaus und kehrte ſogleich mit einem jungen Bauersmann zurück. Das elegante Zimmer ſchien ihn etwas zu blenden, denn ſchüchtern blieb er an der Thüre ſtehen, den großen, runden Hut in den Händen drehend.

„Ihr wünſcht mich zu ſehen, mein Freund?" fragte Nola. „Was bringt Ihr mir?"

„Verzeihen's, gnädig's Fräulein," ſagte der junge Bauer mit einigen linkiſchen Kratzfüßen, „wenn ich Ihnen zur Laſt fall', aber ich konnt' nit anders. Schauen's, der Herr Officier hat mir's gar zu ſehr auf's Herz 'bunden, daß ich des Schreibens nur an Euer Gnaden abliefern ſoll. Die Jungfer da is a recht lieb's, herzig's Madle, aber

ich hätt' ihr doch des Schreibens 'nit geben – und wenn sie noch tausig Mal lieber wär'."

„Ihr habt einen Brief für mich? Wer gab ihn Euch?"

„Ja, schauen's, das is a närrische Geschicht. Ich komm' von Steinkirchen her, wo ich geheirath' bin; des Posthalters jüngste Tochter, die Liesel, is mei' Weible und wir wohnen zusamme' ins Schwiegervaters Gehöft."

„Schon gut, mein Freund. Was hat das aber mit dem Brief und dem Officier zu schaffen?"

„Lassen's sich nur berichten, gnädig's Fräulein. Heut' Morgen kömmt a Extrapost bei uns angefahren. Zwei Militärpersonen sitzen drinn' und steigen aus. Während der Knecht 'runter ins Ort läuft, um's Gespann zu bestell'n, begeben sich die zwei Herrn in unser Wirthsstüble, wo sie ein' gar lauten Diskursch anfangen. Die Liesel und ich, wir gehn ab und zu, um das bestellte Fruhstuck'l aufzutragen. Der eine von den Herrn mußt' so ein' Art Arrestant sein, denn er bat den Andern gar arg um die Erlaubniß, nur a ganz klein's Briefle schreiben z'dürfen, was ihm der Andre endlich zugestand. Da mußt nun die Liesel gleich nach Dintefaß und Papier laufen. Der Herr setzt sich nieder, und, fixer wie der Herr Pastor unser Heirathsattestat, hat er's Schreibens fertig. Jetzt aber wollt' er auch ein' sicher'n Mann haben, um's nach der Stadt z'bringen. Weil er denn gar so inbrünstig bitten konnt', und weil er auch so ein schöner, freundlicher Herr war, da meint die Liesel, 's müßt schon 'was Extras 'than werden und ich sollt's Briefle selber in die Stadt tragen. Mir war's just ganz recht. Das Gefährtle war fix in Ordnung — und da bin ich und da is auch das Briefle."

Er holte aus seiner tiefen Rocktasche einen mit sichtbarer Eile zusammengefalteten, auf grobes Papier geschriebenen Brief hervor und wollte ihn eben Nola überreichen, als er plötzlich inne hielt und einige Schritte zurücktrat.

„Seien's nit ungehalt'n," sagte er wieder etwas schüchtern, „aber die Liesel hat mir's auch noch streng befohl'n, das Schreibens nur dem gnädig'n Fräulein zu übergeben. Schauen's, ich weiß doch eigentlich noch nit — —"

„Ob ich auch die Rechte bin?" fragte Nola.

„Das wollt' ich sag'n," fuhr der junge Bauersmann fort und wagte es endlich, einen recht langen, prüfenden Blick auf die Tänzerin zu werfen, „aber 's is doch kein Irrthum mögli, denn's trifft Alles zu, wie's der Herr Officier beschrieben hat: — das schwarze, geringelte Haar, die munter'n Aeugle, die wie zwei Feuerfünkle glimmen und glitzern — ja, Sie sind das richt'ge, gnäd'ge Fräulein und da haben's denn auch gleich das Briefle." —

Nola empfing den Brief aus den Händen des ehrlichen Burschen und setzte sich damit dicht vor die Lampe. Rasch war der Bogen entfaltet und sie las mit großer Begierde Folgendes:

Meine theuerste Nola!

Was ist mit mir vorgegangen? Welche Unheil verkündende Wolke zieht plötzlich an meinem heiteren Lebenshimmel herauf und droht mich zu vernichten? — Seit mehreren Stunden stelle ich mir unablässig diese Fragen, ohne nur im Entferntesten im Stande zu sein, eine passende Antwort darauf zu finden. Eine Gewißheit nur scheint mir aus all' den peinigenden Zweifeln, die mich gleich Nebelbildern umgaukeln, mit Klarheit hervorzutreten, die schreckliche Gewißheit, daß ich Dich, meine Theuerste, verlieren soll, vielleicht schon verloren habe. Doch die mir gegönnte Zeit ist kurz. Ich muß Dir meine jüngsten Erlebnisse so bündig als möglich mittheilen. Vielleicht weißt Du eher einen Zusammenhang, vielleicht auch einen Ausweg aus dem Labyrinth zu finden. Es war ehegestern etwa gegen Mittag, als mir meine Wirthin einen Brief überbrachte. Die Aufschrift war von Deiner Hand. Ich legte ihn einen Augenblick auf den Tisch, wie ich das oft bei Briefen thue, deren Inhalt mir ein sehr freudiger oder betrübender zu sein verspricht, um mich erst in Gedanken auf die Lectüre vorzubereiten. Meine Gedanken waren nur mit Dir beschäftigt und da mögen sie sich vielleicht etwas weiter verirrt haben, als passend gewesen wäre, denn urplötzlich stand mein Hauptmann vor mir im Zimmer und brachte mir die Nachricht, daß ich mich schleunigst fertig zu machen habe, um für einen rasch erkrankten Cameraden die Wache auf dem königlichen Lustschloß Josephsburg, zwei Stunden von der Stadt entfernt, zu überneh-

men. Der Respect vor meinem Hauptmann, der unverhoffte Dienst, die Geschwindigkeit, in der ich die Uniform anlegen mußte — Alles das wird es verzeihlich machen, wenn ich den Brief für einen Augenblick vergaß und uneröffnet auf dem Tisch zurückließ. Erst unten auf der Straße fiel er mir ein, ich wollte umkehren, aber der Hauptmann, der mich zur größten Eile antrieb, gab es nicht zu. Wäre Jemand zu meiner Verfügung gewesen, so würde ich nach Hause geschickt haben, um mir den Brief zu holen, allein auf dem Schlosse war keine Seele, der ich einen solchen Auftrag hätte ertheilen können. Meine Wache dauerte bis zum nächsten Abend. Mit Sehnsucht erwartete ich die Ablösungsstunde. Endlich erschien mein Nachfolger, der mir zugleich die überraschende Neuigkeit meines Avancements zum Hauptmann brachte und nicht begreifen konnte, daß ich selber noch nichts davon wisse und kein Patent erhalten habe. Ziemlich spät am Abend langte ich in meiner Wohnung an, und sogleich wurde Dein Schreiben erbrochen. Freude über das ersehnte Patent und Schreck über das verlorene Glück Deines Besuchs befielen mich zugleich. In größter Eile wechsle ich die Kleidung und will eben nach Deiner Wohnung fliegen — da tritt ein Rittmeister von der Gensd'armerie herein und fordert mich auf, ihm unverweilt nach der Kaserne zu folgen. Ganz bestürzt komme ich dort an und werde sogleich vor den Obersten meines Regiments gebracht, der mir eröffnet, daß ich auf Allerhöchsten Befehl in meiner soeben erlangten Eigenschaft als Hauptmann zur Garnison nach der böhmischen Grenze commandirt sei, wohin ich mit Tagesanbruch, unter Begleitung eines Rittmeisters, meine Reise anzutreten habe. Zugleich laute die königliche Ordre dahin, daß vor Ablauf von drei Jahren weder um Versetzung noch um Urlaub nachzusuchen sei. Ich stand wie versteinert. An Widerspruch war nicht zu denken, denn der Befehl kam, wie mir der Oberst versicherte, unmittelbar aus dem Cabinet des Königs. Ich vertraute auf Deine Hilfe und bat dringend, mich nur auf eine halbe Stunde entfernen zu dürfen — vergebens, auch das wurde nicht gestattet, bis zur Abreise mußte ich in der Kaserne verbleiben. Gegen Morgen erschien ein Wagen. Mir wurde einzusteigen

befohlen, der Rittmeister nahm an meiner Seite Platz und fort ging's in scharfem Trabe zum Thore hinaus. — Wie soll ich mir dies nun Alles zusammenreimen? Zuerst zum Hauptmann vorgerückt, dann unmittelbar in dreijährige Verbannung nach einer weit entfernten Grenzgarnison geschickt — kann man daraus klug werden? Lieber hätte ich ja noch zehn Jahre die Lieutenantsepauletten getragen, als Hauptmann sein und die schöne Residenz mit meiner angebeteten Nola verlassen müssen! — Als wir auf der ersten Station angelangt waren, wo die Pferde gewechselt wurden, gestattete mir endlich der Rittmeister auf mein dringendes Bitten, einen Brief zu schreiben. Natürlich schreibe ich nur an Dich, Geliebteste, denn wer sonst vermöchte mich aus der fatalen Situation herauszureißen, in die ich so ganz unschuldig gerathen bin. Solltest Du mir zürnen, weil Du mich vergeblich in meiner Wohnung aufsuchtest? Ich habe Dir Alles der Wahrheit gemäß berichtet und bin mir keines Unrechts bewußt. Wenn ich einen Fehler beging, so war es nur der, das Lesen Deines Briefs um einen Augenblick verzögert zu haben. Liegt es in Deiner Macht — und was könnte nicht darin liegen? — mir die Erlaubniß zur Rückkehr zu verschaffen — o so thu' es ungesäumt, denn die böhmische Luft ist meiner Gesundheit sicherlich nicht zuträglich, und ehe noch ein Jahr verginge, verzehrte sich vor Sehnsucht

Dein treuer Hauptmann oder Lieutenant

Ferdinand von Rosenberg.

Dieser Brief, den Nola in der größten Eile überflogen hatte, brachte einen sichtbaren Eindruck hervor. So heftig sie auch war und so leicht sie sich in ihrer Heftigkeit zu extremen Schritten hinreißen ließ, so blieb sie doch stets geneigt, den begangenen Fehler wieder gut zu machen, sobald sie sich von ihrem Unrecht überzeugt hatte. —

„Ist der Officier, der Euch diesen Brief übergab, bereits wieder abgereist von Steinkirchen?" fragte sie.

„Ei sicherlich, gnädig's Fräulein, der ist jetzt schon ein gut' Stückle über die nächste Poststation 'raus," erwiderte der junge Bauer.

„Ich danke Euch recht sehr, mein Freund; hier habt Ihr auch etwas für Eure Bemühung."

Sie wollte ihm eine kleine, mit Perlen gestickte und gut gefüllte

Börse in die Hand drücken, er aber machte mit seinem großen runden Hut eine abwehrende Bewegung und sagte:

„Wo denken's hin, gnädig's Fräulein, ich werd' mich doch für die winzige Gefälligkeit nit bezahl'n lassen! Da sollt' ich der Liesel daheim schön ankommen! Gott behüt's, behalten's Ihre Beutle! Wenn Sie aber dem schönen Officier ein'n Gefall'n erweisen können, dann thun's ja, denn er is a gar herz'ger Mensch, der uns recht 'dauert hat."

„Morgen wird er auf dem Rückweg wieder bei Euch sein," sagte Nola, „da kann er sich für die gute Meinung bedanken. Wie weit ist's nach Steinkirchen?"

„Drei Stunden, gnädig's Fräulein."

„Vielleicht komme ich selber morgen hinaus und werde dann bei Euch vorsprechen. Lebt wohl einstweilen, mein Freund!" —

Der junge Bauer entfernte sich, höchlich erfreut, daß er sich seines Auftrags so gut entledigt hatte. Kaum war er hinaus, so warf Nola einen einfachen Shawl um und eilte zu Fuß nach dem königlichen Schloß. Im Vorzimmer angekommen, fand sie Joseph Braun.

„Wo ist der König?" fragte sie hastig.

Der Kammerdiener erhob sich beim Eintritt der mächtigen Dame von seinem Stuhl und trat ihr mit ehrerbietigen Verbeugungen entgegen.

„Se. Majestät geruhen in diesem Augenblick einer Ministerconferenz beizuwohnen, wenn Sie vielleicht nur noch eine halbe Stunde sich gedulden wollten — —"

„Unmöglich, Braun, und nichts von Geduld! Ihr wißt, daß ich das Wort nicht liebe."

„Aber mein hochgeschätztestes Fräulein, es ist Ihnen vielleicht nicht bekannt, daß eine Ministerconferenz, in der möglicherweise Dinge von der höchsten Wichtigkeit verhandelt werden, durchaus nicht gestört werden darf. Se. Majestät würden es mir schlechten Dank wissen, wenn ich es wagte, die Conferenz zu unterbrechen."

„Se. Majestät werden es Euch schlechten Dank wissen, wenn Ihr meinem Befehl nicht gehorcht," entgegnete Nola in gebieterischem Ton. „Meldet mich ohne Aufschub und sagt dem König, daß ich ihn augenblicklich zu sprechen verlange."

Joseph Braun ging kopfschüttelnd hinaus, denn er wagte es nicht,

die Dame, deren Reizbarkeit er zur Genüge kannte, gegen sich aufzubringen. Nach einer kleinen Weile kehrte er zurück und geleitete Nola in das königliche Arbeitszimmer mit dem Bescheid, daß Seine Majestät sogleich erscheinen werde. —

Hans ließ in der That nicht lange auf sich warten. Er mochte etwas ungehalten sein über die unerwartete Störung, gab sich aber alle Mühe, nichts davon merken zu lassen.

„Meine schöne Freundin fängt jetzt an, sogar unsere Staatsgeschäfte zu beeinträchtigen," sagte er beim Eintreten, nachdem er ihr zuvorkommend die Hand geküßt und an ihrer Seite Platz genommen hatte.

„Mein Anliegen duldet keinen Aufschub," begann Nola, „sonst würde ich mir nicht die Freiheit genommen haben, Deine Majestät in so wichtigen Verhandlungen zu stören. Ich komme nochmals wegen Herrn von Rosenberg's."

„Hat man meinen Befehl etwa nicht pünktlich vollführt?" fragte der König.

„O sehr pünktlich! Der Hauptmann ist schon längst unterwegs."

„Glückliche Reise und viel Vergnügen an der böhmischen Grenze! Sollen in jener Gegend herrliche Schlittenbahnen sein im Winter — unsere Herren Officiere lieben das. Ha! ha! ha!"

Nola nahm eine etwas beleidigte Miene an.

„Pfui doch, wer wird auch so schadenfroh sein! Das ist kein schöner Zug von Deiner Majestät. Was hat Dir der arme Hauptmann in den Weg gelegt, daß Du ihn so über Hals und Kopf aus der Stadt jagst und gar an einen Ort verbannst, wo kein gebildeter Mensch existiren kann?"

„Ich? Ich?" fragte der König ganz gedehnt und im Tone des höchsten Erstaunens. „Wie kommst Du mir vor? Ist das nicht Alles auf Dein ausdrückliches Verlangen geschehen?"

„Ich glaube gar, Du willst Deine Hände jetzt in Unschuld waschen und mir die ganze Last der Verantwortlichkeit aufbürden," versetzte Nola. „Ist der Befehl von mir oder von Dir ausgegangen? Seit wann bin ich für Deine königlichen Edicte verantwortlich? Wenn kein vernünftiger Grund vorlag, den Hauptmann aus der Stadt zu verbannen, warum hast Du es gethan? — Die Folgen kommen nun über Dich. Jedermann zuckt die Achseln über des Königs willkürliches

Verfahren, und wer bisher wenigſtens noch an Deine Gerechtigkeit glaubte, der wird auch daran irre.“

Hans war ganz verwirrt und wußte ſich ſchlechterdings noch nicht in dieſe plötzliche Umgeſtaltung zu finden. Das Schlimmſte bei der ganzen Sache war, daß er ſelber ſein Unrecht einzuſehen begann und allmälig inne wurde, wie er ſich eine für einen Regenten unverzeihliche Blöße gegeben.

„Aber wie mochteſt Du mich zu einem ſolchen Schritte überreden, der Deiner Ueberzeugung zuwiderlaufend, Dir nun Reue verurſacht? Warum erſcheint Dir das Unrecht gerade erſt jetzt ſo groß, nachdem es bereits geſchehen iſt?“

„Kann man ſeine Ueberzeugung nicht zuweilen ändern? Kann ſich nicht heute etwas als überflüſſig herausſtellen, was geſtern noch dringend nothwendig ſchien?“

„Es iſt alſo Deine Meinung — —“

„Es iſt meine Meinung, daß dieſes unverzeihliche Unrecht augenblicklich wieder gut gemacht werden muß. Es bleibt Dir nichts übrig, als den geſtrigen Befehl zu annulliren und den Hauptmann zurückzurufen.“

„Warum nicht gar!“ rief der König heftig. „Eine ſolche Inconſequenz — —“

„Wäre nicht die erſte Deines Lebens und Deiner Regierung. Ich bleibe dabei. Du rufſt den Hauptmann zurück.“

„Nimmermehr!“

„Gut. Meinſt Du, daß ich mit einem Manne, der eine begangene Thorheit nicht eingeſtehen und ein ſchreiendes Unrecht, das er einem Unſchuldigen zugefügt, nicht wieder gut machen will, noch länger in Verbindung ſtehen werde? Morgen mit dem Früheſten packe ich meine Habſeligkeiten zuſammen und bis zum nächſten Abend werde ich Deine glorreiche Reſidenz im Rücken haben.“

„Glückliche Reiſe gleichfalls!“ entgegnete Hans in großer Aufregung, ſprang auf und ging mit raſchen Schritten im Zimmer auf und ab. „Fröhliches Zuſammentreffen mit dem lieben Hauptmann an der böhmiſchen Grenze! Beſſer wär's für beide, ſich gleich hinüber zu ſcheeren und das dieſſeitige Gebiet nicht wieder zu betreten; — verſtanden?“

„Sehr wohl, Majestät Hans," entgegnete die Tänzerin ebenfalls kurz entschlossen, „das wird wahrscheinlich geschehen. Meinst Du, daß es ein so großes Unglück sei, Dein himmlisches Reich Cerevisia verlassen zu müssen, wo Alles, vom König herab bis zum Straßenjungen, in kunstsinnigem Bierrausch herumtaumelt? Ich gehe. Leb' wohl, altes Haus!"

König Hans hatte sich dicht vor das Fenster gestellt und drehte ihr beharrlich den Rücken. Als sie sich der Thüre näherte, bog er den Kopf ein wenig nach der Seite und rief:

„Fräulein Nola!"

Die Tänzerin blieb stehen und antwortete in derselben Weise:

„Majestät Hans?"

„Ehemals eine bessere Meinung von Ihnen gehabt habend, nun aber meinen Irrthum gewahrend, thut es mir doch leid, Sie auf solche Weise von mir scheiden zu sehen."

Nola ahmte seine Redeweise nach und erwiderte:

„Ehemals Ew. Majestät für einen gerechten König und begabten Dichter gehalten habend, jetzt aber die Gerechtigkeit vermissend und die dichterische Ader versiechen sehend, bedauere ich von Herzen, Ew. Majestät wegen solcher Veranlassung verlassen zu müssen."

„Ich will mir keine Ungerechtigkeit zu Schulden kommen lassen; das will ich nicht — verstanden?"

„Ew. Majestät werden also den Hauptmann zurückrufen?"

„Ja, das werde ich. Er mag zurückkehren, — und jetzt kein Wort mehr darüber."

„Der Hauptmann ist zu Gnaden angenommen, aber die arme Tänzerin wird wol unbarmherzig über die böhmische Grenze wandern müssen. Sie thut es jetzt wenigstens mit dem frohen Bewußtsein, daß sie sich in dem großmüthigen Herzen Ew. Majestät nicht getäuscht hat."

Der König wollte ihre Hand ergreifen, sie aber wußte geschickt auszuweichen.

„Da bleiben, Nola. Alles auf sich beruhen lassen. Habe auch das Schlößchen schon bestellt, — die besten Künstler sollen beschäftigt werden. — — Willst Du mich noch verlassen?"

„Wenn sich Ew. Majestät gegen mich freigebig beweisen," versetzte

Nola, „so hat der arme Hauptmann von Rosenberg keinen Nutzen davon. Er ist der Gekränkte, ihn haben Ew. Majestät zu entschädigen. Wird er einfach zurückberufen, so bleibt noch immer ein leiser Schatten auf ihm haften, man denkt, es sei nur königliche Gnade, die ihm die Verbannung erlassen. Wenn aber Ew. Majestät geruhen wollten, ihm noch einen weiteren Beweis Ihrer Huld zu geben — —“

„Einhalten, Nola, einhalten! Ich kann ihn bei Gott nicht auch noch zum Obersten vorrücken lassen!“

„Das nicht, Majestät, aber ein kleines Kreuzchen mit buntem Bändchen auf die Brust, begleitet von einem Allergnädigsten Handschreiben — o, Ew. Majestät wissen ja, wie sehr solche Kleinigkeiten, die nichts kosten, beglücken können.“

„Sei's darum, nur wegen des Friedens willen und damit man mir keine ungerechte Handlung vorwerfen kann. Morgen sollen die nöthigen Befehle ausgefertigt werden.“

„Weßhalb erst morgen, Majestät? Eine gute That soll man nicht aufschieben, denn sie kommt niemals zu früh.“

„Du hast Recht. Der Kriegsminister ist in der Nähe, er könnte das Decret sogleich unterzeichnen, dann wäre die Sache abgethan.“

Indem er nach der Thür gehen wollte, hielt er aber doch noch einmal inne und sagte nachdenklich:

„Fataler Schritt bleibt es immer. Was wird der Kriegsminister dazu sagen?“

„Majestät, verdienst Du den Titel eines Königs, wenn die Minister es wagen dürfen, Deine Schritte zu bekritteln und zu tadeln?“

„Sie wagen es aber dennoch; — Du verstehst das nicht, Nola.“

„Dann beharrst Du bei Deinem königlichen Willen und tröstest Dich mit einem guten Bewußtsein.“

„Bewußtsein?“ wiederholte Hans. „Weißt Du nicht, daß Selbstbewußtsein ohne äußere Anerkennung nicht viel hilft? Stets das stolze Bewußtsein gehabt habend, der teutscheste unter den Fürsten Teutschlands zu sein, ist es mir deshalb doch noch lange nicht gelungen, meinen Grundsätzen die gebührende Anerkennung zu verschaffen.“ —

Eine Stunde nach dieser Unterredung Nola Mola's mit Sr. Majestät ritt eine Estafette in gestrecktem Galopp durch eines der Stadtthore Neu Roms, auf der Straße nach der böhmischen Grenze hin. —

Wir verlaſſen für eine kleine Weile die hohen und höchſten Cirkel der Reſidenz und verlegen unſere Handlung nach dem ziemlich bedeutenden, wohlhabenden Dorf Steinkirchen, eine Poſtſtation von Neu Rom entfernt. Wir kehren gleich im erſten, dicht an der Chauſſee gelegenen Wirthshaus ein, über deſſen Thür an einer langen Stange ein Schild hängt, worauf mit viel Kunſt ein rother Ochſe gemalt iſt; ein Wappen, dicht unter dem Ochſen angebracht, belehrt uns, daß ſich hier zugleich das Poſtbureau befindet. Im mittleren Stockwerk treten wir in ein recht freundliches Wirthszimmer, das ſich durch ſeltene Reinlichkeit auszeichnet. Tiſche und Stühle ſind von braun angeſtrichenem Holze; der aufs ſorgfältigſte geſcheuerte Fußboden iſt mit feinem weißen Sand beſtreut. Durch die zwar kleinen, aber ſpiegelblanken Fenſterſcheiben ſendet die Herbſtſonne ihre milden Strahlen herein. Die Wände ſind mit einer einfachen, grau marmorirten Tapete beklebt. Einige nicht allzu fein colorirte Gemälde, in hellbraunen Holzrahmen eingefaßt, dienen zur Verzierung. Den Patriotismus des Gaſtwirths zum rothen Ochſen und ſeine Verehrung für das angeſtammte Herrſcherhaus erkennen wir ſogleich aus dem Umſtand, daß die Bilder des Königs und der Königin nicht fehlen, ſondern ſogar den Ehrenplatz über dem Spiegel einnehmen. In einer Ecke des Zimmers ſteht ein geräumiges, zweiſchläfriges Bett, hoch aufgebauſcht von den weichſten Flaumfedern und mit grobem, aber blendend weißem Linnen überzogen.

Es war, wie ſchon angedeutet, an einem Herbſtnachmittag, im Dorf war Alles ſtill, denn die Leute arbeiteten emſig auf dem Felde und nur hin und wieder bewegte ſich ein mit duftigem Heu hochbeladener Wagen an dem Wirthshaus langſam vorüber ins Dorf herein, als in dem oben beſchriebenen Gaſtſtübchen zwei junge Leute hinter den ſchäumenden Biergläſern ſaßen. Auf einem Seitentiſch lagen bunte Mützen, Staubkittel, eine Botaniſirbüchſe und zwei tüchtige Ziegenhainer. Es fällt uns nicht ſchwer, in den beiden Gäſten auf den erſten Blick Academiker zu erkennen. Der Eine von ihnen hatte ein recht burſchikoſes Anſehen. Er war von mittlerer, unterſetzter Statur, ſeine Züge waren nicht ſchön, verriethen aber Kraft und Energie. Ein prächtiges, glänzend ſchwarzes Haar fiel ihm in langen Locken über die Schultern und machte ſeine Erſcheinung zu einer äußerſt intereſſanten.

Sein ganzer Anzug bestand aus ein Paar weiten, leinenen Turnhosen, durch einen schwarz-lackirten Gürtel über den Hüften festgehalten, und einem leichten, dunkeln Sommerrock, mit einer Reihe glänzender Stahlknöpfe besetzt. Eine lange Pfeife mit fein gemaltem Porzellankopf und dreifarbigen Quasten vervollständigte das äußere Bild des Studiosus juris Hugo Meissel, dermalen Senior der Allemannia auf der Hochschule zu Neu Rom. — Sein Gefährte, der Theologe Ignatz Welcher, mochte um einige Jahre älter sein; das studentische Wesen hatte bei ihm schon einem gesetzteren, philiströsen Anstrich Platz gemacht. Er rauchte nicht und füllte auch sein Glas aus dem auf dem Tische stehenden steinernen Kruge etwas seltener, als sein, dem schäumenden Trank fleißig zusprechender Nachbar. Beide Studenten waren schon seit mehreren Stunden in einer gemüthlichen Unterhaltung vertieft, die durch die behagliche Stille des Ortes und der ganzen Umgebung sehr begünstigt wurde. —

„Wenn ich noch ein Mal zu wählen hätte," sagte Ignatz Welcher, „wenn ich die Zeit zurückrufen könnte, wo ich die Schule und das väterliche Haus verließ, um meine academische Laufbahn zu beginnen, ich würde nicht wieder das Studium der Gottesgelahrtheit ergreifen, ich würde nicht zum zweiten Mal einen Weg betreten, auf dem man, um zum Ziele zu gelangen, den eigenen Willen unterdrücken, die innerste Ueberzeugung in Fesseln und Banden schlagen muß."

„Es war mir von jeher unbegreiflich," warf Meissel ein, „wie ein vernünftiger Mensch, ein Kerl, der das Herz auf dem rechten Fleck trägt, wie Du, zur Fahne der Pfaffen schwören mag."

„Was versteht man im Alter von 19 Jahren von solchen Dingen? Gerade zu der Zeit, wo klare Einsicht am meisten Noth thäte, um den passendsten Lebensberuf zu wählen, gerade da ist man noch am befangensten, am meisten von fremden Einflüssen abhängig. Es mag noch wenige in irgend einem Fach tüchtige Männer gegeben haben, die schon zu der Zeit, als sie ihren künftigen Beruf wählten, im Stande waren, sich auch nur einen annähernden Begriff zu machen von dem, was sie eigentlich dabei bezweckten."

„Das ist wahr. Man entscheidet sich in der Regel für einen Beruf, weil der Vater oder irgend ein Verwandter darin eine gute Carriere gemacht hat. In den ersten paar Jahren des Studiums kümmert

man sich den Henker um Bücher und Collegia; wenn die verwünschten Testate nicht wären, belegte man sie nicht einmal. Später erst, wenn das Schreckgespenst „Examen“ heraufsteigt, läuft man wie verrückt in die langweiligen Vorlesungen, schmiert die Weisheit der Professoren in dicken Heften nach und lernt den ganzen Kram verbo tenus auswendig. So wird man nach und nach ins Philisterleben geschoben und findet man wirklich durch das Studium bald sein Brod, so sind alle Wünsche erfüllt und man glaubt Wunder, wie glücklich die Wahl des Berufes ausgefallen wäre.“

„Was den Unterhalt anbelangt,“ nahm Welcher wieder das Wort, „so ist für uns Theologen noch am Besten gesorgt. Es verhungert keiner von uns, wir werden alle bei Zeiten untergebracht.“

„Aber das Cölibat,“ versetzte Meissel lachend, „das ist doch ein fatales Ding! Jedes ordentliche Mädchen hütet sich vor eurer Gesellschaft, weil auf reellem Wege doch einmal mit euch kein Geschäft zu machen ist.“

„Ueber diesen Punkt könnte ich mich leicht wegsetzen, denn ich muß gestehen, daß mir das weibliche Geschlecht in seiner specifischen Eigenschaft als solches sehr gleichgültig ist, und daß ich es mit ziemlich nüchternen Blicken zu betrachten gewohnt bin.“

„Pah!“ lachte der Allemannen-Senior. — „Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang, der bleibt ein Narr sein Leben lang. Ich bin zwar gut katholisch, aber dieser Grundsatz des Erzketzers Luther ist auch der meinige. Darum kann ich's unserm Landesvater Hans nicht im entferntesten verargen, wenn er sich in diesem Punkte einige Allerhöchste Freiheiten nimmt und die Pfaffen, die ihm Einsprache thun wollen, mit langer Nase heimschickt.“

„Es sind leider nicht immer Gründe der Moral, die die Geistlichkeit bewegen, sich den Liebhabereien des Königs zu widersetzen. Gegen willige, ihren Zwecken entsprechende Objecte würden die frommen Herren in der Regel nichts einzuwenden haben; nur gegen Diejenigen, die sich unterfangen, einen eigenen Willen zu haben und sich den Absichten der Kirche nicht unbedingt fügen, richten sie ihre Geschosse, und es möchte schwer fallen, so mächtigen Waffen zu widerstehen.“

„Der Senior schenkte sich ein frisches Glas ein, trank den Schaum

in durstigen Zügen ab und sagte dann, indem er das Glas kräftig auf den Tisch stieß:

„Das ist es eben, weshalb ich die Tänzerin Nola stets in Schutz nehme. Sie hat Character, das läßt sich nicht läugnen. Sie würde klüger handeln, wenn sie sich von Anfang an mit der Partei, die, wenn auch nicht dem Namen, so doch der That nach bei uns regiert, in gutes Einvernehmen gesetzt hätte und sich nach Herzenslust zu deren Zwecken gebrauchen ließe. Das thut sie nicht; sie ist selbstständig und folgt nur ihrem eigenen Willen. Gar häufig soll sie sogar schon hochgebietenden Herrn recht empfindlich auf die Hühneraugen getreten haben."

„Hat die Spanierin auch Dich in ihr Netz gezogen?" fragte Welcher. „Es müssen ihr geheime Zauberkünste zu Gebote stehen, denn die halbe Männerwelt liegt entzückt zu ihren Füßen, und mit demselben Recht, wie einst der römische Feldherr, kann sie den stolzen Ausspruch thun: Veni, vidi, vici!"

„Ihre Zauberkünste sind keine geheimen," entgegnete der Senior, „sie liegen offen am Tage und fallen genug ins Auge. Wer kann beim Anblick eines körperlich so vollendeten Wesens kalt bleiben? Und was mehr ist, diese schönen Formen sind nicht todt, es lebt darin ein seltener Geist, der ihnen erst den wahren Ausdruck verleiht."

Ignatz Welcher schien die Begeisterung seines Freundes nicht ganz zu theilen.

„Es ist jedenfalls schade," sagte er, „daß weder der schöne Körper, noch der seltene Geist die Besitzerin davor bewahren konnte, in den Augen der Welt eine precäre, mißliebige Stellung einzunehmen."

„Augen der Welt! Ich bitte Dich, Welcher, gehörst Du auch zu den moralisirenden Kleinigkeitskrämern, die Alles nach ihrem eigenen Philisterschnitt zustutzen möchten? Was ist die Welt anders als eine schwatzhafte Base, die es sich zum Geschäft macht, jeden kleinen Fehler eines Andern durchs Mikroskop zu betrachten und ihn dann, tausendfach vergrößert, an die große Glocke zu hängen."

„Alles ganz recht," versetzte der Theologe, „am Ende willst Du mich in Deiner Begeisterung noch überreden, daß die Spanierin ein Muster von Sittsamkeit sei."

„Wie man es nimmt, Du mußt nicht alle nach einem Maßstab messen wollen. Glaubst Du, daß eine Tänzerin, die von Jugend auf ein viel bewegtes Leben geführt hat, ein weibliches Geschöpf, das von der Natur mit den seltensten, auffallendsten Gaben ausgestattet wurde, und auch ein liebedürstendes Herz, ein feurig wallendes Blut zur Mitgift erhielt; glaubst Du, daß ein solches weibliches Wesen in derselben Weise zu beurtheilen ist, wie eine andere, die in einschränkenden Verhältnissen und strenger Aufsicht herangewachsen?“

„Lassen wir das,“ sagte Welcher lächelnd, „unsere Ansichten gehen hier etwas auseinander, doch will ich Dir herzlich gern einräumen, daß man dem armen Frauenzimmer oft Unrecht thut. Schon um deswillen möchte ich mich auf ihre Seite stellen, weil sie von einer Partei angefeindet wird, die dem Gemeinwesen und Volkswohl gewiß nicht sehr förderlich ist. Und sie muß dieser Partei kein geringer Dorn im Auge sein, denn mit aller Macht wird gegen sie zu Felde gezogen. Ist es doch so weit gekommen, daß der Professor Labolle sich nicht entblödet, sehr deutliche Anspielungen vom Katheder herab fallen zu lassen und den Versuch wagt, sogar auf diese Weise für die Interessen des Ministeriums Kain Propaganda zu machen.“

„Ein sauberer Landsmann, dieser Professor Labolle! Bei d e m möcht' ich auch unter keinen Umständen ein Colleg belegen.“

„Sollte uns Theologen schlecht ergehen, wenn wir die Vorlesungen dieses Herrn nicht aufs pünktlichste frequentiren wollten. Er gibt den Ton an bei der ganzen Facultät. Wer sich mit ihm nicht gut stellt, kann auf kein Durchkommen im Examen rechnen. Kein Wunder übrigens, wenn die Facultät vor ihm zu Kreuze kriecht, hat er ja doch auch beim Ministerium den größten Einfluß. Der Minister Kain unternimmt nicht das Geringste ohne seine Zustimmung.“

„Merkwürdig,“ nahm Meissel das Wort, „wie sich der König von einer kleinen Anzahl von Leuten so ganz beherrschen läßt, denen er doch im Grunde seines Herzens durchaus nicht gewogen ist.“

„Sehr natürlich,“ erklärte Welcher. „König Hans möchte um jeden Preis ein genialer Herrscher sein; da ihm selber hierzu jedoch einige der nothwendigsten Eigenschaften abgehen, so überläßt er sich und seine Regierung den Händen Derer, die ihn mit dem meisten Geschick zu fesseln wissen, wenn sie auch sonst seinen persönlichen Neigungen nicht

ganz entsprechen. Und daß Herr von Kain Geschick und Intelligenz besitzt, das wird ihm sein ärgster Feind nicht absprechen können. Es ist ihm aufs vollständigste gelungen, den König in seine Interessen hineinzuziehen, und mit tausend feinen, dem gewöhnlichen Auge vielleicht unsichtbaren Häkchen weiß er ihn festzuhalten. Eine seiner mächtigsten Verbündeten war die wegen ihrer Frömmigkeit und Sittsamkeit hochgepriesene Frau von Marschall."

„Gott hab' die Betschwester selig!" lachte der Allemannen-Senior. „Mit der ist's zu Ende. Die Nola hat sie gründlich ausgestochen."

„Glaube das nicht. Herr von Kain ist noch Premierminister im Lande Cerevisia und wen er einmal unter seine Fittige genommen hat, der kann so leicht nicht sinken. Zudem muß man bedenken, daß Frau von Marschall — —"

Ein Geräusch von der Straße her unterbrach hier das Gespräch. Beide Studenten sprangen von den Stühlen auf und eilten nach den Fenstern. Die Chaussee, die an den Seiten mit jungen Pappelbäumen besetzt war, lief eine kleine Strecke von dem Wirthshause entfernt an einer Anhöhe hinauf; bis zum Gipfel dieser Höhe konnte man die Straße frei überblicken. Mehrere Wagen, mit Postpferden bespannt, fuhren in raschem Galopp herunter. Noch ließ sich nicht deutlich unterscheiden, wer eigentlich in dem Wagen saß, doch hörte man in der Ferne schon Lachen, Singen und Pfeifen.

Der Allemannen-Senior bog sich so weit wie möglich aus dem Fenster, um die Ankommenden genau zu unterscheiden.

„Drei Wagen!" rief er. „Grüne Mützen darin — das sind Teutonen, die eine Suite machen. — Laß uns austrinken, Welcher, ich mag den albernen Burschen nicht in den Weg kommen."

„Aber sieh nur," sagte der Andere, „im mittleren Wagen scheint mir gar ein Frauenzimmer zu sitzen."

Meissel sah schärfer hinaus. „Du hast Recht, — ein Frauenzimmer sitzt ganz allein darin. Ihr Kutscher will vorfahren, aber der vordere Wagen läßt ihn nicht passiren. Die Teutonen lachen und pfeifen. — Was hat das zu bedeuten? Ich glaube gar, die Bengel wollen die Dame insultiren."

„So ist es; sie weisen mit Fingern nach ihr und scheinen sie auf alle Weise zu verhöhnen."

Unterdessen waren die drei Wagen die Anhöhe herabgekommen und näherten sich dem Wirthshause. Meissel, der noch immer aufmerksam hinausblickte, rief plötzlich:

„Das ist Nola Mola, — ich erkenne sie deutlich. Die adeligen Buben treiben ihren Spott mit ihr. Donner und Teufel, ich will sie Anstand lehren!“

In heftigem Zorn wendete er sich nach dem Tisch und ergriff seinen Ziegenhainer. Welcher wollte ihn aufhalten, war aber seinem Freunde an Kraft durchaus nicht gewachsen und mußte ihn loslassen. Mit zwei großen Sätzen sprang Meissel die schmale Stiege hinunter und stand im Nu vor dem Wirthshaus auf der Straße. Die Wagen hielten bereits an der Thür. Zehn bis zwölf Studenten umgaben mit lautem Gelächter und spöttischen Redensarten den Wagen der Dame. Die geängstigte Tänzerin versuchte zu sprechen, aber ihre Stimme wurde von dem Geschrei der sie umgebenden Studiosen übertäubt. In der peinlichsten Verlegenheit richtete sie ihre Blicke nach dem Hause, als ob sie hoffte, daß ihr von dorther Beistand kommen werde. Sie täuschte sich nicht, denn in diesem Augenblick erschienen zwei Personen zu ihrer Hülfe: — Hugo Meissel und der junge Bauersmann, der ihr am Tage zuvor den Brief überbracht hatte. Mit kräftiger Hand schob Ersterer die Studenten, die den Wagen umgaben, bei Seite und öffnete den Kutschenschlag.

„Zurück!“ rief er mit der vollsten Kraft seiner Stimme. „Pfui, schämt Euch, ihr Memmen! Ist das ein Betragen für Studenten, eine wehrlose Dame auf offener Landstraße zu beleidigen? Dem Ersten, der mir nur einen unanständigen Laut von sich gibt, werd' ich das Maul mit meinem Prügel stopfen!“

Die Studenten fuhren beim Anblick des Allemannen-Seniors, der als einer der besten Schläger an der Hochschule bekannt und gefürchtet war, erschrocken auseinander. Nur Einer, den er zufällig gerade bei der Schulter gepackt und der einer der Hauptanstifter zu sein schien, wandte sich gegen ihn mit den Worten:

„Pfui über Sie! Seit wann ist der Prügel eine anständige Waffe für den Senior einer Verbindung? Sie sind ein unverschämter Mensch!“

Meiſſel war ſchon im Begriff, ſeinen Ziegenhainer zu ſchwingen, als er ſich plötzlich beſann und ziemlich ruhig antwortete:

„Das iſt eine Ehrenkränkung. Sie ſind gefordert.“

„Angenommen!“

„Auf ſcharfe Schläger, — zwölf Gänge, — ohne Binde und Bandage!“

„Zugeſtanden! Ort und Zeit?“

„Die Secundanten mögen das morgen früh verabreden.“

Der Teutone drehte ſich um und ging weg; ſeine Freunde folgten ihm. Nachdem ſie ſich zuſammen einen Augenblick berathen hatten, zogen ſie Arm in Arm nach einem andern Wirthshaus, das weiter unten im Dorfe gelegen war.

„Steigen Sie ganz unbeſorgt aus, mein Fräulein,“ ſagte Meiſſel, indem er der noch immer zögernden Tänzerin ſeinen Arm reichte. „Ich werde zu Ihrem Schutze hier bleiben, und Niemand ſoll es wagen, Sie nur durch einen Blick zu beleidigen.“

Nola ſtieg aus und ſtützte ſich bereitwillig auf den gebotenen Arm, denn die imponirende Haltung und das einnehmende Weſen des jungen Mannes flößte ihr Vertrauen ein. Auch der junge Bauer, der Schwiegerſohn des Poſthalters, deſſen Bekanntſchaft wir ſchon im vorigen Kapitel gemacht, näherte ſich jetzt unter vielen Complimenten und geleitete beide nach einem kleinen Stübchen im untern Stockwerk des Hauſes. Nola, die ſonſt zwar nicht gerade an ſchwachen Nerven litt, ſchien doch ſichtbar ergriffen, da ihr eine ſo unwürdige Begegnung noch ſelten vorgekommen ſein mochte. Bald jedoch erholte ſie ſich von dem ausgeſtandenen Schrecken und erzählte nun ihrem Beſchützer etwas ausführlicher den Hergang der Sache.

„Ich fuhr hierher,“ ſagte ſie, „um mit einem Freunde zuſammen zu treffen, der heute von einer Reiſe zurückkehren wird. Unterwegs, etwa eine halbe Stunde von hier, holten wir zwei langſam vor uns herfahrende Wagen ein. Die darin ſitzenden Studenten zeigten ſogleich ihr pöbelhaftes Betragen. Als mein Kutſcher raſch vorüberfahren wollte, wich der hintere Wagen zwar aus, der vordere aber ließ uns nicht vorkommen. So mußten wir eine geraume Strecke in der Mitte zwiſchen den beiden Wagen der Studenten zurücklegen, während welcher Zeit ich fortwährend den gemeinſten Angriffen ausgeſetzt war. Ich bin Ihnen

zum größten Danke verpflichtet, mein Herr, denn ohne Ihr Dazwischenkommen würde es mir schwergefallen sein, mich von den Unverschämten zu befreien."

„Es thut mir herzlich leid, mein Fräulein, daß Ihnen eine solche Behandlung gerade von Studirenden zu Theil werden mußte," entgegnete Hugo Meissel. „Freilich ist unter allen Verbindungen auf unserer Hochschule auch nur die Teutonia, obwol sie hauptsächlich junge Adelige, Söhne der einflußreichsten Familien zu ihren Mitgliedern zählt, einer solchen Gemeinheit fähig, die von allen andern Academikern, mögen sie Verbindungen angehören oder nicht, gewiß aufs Entschiedenste mißbilligt wird."

„Junge Edelleute waren es, die sich auf so unedle Weise benahmen?" fragte Nola verwundert. „Wie hieß der junge Mann, den Sie forderten?"

„Es war ein Baron von Hugger, ein naher Verwandter des Finanzministers von Schweinsheim."

„In der That? Wollen Sie dann nicht lieber die Forderung zurücknehmen, um nachtheilige Folgen zu vermeiden, die diese Sache möglicher Weise für Sie haben könnte?"

„Unter keiner Bedingung, mein Fräulein. Ich werde dem Herrn etwas von seinem hochadeligen Geblüt abzapfen, damit er künftig mit mehr Besonnenheit zu Werke gehen kann."

„Sind Sie Ihres Erfolges so ganz gewiß? — Das Duell könnte auch für Sie einen unglücklichen Ausgang nehmen und dann — würde ich mir die bittersten Vorwürfe zu machen haben." —

Diese letzten Worte sprach sie in einem solchen Ton und begleitete sie mit einem solch ausdrucksvollen Blicke, daß dem jungen Musensohn das Blut in raschem Wirbel zu Kopf stieg.

„Befürchten Sie nichts, schönes Fräulein," erwiderte er mit leidenschaftlichem Ausdruck. „Ich habe schon manche Paukerei wegen unsinniger Lappalien bestanden: mein guter Schläger wird mich nicht im Stich lassen, wenn es einmal gilt, die gekränkte Ehre einer so liebenswürdigen Dame zu vertheidigen." —

Die Unterredung wurde gestört durch den jungen Gastwirth zum „Rothen Ochsen", der seine Liesel hereinführte, um sie dem gnädigen Fräulein vorzustellen. Nola unterhielt sich mit beiden eine geraume

Weile. Die Sonne war inzwischen untergegangen. Welcher mahnte seinen Freund, daß es jetzt Zeit zur Rückkehr nach der Stadt sei, wenn sie nicht gar zu spät in der Nacht dort ankommen wollten. Der Allemannen-Senior würde seine interessante Bekanntschaft um keinen Preis so bald verlassen haben, wenn er nicht aus ihrem eigenen Munde erfahren hätte, daß sie hierher gekommen sei, um einen Freund zu erwarten. Vielleicht war ihr sein längeres Bleiben nur lästig, und er versuchte es deshalb, sich von ihr zu verabschieden. Nola erklärte ihm jedoch sogleich, daß sie keineswegs beabsichtige, länger zu verweilen, indem es sehr leicht möglich sei, daß der von ihr Erwartete erst am nächsten Morgen ankäme. Sie lud ihren Beschützer nebst seinem Freunde in der zuvorkommendsten Weise ein, mit ihr in ihrem Wagen nach der Stadt zurückzukehren. Meissel zögerte keinen Augenblick, dieses Anerbieten anzunehmen, während der Theologe es dankbar ablehnte, indem er es der Würde seiner Person für angemessener erachtete, zu Fuß nach der Stadt zu wandeln. Vielleicht that er es auch aus Aufopferung für seinen Freund, den er während einer so interessanten Fahrt durch seine überflüssige Gegenwart nicht belästigen wollte. —

Ueber die Annehmlichkeiten dieser Fahrt brauchen wir uns wol nicht ausführlich zu verbreiten. Einen ganz zuverlässigen Bericht über alle Vorkommnisse während derselben sind wir außerdem zu geben nicht im Stande. So viel nur kann als ausgemacht und gewiß hingestellt werden, daß, trotz des ehrenvollen Zurückrufs, von diesem Abend an der Stern des Hauptmanns doch gewaltig zu erbleichen begann. König Hans verlor einen Nebenbuhler, gewann aber alsbald dafür einen neuen, vielleicht nicht minder gefährlichen. —

Das Duell hatte an dem auf die zuletzt erzählten Vorfälle folgenden Tage wirklich stattgefunden. Die Veranlassung, sowie der Ausgang desselben lieferte den Bewohnern Neu Roms eine ganze Woche hinlänglichen Stoff zur Unterhaltung. An öffentlichen Orten wie in Privatgesellschaften wurde die Sache aufs ausführlichste besprochen;

daß Frau Fama den einfachen Thatbestand noch etwas auszuschmücken wußte, bedarf wol kaum der Erwähnung. Der Allemannen-Senior hatte den Sieg errungen und seinen Gegner nach sieben Gängen durch mehrere kräftig geführte, tief eindringende Hiebe kampfunfähig gemacht, er selber war mit einer zwar schmerzhaften, aber ganz ungefährlichen Wunde an der Schulter davongekommen. Dieses Duell zog schon in den ersten Tagen noch einige andere nach sich, denn die in ihrer Gesammtheit beleidigte Teutonia suchte die erlittene Niederlage durch andere nachfolgende Herausforderungen an den Allemannen zu rächen. Aber auch hier war der Erfolg im Allgemeinen zu Gunsten der Letzteren ausgefallen.

Nola, die natürlich am Ausgang des Duells das größte Interesse genommen, versäumte nicht, den verwundeten Allemannen-Senior öfters in seiner Wohnung zu besuchen, wo sie oft Stunden lang vor seinem Lager saß und ihm eigenhändig die kühlenden Aufschläge über die Wunde legte. Bei dieser Gelegenheit wurde sie mit den meisten Gliedern der Verbindung persönlich bekannt und wußte sich bei den leicht entflammten Musensöhnen in hohem Grade beliebt zu machen. Sie erwarb sich so nicht nur einen bedeutenden Anhang, sondern sogar eine Art Schutz- und Leibwache, von der jedes einzelne Glied gern bereit war, für ihre Interessen in jeder Weise wirksam zu sein. Zugleich war hiermit der Grund gelegt zu einer allgemeinen Spaltung und Feindschaft unter der gesammten Studentenschaft, indem sich noch einige Verbindungen auf Seiten der Teutonia, andere auf Seiten der Allemannia stellten. Anfangs machte sich dieser Zwiespalt nur in kleinen Neckereien und unbedeutenden Reibungen bemerkbar, da er aber noch von anderen, auf die Verhältnisse der Studirenden sehr einflußreichen Seiten im Geheimen genährt wurde, so wuchs er in kurzer Zeit zu bedenklicher Höhe und drohte mit einem gefährlichen Ausbruch. —

Es war an einem regnerischen, unfreundlichen Herbsttag, bei einem Wetter, wo die Meisten nicht gern Besuche machen, als ein fremder Herr, der den dienstbaren Geistern bisher noch nicht zu Gesicht gekommen war, in Nola's Wohnung erschien und seine Karte mit der Bitte um eine Unterredung, abgab. Die Tänzerin las nicht ohne Verwunderung den Namen des Professors Labolle und blieb einige Augenblicke un-

schlüssig, ob sie diesem Herrn Gehör schenken solle; zuletzt erklärte sie aber, daß er ihr angenehm sein würde.

Der Professor trat herein. Nola empfing ihn, indem sie sich von ihrem Sitze erhob und ihn mit einem leichten Kopfnicken begrüßte. Er rückte einen Stuhl ihr gegenüber und setzte sich nieder. In seiner Stimme und seinem ganzen Wesen affectirte er eine außerordentliche, fast kriechende Freundlichkeit. Während der einleitenden Begrüßungen und Höflichkeiten hatte Nola hinlänglich Zeit, ihren Gast zu mustern. Er war ein großer, starker Mann mit vollem, frischem Gesicht. Unter den stark gewölbten, etwas buschigen Augenbrauen blinzelten ein paar kleine, tiefliegende Augen hervor, über deren eigentliche Farbe schwer ins Reine zu kommen war, da sie in beständiger Bewegung gehalten und bald geöffnet, bald geschlossen wurden. Das runde Kinn war sehr glatt rasirt, und der etwas kurze, dicke Hals steckte in einer hoch heraufgehenden, schwarzen Atlascravatte. Die übrige Kleidung des Professors bestand aus einem ebenfalls schwarzen Fracke und sehr eng anschließenden Beinkleidern von derselben Farbe. Seine Haltung war etwas nach vorne geneigt, die rechte Hand spielte mit einem der schwarzen Glaçeehandschuhe, während die linke rückwärts über die Stuhllehne geschlagen war. —

„Meine Anwesenheit scheint Ihnen immer noch etwas überraschend, mein Fräulein," sagte Labolle.

„Allerdings, Herr Professor. Ich hatte niemals auf die Ehre gerechnet, einen Gelehrten von so großem Ruf bei mir zu sehen."

„Um so schmeichelhafter muß Ihnen jetzt der Beweis sein, daß auch die Gelehrsamkeit sich zuletzt genöthigt sieht, der Schönheit zu huldigen."

„Sollte der Professor Labolle aus keinem andern Grunde hierher gekommen sein, als um einer unbedeutenden Tänzerin, deren Lebenswandel ihm überdies ein Aergerniß ist, seine allerdings höchst schätzbaren Huldigungen darzubringen?"

„Halten Sie ein, mein Fräulein, Sie scheinen ein ungerechtes Vorurtheil gegen mich gefaßt zu haben, an dessen Beseitigung ich vor allen Dingen denken muß. Wer hat Ihnen eine so gänzlich falsche Meinung über mich beigebracht? Es war noch niemals meine Absicht, mich in fremde Angelegenheiten zu mischen, es würde mir nicht im

Entfernteſten einfallen, Ihren Lebenswandel, Ihr ſonſtiges Thun und Treiben einer Kritik zu unterwerfen."

„Wäre auch verlorene Mühe, Herr Profeſſor, denn ſo ſchätzbar Ihre Kritik über Gegenſtände Ihres Fachs für die gelehrte Welt ſein mag, ſo wenig Gewicht würde ich ihr beilegen, falls ſie ſich über meine unbedeutende Perſon ausdehnen ſollte."

Labolle biß ſich in die Lippen, änderte jedoch nichts in der Freundlichkeit ſeines Weſens.

„Geben Sie Ihren Unwillen auf, mein ſchönes Fräulein. Kommen Sie lieber zu der Ueberzeugung, daß Sie in mir keinen Gegner, ſondern vielmehr einen Bewunderer und wahren Freund beſitzen, deſſen Dienſte vielleicht nicht zu verachten wären."

„Ich verachte keinen Dienſt, mag er noch ſo gering ſein. Laſſen Sie hören, Herr Profeſſor, womit Sie mir zu dienen gedenken?"

„Es will mich bedünken, daß ein Frauenzimmer von ſo außerordentlichen Eigenſchaften, das zugleich eine ſo hohe, aber eben um ihrer Höhe willen auch nicht gefahrloſe Stellung einnimmt, den Rath eines mit der Welt und den localen Verhältniſſen ſehr vertrauten Mannes nicht von ſich weiſen wird."

„Keineswegs," erwiderte Nola, „ich nehme jeden Rath dankbar entgegen. Ob ich dann Gebrauch davon machen will, das bleibt ja doch meinem Gutdünken überlaſſen."

„Ohne Zweifel. So hören Sie mich denn an. Was ich Ihnen ſage, iſt meine feſte Ueberzeugung, die ich Ihnen in Ihrem eigenen Intereſſe und vielleicht auch, um ganz ehrlich zu ſein, im Intereſſe Anderer, mittheile. Die Vorſehung hat Sie dazu auserſehen, in unſerm Lande, an unſerm Hofe eine eigenthümliche Stellung einzunehmen."

„Laſſen Sie die Vorſehung aus dem Spiel, Herr Profeſſor. Man muß ſich die Erklärung einfacher Dinge nicht abſichtlich erſchweren."

„Wie Sie wollen, darauf kömmt nichts an," verſetzte Labolle. „Indem Sie das Glück hatten, der erhabenen Freundſchaft Sr. Maj. des Königs theilhaftig zu werden, wurden Sie plötzlich in eine Sphäre hineingezogen, die Ihnen noch fremd war und in der es Ihnen anfangs ſchwer fallen mußte, ſich mit der nöthigen Elaſticität zu bewegen. Jetzt jedoch, wo Sie gewiß im Stande ſind, die Verhältniſſe richtiger zu

überblicken, werden Sie die Schwierigkeit Ihrer Stellung selber zu beurtheilen wissen."

„Wollen Sie mir behülflich sein, diese Schwierigkeiten aus dem Weg zu räumen?" fragte Nola. „Dann hätten Sie besser gethan, sie nicht erst aufzuhäufen."

„Mein Fräulein, Sie hegen noch immer den Verdacht, als ob es mir jemals in den Sinn gekommen wäre, Ihnen feindlich gegenüber zu treten. Ich versichere Sie nochmals, Sie sind im Irrthum. Wichtige Gründe, die ich Ihnen vielleicht später noch enthüllen darf, machen es mir zur Pflicht, mich ganz auf Ihre Seite zu schlagen und Sie in Ihrer Stellung nach Kräften zu unterstützen. Daß Sie der Stützen bedürfen, daß bald der Augenblick gekommen sein wird, wo Sie sich nach fremder Hülfe umsehen müssen, wenn Sie nicht Alles aufs Spiel setzen wollen, das werden Sie nicht läugnen können."

„Mein Herr!" rief Nola — und ihre Augen funkelten lebhafter.

Labolle ließ sich nicht unterbrechen, sondern fuhr rasch fort: „Ich sage das nicht, um Sie zu kränken, mein Fräulein. Ueberlegen Sie selber, würde ich hierher gekommen sein, wenn es mir nicht darum zu thun wäre, Ihnen nützlich zu werden? Indem ich Ihnen offen meine Meinung mittheile, daß ich Ihre Stellung für unsicher und gefährdet halte, will ich Ihnen ja zugleich den Weg zeigen und die Mittel an die Hand geben, sich für die ganze Zukunft zu befestigen. Sie suchen Ihre Feinde auf der falschen Seite, und wenn Sie dieselben auch richtig erkannt hätten, so scheinen Ihnen doch die Gründe, weßhalb man Sie anfeindet, nicht genügend bekannt zu sein. Als Sie in die unmittelbare Nähe des Königs gezogen und von Sr. Maj. auf so seltene Weise ausgezeichnet wurden, erwachte der Unwille und der Neid des hohen Adels. Eines solchen Einflusses, wie Sie ihn genießen, haben sich bisher am hiesigen Hofe nur Glieder der hohen Adelsfamilien erfreut. Sie waren eine Fremde, hatten weder Wappen noch Stammbaum aufzuweisen. Wäre wenigstens das Letztere der Fall gewesen, so hätte man Sie als ebenbürtig anerkennen müssen, hätte Ihr Recht auf das Erscheinen in höchsten Cirkeln nicht bestreiten können — und der wichtigste Grund zur Opposition wäre somit von selber weggefallen." —

Die Tänzerin hatte dieser Auseinandersetzung mit Aufmerksamkeit

zugehört. Obwol ihr die Person Dessen, der zu ihr sprach, nicht angenehm war, so fühlte sie doch deutlich genug, daß in seinen Worten viel Wahrheit liege. Um sich jedoch nicht den Anschein zu geben, als ob sie auf seine Meinung gleich eingehe, versetzte sie:

„Glauben Sie, daß ich um die Gunst Ihres hohen Adels zu betteln brauche? Ich schlage der ganzen Sippschaft ein Schnippchen, denn zum guten Glück hab' ich nicht nöthig, mich auf so erlauchte Pfeiler zu stützen."

„Täuschen Sie sich nicht, mein Fräulein," fuhr der Professor mit bedenklicher Miene fort. „Es sind Dinge im Werke, die Sie sich nicht träumen lassen. Sie besitzen die volle Gunst des Königs, aber glauben Sie mir, es können Verhältnisse eintreten und Rücksichten zu nehmen sein, denen selbst ein König nicht ausweichen kann. Erlauben Sie mir, auf meine Warnung den versprochenen Rath folgen zu lassen. Es gibt ein Mittel, wodurch sich die Lage der Dinge mit einem Schlag ändern ließe, wodurch Ihre Stellung bei Hofe eine total veränderte würde. Dieses Mittel liegt in Ihrer Hand; es steht Ihnen jeden Augenblick frei, es in Anwendung zu bringen."

„Versteh' ich Sie recht, Herr Professor — —?"

„Lassen Sie sich in den Adelstand unseres Königreiches erheben. Es ist dies ja eine Sache, die lediglich vom König abhängt. Wenn Sie die Forderung an ihn stellen, wird er sie ohne Umstände gewähren. Sie sind berechtigt dazu. Es ist dies zwar nur eine äußere Form, die Ihnen vielleicht überflüssig erscheint, aber was wäre ein Hof ohne Etiquette und Formen? Sind Sie vom König geadelt, so besitzen Sie in Ihrem Stand einen mächtigen Rückhalt, der Ihnen jetzt gänzlich abgeht. Unser Adel wird Sie als gleichberechtigt anerkennen müssen, Sie stehen ihm nicht mehr fremd gegenüber, und selbst Diejenigen, die jetzt Ihre lebhaftesten Widersacher, werden sich dann genöthigt sehen, zu Ihrer Fahne zu schwören."

„Ihr Rath mag vielleicht nicht übel sein, Herr Professor Labolle," sagte Nola nach einigem Nachdenken. „Wenn ich nur so recht begreifen könnte, was mir eigentlich das Glück verschafft, in Ihrer Person einen so unverhofften Rathgeber zu erhalten. — Sie waren offen gegen mich, ich will es auch gegen Sie sein. Wenn mich nicht Alles trügt, so sind Sie ein einflußreiches Glied einer Partei, deren besonderer Be-

günstigung ich mich bis jetzt noch nicht zu erfreuen hatte. Habe ich Ihren schätzbaren Besuch als bloße Privatsache, oder als einen Versuch zur Verständigung mit Ihrer Partei zu betrachten?"

Der Professor war verblüfft. Er hatte nicht erwartet, daß Nola so unverblümt zu ihm reden würde. Da die Frage jedoch einmal gestellt war, so glaubte er, einen Schritt weiter thun zu dürfen, als er anfangs beabsichtigen mochte und antwortete:

„Wenn Sie auf die Kirche anspielen, mein Fräulein, so kann ich Ihnen die Versicherung geben, daß es ganz in Ihrer Gewalt liegt, die bestehenden Differenzen auszugleichen, sobald Sie sich nur mit aufrichtigem, reuigem Gemüth in die stets geöffneten Arme der gemeinsamen Mutter werfen und sich fernerhin ihrer weisen gnadenreichen Leitung anvertrauen wollen."

„Schon wieder die Leitung!" rief Nola. „Wenn Sie nur wüßten, Herr Professor, welch' unüberwindliche Antipathie ich gegen das Wort und gegen den Begriff habe."

„Aber, mein Fräulein, Sie wissen hoffentlich doch Unterschiede zu machen."

„Nein, gelehrter Herr, in diesem Falle weiß ich es nicht. Ich fühle eine ganz eigenthümliche Neigung in mir, zu herrschen und zu befehlen. Gehorsam dagegen ist meine schwächste Seite. Ich kann nichts dafür, denn man hat mich nicht dazu erzogen. Es war bisher noch immer mein Geschick, von Denen verfolgt zu werden, durch die ich mich nicht blindlings am Gängelbande wollte leiten lassen. Wenn es nicht anders sein kann, so will ich auch fernerhin dieses Geschick geduldig ertragen. — Dafür aber bin ich Ihnen verbunden, Herr Professor, daß ich jetzt wenigstens weiß, wie ich verirrtes Lamm einstens kann zu Gnaden angenommen werden. Sollte mir einmal die Last meiner Sünden gar zu schwer zu tragen sein, dann dürfen Sie darauf rechnen, daß ich von Ihrem Rath Gebrauch mache."

Die kleinen Augen des Professors vergrößerten sich zusehends.

„Mein Fräulein, handeln Sie nicht voreilig. Bedenken Sie reiflich —"

„Ist schon bedacht, Herr Professor. Seien Sie versichert, daß ich mit meinem Gewissen ganz im Reinen bin." —

Das Kammermädchen trat in diesem Augenblick herein und meldete

den Legationsrath Dachs an. Der Professor sprang erschrocken auf und ergriff seinen Hut. In großer Verlegenheit stotterte er:

„Entschuldigen Sie, mein Fräulein — — Ich habe ein Colleg zu lesen — — Es wäre mir sehr unangenehm — — Sie kennen ja den Legationsrath —“

„Was fehlt Ihnen, Herr Professor?“ fragte Nola, die sich an der Verlegenheit des gelehrten Mannes ergötzte.

„Dieses Zusammentreffen — — Erlauben Sie gütigst — hat dieses Zimmer keinen anderen Ausgang?“

„Keinen, Sie können sich dem Gesichtskreis des Legationsrathes nicht entziehen, es müßte denn sein, daß Sie sich entschließen wollten—“

„Mit größtem Vergnügen!“ rief der Geängstigte. „Ich bin schon entschlossen!“

„Dort jene Fensternische ist sehr tief, — wenn Sie die Gardinen vorziehen —“

Der Professor stand bereits in der Nische, und die Gardinen schlossen sich in demselben Moment, als der Legationsrath Dachs ins Zimmer trat. —

„Herrlichste der Herrlichen!“ begann der Dichter. „Welches Glück, in Ihrer Nähe zu weilen, dieselbe Luft zu athmen mit der Schönsten ihres Geschlechts!“

„Sie bleiben sich stets gleich, Herr Legationsrath,“ entgegnete Nola. „Sogar das häßliche Herbstwetter vermag auf Ihre dichterische Stimmung keinen Einfluß zu äußern.“

„O Du mein Himmelchen! Wer fragt nach Sturm und Regen, wer kümmert sich um die Wuth der entfesselten Elemente, wenn man das überschwengliche Glück genießt, sich im Glanze so strahlender Augensterne zu bewegen.“

„Es ist Ihre eigene Schuld, daß Sie sich dieses Glück nicht ein für alle Mal verschaffen, Herr Legationsrath.“

„Ein für — —? Sie sprechen in Räthseln, Verehrteste.“

„Durchaus nicht, nichts ist klarer als das. Heirathen Sie, dann genießen Sie das ungetrübte Glück, sich Morgens und Abends, so oft es Ihnen beliebt, des Glanzes der Augen Ihrer Auserwählten zu erfreuen.“

„Sie belieben zu scherzen! O Du mein Himmelchen! Was sind

die Augen Anderer gegen die Ihrigen? Ein Verhältniß, wie eine Raupach'sche Hohenstaufen-Tragödie zu Schiller's „Wallenstein," wie ein Roman der Gräfin Ida Hahn-Hahn zu Goethe's „Wahlverwandtschaften."

„Sie sind und bleiben ein Mann der Begeisterung, lieber Legationsrath. Doch — wollen Sie nicht Platz nehmen?"

Der Hofpoet war hoch erfreut, sein Schönheitsideal bei so guter Laune zu finden, und rückte sich sogleich den Stuhl herbei, den der Professor bei seinem raschen Aufstehen etwas nach der Mitte des Zimmers geschoben hatte.

„Aber meine Verehrteste," fuhr er fort, „wie mögen Sie sich in einem so dunkeln Zimmer behaglich fühlen? Der Himmel ist verschleiert und spendet nur spärliches Licht. Erlauben Sie mir, daß ich es ungehindert einströmen lasse, auf daß mir das süßeste Glück meines Lebens, der Anblick meiner reizenden Huldgöttin, nicht geschmälert wird."

Rasch und ehe noch die Tänzerin im Stande war, es zu verhindern, eilte er nach der Fensternische und lüftete die Gardinen. In demselben Augenblick aber prallte er drei Schritte zurück und schrie mit halb kläglichem, halb verwundertem Ausdruck:

„O Du mein Himmelchen!"

Der Professor, dessen ohnehin schon rosiges Gesicht sich mit einer noch schöneren Röthe bedeckt hatte, trat verlegen aus seinem Versteck hervor und stotterte:

„Abscheuliche Witterung heute, Herr Legationsrath — Ich sah eben nach den Wolken und — machte die Entdeckung, — daß der Regen noch lange nicht nachlassen wird."

„Herr Professor Labolle!" rief der kleine Poet. — „O, ich bitte millionen Mal um Entschuldigung, wenn ich Sie in Ihren meteorologischen Untersuchungen gestört habe, allein — —"

„Ganz und gar nicht, Herr Legationsrath! Ich war eben im Begriff, mich zu entfernen, — unmittelbar im Begriff — trat nur einen Augenblick ans Fenster wegen des Wetters. — — Es ist sehr spaßhaft, daß der Vorhang hinter mir herunterfiel. Ha! Ha! Außerordentlich spaßhaft!"

„Ha! Ha! Ha! Köstlicher Spaß!" stimmte der Legationsrath ein.

Nola, die den ganzen Auftritt von ihrer Ottomane aus beobachtet hatte, lachte am herzlichsten.

Der Professor suchte inzwischen seinen Rückzug nach der Thür hin anzutreten, unterwegs wandte er sich nochmals gegen die Tänzerin mit den Worten:

„Ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen, mein Fräulein. Es war mir eine sehr angenehme Veranlassung, der ich das Vergnügen Ihrer persönlichen Bekanntschaft verdanke. — Herr Legationsrath — apropos, Sie haben ja neulich ein Gedicht zu Ehren des Namenstages Sr. Majestät veröffentlicht — superb, ein Meisterstück von Poesie! O, ich sagte es immer: Legationsrath Dachs nimmt unter den Dichtern der Jetztzeit eine hervorragende Stellung ein."

Der geschmeichelte Legationsrath bedankte sich durch viele verbindliche Complimente. An der Thür reichte ihm der Professor die Hand und flüsterte ihm ins Ohr:

„Nichts verrathen, Herr Legationsrath! Ich bitte dringend — — Eine wichtige Veranlassung — — Sie verstehen? — — Ich habe die Ehre — —"

Der Hofpoet blickte ihm mit stummer Verwunderung nach, zupfte seine Vatermörder herauf und kehrte kopfschüttelnd an die Seite seines Ideals zurück. —

Der Hauptmann von Rosenberg war nach Neu Rom zurückgekehrt und in seine frühere Stellung wieder eingetreten. Das Ritterkreuz dritter Klasse des Verdienstordens vom heil. Gambrinus, begleitet von einem eigenhändigen Schreiben Sr. Majestät, hatte ihn für das erlittene Unrecht vollständigst entschädigt. Seine Vorgesetzten beim Regiment behandelten ihn mit besonderer Auszeichnung, denn es war ihnen klar geworden, daß der Hauptmann höchst einflußreiche Verbindungen besitze und sich eines mächtigen Schutzes erfreue. Trotz alledem fühlte sich Herr von Rosenberg bei weitem nicht mehr so behaglich wie früher. Das intime Verhältniß zu der schönen Tänzerin, die allein die Drähte des ganzen Puppenspiels in Bewegung gesetzt, hatte seit seiner Rückkehr eine ganz andere Gestaltung angenommen. Nola schien von

der Ansicht auszugehen, daß sie ihre Schuld hinsichtlich des ihm zugefügten Unrechts vollständig abgetragen habe, und ihre ehemalige Zuneigung verwandelte sich allmählig in gleichgültige Höflichkeit. Anfangs setzte er seine Besuche bei ihr pünktlich fort, da ihm aber die Kürze und Kälte, mit der er behandelt wurde, nicht zusagen mochte, so wurden sie immer seltener und hörten zuletzt ganz auf. Ein Garde-Lieutenant, der sein Herz einer Tänzerin schenkt, rechnet wol selten auf dauernden Bestand des süßen Verhältnisses, sondern ist von Haus aus mit der Theorie der Vergänglichkeit aller irdischen Dinge hinlänglich vertraut. Auch Herr von Rosenberg besaß philosophische Resignation genug, um sich den Verlust seiner launischen Geliebten nicht in dem Grade zu Gemüthe zu ziehen, daß sein körperliches Wohlbefinden darunter gelitten hätte. Nachdem aber im Lauf einiger Monate das Verhältniß sich völlig aufgelöst, schien ihm doch der fernere Aufenthalt in der Residenz nicht mehr wünschenswerth, da er hier zu oft unangenehmen Erinnerungen und Begegnungen ausgesetzt war. Er selbst kam deshalb um Versetzung zu einem andern, in einer benachbarten Stadt liegenden Regimente ein, die ihm auch sehr bereitwillig, sogar mit einer kleinen Gehaltszulage verbunden, gewährt wurde. —

König Hans fühlte sich sehr erleichtert durch das freiwillige Abtreten dieses Nebenbuhlers, in dessen Zurückberufung er nur mit größter Ueberwindung gewilligt hatte. Erst jetzt glaubte er sich im Besitz der bezaubernden Andalusierin gesichert. Es war ihm allerdings durch Joseph Braun's Vermittlung zu Ohren gekommen, daß seine leichtfüßige Tänzerin seit dem Erkalten ihrer Gefühle für den Hauptmann häufigen Umgang mit Studenten aus der Verbindung Allemannia unterhalte, und daß sie namentlich mit dem Senior dieser academischen Verbindung in ziemlich vertrautem Verhältniß zu stehen scheine. So sehr sich aber auch der würdige Kammerdiener bemühte, die Gefährlichkeit der Sache in klares Licht zu setzen und den Verdacht seines Herrn zu erwecken, so wollte es ihm doch nicht im entferntesten damit gelingen. Hans hielt es ganz unter seiner königlichen Würde, auf einen Studenten eifersüchtig zu sein. Wäre es eine Militärperson oder gar ein Künstler gewesen, so würde er sich nicht so leicht beruhigt haben, aber ein Student — nein, der Abstand schien ihm doch zu groß. König Hans hatte nämlich einen eigenthümlichen Widerwillen gegen Alles,

was sich auf die Universität bezog; so erstaunlich viel er auch für Hebung der Künste that, so sehr wurde die Pflege der Wissenschaften im Königreich Cerevisia unter seiner Regierung vernachlässigt. Nichts war ihm gründlicher verhaßt, als die Studenten, deren keckes, freies Benehmen ihn freilich schon öfters beleidigt haben mochte. —

Der Bau des kleinen Palastes, den der König seiner Nola zugedacht hatte, schritt unterdessen rasch vorwärts. Tag und Nacht war eine große Zahl von Arbeitern damit beschäftigt, und schon drei Monate nach jener Unterredung Sr. Majestät mit seinen beliebtesten Künstlern, wobei er ihnen den eigenhändig entworfenen Plan vorgelegt hatte, stand das niedliche Gebäude nicht nur in den äußeren Umrissen vollendet da, sondern auch die innere Ausschmückung, die Bildhauerarbeit, die Decorations- und Frescomalerei war so weit gediehen, daß die Räume in wenigen Wochen bereits in Gebrauch genommen werden konnten. Der König befand sich dabei ganz in seinem Element. Täglich überzeugte er sich von den Fortschritten des Werks, ließ hin und wieder noch manche Verschönerungen hinzufügen und freute sich im Geist schon auf die Ueberraschung seiner reizenden Freundin, die sie beim Eintritt in diese reich ausgestattete Wohnung an den Tag legen würde, auf die Lobsprüche, denen er aus ihrem Munde entgegensah und die zärtlichen Dankesbezeugungen, die er sicherlich erwarten durfte.

Eines Abends, nachdem er die Arbeiten wie gewöhnlich besichtigt und Alles zu seiner Zufriedenheit gefunden hatte, begab er sich nach der Wohnung Nola's. Er war in der besten Laune, und die Tänzerin konnte sich seit lange nicht entsinnen, ihren hohen Gönner so munter und aufgeweckt gesehen zu haben. Es schien ihm besonders Vergnügen zu gewähren, ihr das kleine Palais, das sie künftig bewohnen sollte, in der reizendsten Weise auszumalen; seine Großmuth ging an diesem Abend sogar so weit, daß er ihr freiwillig noch einige andere kostspielige Dinge versprach, die sie sich früher gewünscht hatte. Auf Nola aber schien weder die Heiterkeit ihres Freundes, noch die Aussicht, so viele Herrlichkeiten zu besitzen, Eindruck zu machen. Sie blieb einsilbig und theilnahmlos, ihre Augen hatten nichts von dem muntern, neckischen Ausdruck, der sie sonst so unwiderstehlich machte. —

„Was fehlt Dir, mein Kind?" fragte König Hans, indem er seinen Arm um ihre schlanke Taille schlang und sie näher zu sich heranzog.

„Bist Du denn heute durch gar nichts zufriedenzustellen? Störe mir doch meine Freude nicht, ich würde es gern sehen, wenn Du sie theiltest.“

Die Tänzerin seufzte tief und bog das Gesicht ein wenig nach der entgegengesetzten Seite. Der König folgte dieser Bewegung und machte einen Versuch, ihr in die Augen zu blicken, die sie jedoch hartnäckig zu Boden schlug.

„Weiberlaunen! Dummer Schnickschnack! Taugt nichts, ist eine überflüssige Zugabe!“ brummte er in unwilligem Ton, fuhr aber gleich wieder in seiner heitern Stimmung fort:

„Steckt doch etwas dahinter, ich merk' es schon. Hast wieder ein kleines Anliegen, ein bescheidenes Wünschchen? Nur heraus damit! Sollst Alles haben, kleine, andalusische Hexe, man kann Dir ja nichts abschlagen. Nur eins bitt' ich mir aus: — laß gutes Wetter werden. Fort mit den Wolken von der Stirn! Keine seufzenden Bewegungen des Busens! Hast wahrlich wenig Ursache zum Seufzen und Trauern!“

Nola schlug die Augen auf, in denen jedoch noch kein Schimmer von Freude zu finden war.

„Es ist mir heute nicht möglich,“ sagte sie, „mein Herz so freudig zu stimmen, wie es Deine Majestät vielleicht wünschen mag. Ich erkenne Deine Güte dankbar an. Ich weiß, daß Du mich reicher beschenkst, als ich es verdiene, aber alle diese Geschenke, alle diese Beweise Deiner königlichen Huld sind doch nicht im Stande, mich auf die Dauer zu beglücken, mein Herz für alle Zeiten zufriedenzustellen. Es kommen Augenblicke, in denen eine düstere Schwermuth sich meiner bemächtigt. Hab' Geduld mit mir. Es wird vorübergehen.“

Der König sah sie überrascht und verwundert an, als ob er nicht wisse, was er darauf sagen solle.

„Was ficht Dich an, Nola? Hat Dich Jemand beleidigt? Ist Dir etwas Unangenehmes begegnet? Heraus damit, laß Dich nicht nöthigen! Wozu hast Du den König zum intimsten Freund? Er wird Dir schon helfen können, klag' ihm nur Deine Noth.“

„Er wird mir helfen können? — O ja, Du hast ganz recht. Aber was hilft das Können, wenn das Vollbringen fehlt? Rücksichten für Andere, seine thörichte Furcht, die Grenzen der Etikette zu überschrei-

ten, werden ihn verhindern, sich meiner anzunehmen. Ich kenne das zur Genüge und erwarte keine Aenderung. Was kann die arme, hergelaufene Tänzerin auch weiter beanspruchen? Muß sie sich nicht hochgeehrt fühlen, daß ein gekröntes Haupt seine erhabenen Blicke auf sie richtete, muß sie sich nicht glücklich schätzen, wenn man ihr zuweilen einige werthvolle Gaben hinwirft, die ein König wol leicht zu spenden vermag!"

„Aber beste Nola, wozu diese Klagen? Du hast wahrlich keinen Grund, mit mir unzufrieden zu sein."

„Ich sage auch nicht, daß ich es bin, aber ich kann ebenso wenig sagen, daß ich mich glücklich fühle. Als Du mich zuerst überredetest, meinen Aufenthalt für die Dauer in dieser Stadt zu nehmen, gabst Du zugleich das Versprechen, mir eine würdige Stellung zu verschaffen. Der Erfolg hat gelehrt, daß Du damals mehr versprachst, als Du zu halten vermochtest. Es ist wahr, Du lässest es mir an nichts fehlen, Du gibst große Summen aus, um meine manchmal vielleicht unbescheidenen Wünsche zu befriedigen, ja Du thust sogar mehr und bereitest mir manche freudige Ueberraschung, — aber eine Stellung, in welcher ich mit Anstand vor der Welt, vor Deinem Hofe erscheinen könnte, eine solche Stellung mir anzuweisen, daran hast Du im Ernst noch nie gedacht."

Dem König wurde etwas schwül zu Muth, denn er konnte noch nicht recht absehen, wo das eigentlich hinauswollte.

„Stellung? Stellung?" fragte er. „Wie meinst Du das? Was ist an Deiner Stellung auszusetzen?"

„Vieles, sehr vieles, Majestät, und ich bin fest überzeugt, wenn Du die Sache mit Sorgfalt prüfest und überlegst, wirst Du zu derselben Einsicht gelangen. Es gibt in diesem Lande eine mächtige Partei, von der ich gehaßt und verfolgt werde, die täglich neue Ränke zu meinem Verderben ersinnt. Je mehr ich mich Deiner Gunst zu erfreuen habe, je mehr Beweise Deiner königlichen Gnade Du mir zu Theil werden läßt, um so stärker erwacht der Neid und Haß dieser Partei."

„Du sprichst vom Adel," entgegnete der König. „Ja, ja, weiß recht wohl, sie sind Dir nicht gewogen, meine hochgeborenen Herren Grafen, Freiherren und Barone und was sonst das Wörtlein „von"

mit sich herumschleppt. Sie gönnen mir keine Freude, jeden reinen Genuß suchen sie mir zu vergällen — kenne das Alles und hab's schon öfters durchgemacht. Aber was in aller Welt schiert das Dich? Laß sie ihren Aerger für sich behalten! Es lohnt sich nicht der Mühe, daß Du nur eine einzige Falte deshalb auf Deiner alabasterweißen Stirn aufkommen läßt. Ich habe schon etliche der Herren in die gebührenden Schranken gewiesen, wenn sie sich gar zu weit vordrängten, und ich werde es künftig auch so halten."

„Glaubst Du, daß dadurch ihrem feindlichen Benehmen ein wirksamer Damm entgegengesetzt wird? Mit nichten! Es kann nur dazu dienen, den Unmuth zu steigern und sie zu neuen, stets verwickelteren Intriguen anzufeuern, denen ich endlich zum Opfer fallen werde. Ich bin nicht gewillt, es so weit kommen zu lassen. Es ist besser für mich, aus freien Stücken von einem Schauplatz abzutreten, den ich in meiner jetzigen Stellung doch unmöglich für die Dauer behaupten kann."

„Grillen! Eitle Grillen!" rief Hans. „Verschone mich; ich will nichts mehr davon hören."

„Es soll das erste und letzte Mal sein, daß ich mit Dir über diesen Punkt rede. Mein Entschluß, Neu Rom zu verlassen, steht unwiderruflich fest. Wenn Du billig denkst, wirst Du nicht von mir verlangen, noch länger an einem Ort zu verweilen, wo ich in jedem Augenblick so mannigfache Kränkungen und Zurücksetzungen zu erdulden habe. Es mag Andere geben, denen die stille Neigung eines Königs und der äußere Glanz, womit die königliche Macht ihre Person zu umgeben vermag, vollständig Genüge leistet. Ich gehöre nicht zu diesen Glücklichen. Wenn ich meine gewohnte Sphäre verlassen und ein solches Verhältniß eingehen soll, dann verlange ich auch die Macht und den Rang, der nothwendig damit verbunden sein muß. Wird mir dies verweigert, sollte ich auch in einer solchen Stellung nichts weiter sein, als die mit königlicher Gnade überhäufte Tänzerin, dann zieh' ich es tausendmal vor, von Stadt zu Stadt zu wandern und von dem bescheidenen Ertrage meiner Kunst zu leben."

„Mein Gott, Nola, wie kommst Du auf solche Gedanken?" fragte der König ganz erschrocken. „Ich biete Alles auf, ich sinne Tag und Nacht, um Dir Freude zu bereiten und Deinen Beifall zu erlangen,—

und Du, Du sprichst im vollen Ernst von Weggehen und Trennung! Was soll aus dem niedlichen Schlößchen werden, wenn Du nicht darin wohnen willst?"

„Majestät, für die Tänzerin würde eine solche Wohnung ohnehin nicht passend sein."

„Aber Du bist ja keine Tänzerin mehr; Du hast der Bühne entsagt."

„Was bin ich nun, Majestät? — Wem willst Du vor den Augen der Welt ein so werthvolles Geschenk zutheilen?"

„Sonderbare Frage! Wem anders, als meiner Freundin?"

„Der Tänzerin?"

„Nein doch! Meinethalben, Tänzerin oder Fürstin — gilt das nicht ganz gleich?"

„Für die Person Deiner Majestät vielleicht, aber gewiß nicht für Deine treuen Unterthanen, die sich auf nichts besser verstehen, als auf Standesunterschiede."

„Und würde die Fürstin die Gnade haben, ein Geschenk anzunehmen, das die Tänzerin auszuschlagen gesonnen ist?"

„Warum nicht, Du liebenswürdigste aller Majestäten," antwortete Nola rasch im schmeichelndsten Ton und mit einem Augenspiel, das den für solche Manöver höchst empfänglichen König vom Scheitel bis zur Zehe entflammte. „Wer könnte das Geschenk eines so hohen, großmüthigen Gebers zurückweisen?"

Der Staatsrath des Königreichs Cerevisia hatte sich zu einer außerordentlichen Sitzung versammelt. Dieser höchste Regierungskörper des Landes, dem alle Gesetzesvorschläge und Erlasse, sobald sie vom König oder den betreffenden Ministern ausgearbeitet waren, zur Begutachtung vorgelegt wurden, bestand außer den sämmtlichen Gliedern des Cabinets noch aus mehreren der höchsten Standesherren, sowie einigen Gelehrten und Beamten, die der König zu diesen Ehrenstellen zu ernennen hatte. In der heutigen Zusammenkunft schienen Dinge von hoher Wichtigkeit verhandelt zu werden, denn schon lange vor Eröffnung der Sitzung hatten sich sämmtliche Mitglieder eingefunden und

bildeten in den Fensternischen und Ecken des Saales verschiedene Gruppen, die sich zwar sehr leise, aber eifrig und mit lebhaften Gesten unterhielten. In der mittleren Fensterwölbung hatten sich um Herrn von Kain sämmtliche Mitglieder des Ministeriums und die meisten der übrigen Staatsräthe versammelt, unter deren Zahl wir auch den Professor Labolle bemerken, der ganz vorzugsweise bemüht schien, die Collegen für seine Ansichten zu gewinnen. An der entgegengesetzten Seite des Zimmers ging ein athletisch gebauter Herr, der in seiner ganzen Erscheinung den hohen Aristokraten verrieth, dabei aber doch etwas sehr Einnehmendes besaß, mit langsamen Schritten, die Hände über dem Rücken gekreuzt, auf und ab. Zwei andere Mitglieder wandelten an seiner Seite und lauschten mit Aufmerksamkeit den Auseinandersetzungen des Fürsten Wallenfels, des mächtigsten Hauptes der damaligen Opposition gegen das Regierungssystem des Herrn von Kain und die gesammte ultramontane Partei. Der Fürst hatte ehemals schon an der Spitze eines Cabinets gestanden, war aber zurückgetreten, weil seine Ansichten mit denen des Königs in vielen Punkten nicht übereinstimmten. Jetzt mochte ihm daran gelegen sein, die frühere Stellung wiederzuerlangen, denn er benutzte mit Hülfe seiner ansehnlichen Partei jede sich bietende Gelegenheit, um das Ministerium Kain zum Wanken zu bringen. Herr von Kain aber wußte allen Angriffen geschickt auszuweichen, denn er war seinem Gegner, wenn auch nicht an Ehrenhaftigkeit des Characters, jedenfalls aber an diplomatischer Gewandtheit überlegen.

Ein Thürsteher öffnete plötzlich die große Flügelthür des Sitzungssaales und verkündete, daß der Wagen Sr. Majestät soeben vorgefahren sei. Sogleich lösten sich die Gruppen auf und die Mitglieder verfügten sich nach ihren Plätzen an der großen, mit rothem Sammet beschlagenen Tafel in der Mitte des Saales. Einige Minuten nachher trat der König durch die noch offen stehende Flügelthür herein. Er trug einen schwarzen Frack, mit dem großen Stern seines Hausordens auf der Brust, und war nur von seinem Geheimsecretär begleitet. Mit mehreren leichten Verbeugungen begrüßte er den versammelten Staatsrath, dessen Glieder sich von ihren Sitzen erhoben hatten und nicht eher wieder Platz nahmen, bis sich der König auf dem umfangreichen, prächtig gestickten Sessel am oberen Ende der Tafel niedergelassen hatte.

Dicht hinter ihm, an einem kleinen Seitentischchen, saß sein Secretär. Zur Rechten des Königs, an der einen Seite der Tafel entlang, hatten die fünf Glieder des Ministeriums, Herr von Kain an der Spitze, Platz genommen. Diesem unmittelbar gegenüber, zur Linken des Königs, saß Fürst Wallenfels, dem sich einige andere Standesherren anschlossen. Den unteren Theil der Tafel nahmen die übrigen Mitglieder ein, die weder durch ihr Amt noch durch ihren Rang, sondern nur durch die Ernennung des Königs zu einem Sitz im Staatsrath berechtigt waren.

Nachdem die Sitzung eröffnet und einige einleitende Ceremonien abgethan waren, nahm der König das Wort:

„Meine Herren! Es war während der ganzen Dauer meiner Regierung Gewohnheit bei mir, alle Maßregeln von einiger Wichtigkeit stets dieser hohen Versammlung vorzulegen, bevor ich sie ins Leben treten ließ. Obwol nun in Fällen von Standesveränderungen und Rangeserhöhungen der Krone das unzweifelhafte Recht zusteht, nach eigenem Gutdünken zu verfahren, so will ich doch, einem Herkommen genügend und meinem früheren Verfahren consequent bleibend, die Meinung des Staatsraths in einem jetzt vorliegenden Fall anzuhören nicht versäumen. Das bezügliche Decret soll Ihnen hiermit vorgelegt werden."

Auf einen Wink des Königs erhob sich der Geheimsecretär und verlas folgendes Edict:

Wir, von Gottes Gnaden Hans I., souverainer König von Cercvisia, Beherrscher ꝛc., verordnen hiermit und thun Jedermann kund und zu wissen, daß durch Uns verordnet ist wie folgt:

Nachdem wir zu der Allerhöchsten und somit unwiderleglichen Einsicht gelangt sind, daß die sich dermalen in Unserer Residenz niedergelassen habende spanische Dame, Donna Mola Mola, aus der Seitenlinie einer alt-castilianischen Adelsfamilie abstammend, deren Ahnherr ein Kampfgenosse des großen Cid Campeador gewesen und den gefürchteten Maurenfürst Boabdil unter den Thürmen des Alhambra erschlagen, deren spätere Sprossen unter der Regierung verschiedener Könige am spanischen Hofe eine hohe Stellung behaupteten, daß die gedachte Dame, dermalen nicht den Rang einnehmend, wozu durch Geburt berechtigt seiend, sie gegründete Ansprüche zu erheben hat, —

entschließen wir Uns und haben Uns nach Anhörung Unseres Gesammt-Ministeriums und des königlichen Staatsraths, entschlossen, Dieselbe, jedoch nur für ihre Person und ohne erbliche Verbindlichkeit, in den Fürstenstand Unseres Reiches aufzunehmen. Es ergeht daher von Uns der gemessene Befehl, daß Donna Nola Mola hinfüro als Zusatz zu ihrem Familiennamen und in Erwägung, daß die Restauration des ihr gebührenden Ranges durch Unsere Allergnädigste Vermittelung erfolgt ist, den Titel einer Fürstin von Hansfeldt zu führen hat, und daß derselben, so lange sie in Unserem Reiche verweilt, alle Ehren, Privilegien und sonstigen Auszeichnungen, die dem ihr verliehenen Range entsprechen, zu ertheilen und zu gewährleisten sind.

So gegeben in Unserer Residenz Neu Rom, mit dem großen Staatssiegel beglaubigt, von Uns eigenhändig unterzeichnet und Unserm Minister des Innern gegengezeichnet.

Hans I.

Das Edict war verlesen und der Geheimsecretär nahm seinen Sitz wieder ein. Lautlose Stille herrschte in dem Saal; man hätte einen Dintenfleck aufs Papier fallen hören, wenn einer der Herren gerade die Feder eingetaucht hätte. Aber die Staatsräthe saßen regungslos, wie Wachsfiguren, und als der Professor Labolle am untern Theil der Tafel endlich dem Bedürfniß nicht widerstehen konnte, sich zu räuspern, so hallte dies laut durch den Saal, als ob keine lebende Seele darin wäre. Der König hatte während des Vorlesens seine Blicke über die Gesichter der Versammelten schweifen lassen, um möglicher Weise etwas von dem Eindruck zu erforschen, den sein Decret hervorbringen würde, aber es war ihm nicht gelungen, auch nur das Geringste in Erfahrung zu bringen, denn keine Miene hatte sich verändert, alle Augen waren gleichmäßig auf die Tafel geheftet geblieben. Als nun eine gute Weile nach Beendigung des Lesens die Versammlung noch immer kein Lebenszeichen von sich gab, fand es König Hans endlich an der Zeit, in folgender Weise fortzufahren:

„Nachdem ich Ihnen meinen Willen kund gethan, meine Herren, und da Sie Alle, mit mir einverstanden seiend, durch Stillschweigen

ihre Zustimmung zu erkennen geben, so ersuche ich Herrn von Kain, das Decret durch seine Gegenzeichnung zu vervollständigen." —

Aller Augen richteten sich jetzt auf den Premierminister.

„Es liegt mir die unangenhme Pflicht ob," begann Herr von Kain, indem er auf seinem Sessel etwas hin- und herrückte, „Ew. Majestät die ehrerbietige, aber bestimmte Erklärung abzugeben, daß ich nicht im Stande sein werde, den an mich gestellten Forderungen zu entsprechen, indem ich die Unterzeichnung dieses Decrets von meiner Seite als eine Ueberschreitung meiner Befugnisse betrachten müßte."

„Und weßhalb das, Herr von Kain?" fragte der König.

„Weil ich die Ueberzeugung hege, Sire, daß durch die Vollziehung dieses Decrets der gesammte angestammte Adel des Reiches sich aufs Tiefste verletzt fühlen würde, und weil es sich mit meinem auf die Verfassung geleisteten Eide nicht vereinbaren läßt, eine Klasse von Bewohnern in ihren Rechten zu kränken, die um ihrer Intelligenz, ihres Reichthums und ihrer historischen Stellung willen keine Kränkung, sondern vorzugsweise Berücksichtigung verdient."

„Wenn Sie die Unterzeichnung verweigern, so kann eben so gut ein anderes Glied des Cabinets seinen Namen daruntersetzen. Herr Baron von Schweinsheim, ich werde Sie damit beauftragen."

„Majestät," antwortete der Baron mit etwas weniger Festigkeit im Ausdruck, als sein College, „gestatten Sie mir gnädigst die Erklärung, daß meine Ansichten über diesen Punkt mit denen des Herrn von Kain ganz übereinstimmen. Die Unterzeichnung dieses Decrets würde mir, meinen Standesgenossen gegenüber, eine all zu schwere Verantwortung aufbürden."

„Sehr gewissenhaft und scrupulös, Herr Baron," entgegnete der König pikirt. „Wenn Sie bei der Verwaltung Ihrer Finanzen mit derselben Sorgfalt zu Werke gehen, werde ich auf eine ganz ungewöhnliche Belohnung Ihrer treuen Dienste sinnen müssen. — Wolan, Herr Kriegsminister, Sie werden unterzeichnen und damit die Sache zur endlichen Erledigung bringen."

Der General von Scamander, an welchen die letzten Worte gerichtet waren, schien nicht bereitwilliger als die Andern.

„Mit Vergunst, Majestät, es würde der Armee Veranlassung zu subordinationswidrigen und zweideutigen Bemerkungen geben, wenn

der Name des Kriegsministers unter dem Avancementbefehl einer Dame figurirte."

„Gehen Sie sammt Ihrer Armee zum — — —" platzte der König heraus, erlangte aber gleich wieder seine Fassung und wandte sich an die übrigen beiden Glieder des Ministeriums. „Da die Chefs der wichtigsten Departements so wenig Gehorsam gegen den Willen ihres Königs an den Tag legen, so nehme ich meine Zuflucht zu Ihnen, meine Herren. Wer von Ihnen übernimmt die Gegenzeichnung? — Sie schweigen? — Auch Sie lehnen ab? Das ganze Ministerium befindet sich in offener Rebellion gegen meinen Willen? Was soll das heißen, meine Herren? Ich will nicht hoffen, daß hier ein verabredeter Plan, eine Conspiration zu Grunde liegt."

„Geruhen Ew. Majestät unserer Weigerung keine falsche Deutung zu unterbreiten," nahm Herr von Kain wieder das Wort. „Es ist selbstredend, daß kein Glied des Cabinets in dieser Angelegenheit seinen Namen hergeben kann, nachdem ich aus den bereits dargelegten Gründen meine Unterschrift verweigern mußte. Wir alle verfolgen dieselben Grundsätze, und nur ein einmüthiges Handeln unsererseits kann Ew. Majestät wie dem Lande ersprießlich sein. So erlaube ich mir denn jetzt, nachdem sich Ew. Majestät durch den Augenschein von der Unmöglichkeit der Durchführung des Projects überzeugt haben, die ehrerbietige Bitte vorzutragen, daß es Ihnen gefallen möge, von der beabsichtigten Standeserhöhung abzustehen und die Sache auf sich beruhen zu lassen."

„Ich von meinem Willen abstehen? — Ich — der König? Sind Sie nicht bei Troste, Herr von Kain? — Das Decret wird erscheinen — augenblicklich erscheinen, ohne Ihre Unterschrift!"

„Sie wollen sich gnädigst erinnern, Sire, daß es in einem solchen Falle keine verfassungsmäßige Gültigkeit hat."

„Was? Den möchte ich sehen, der meinem königlichen Befehl den Vollzug verweigert!"

„Die Verfassung steht über dem Befehl des Königs. Ew. Majestät sind nicht berechtigt, die Grenzen derselben zu überschreiten."

„Kommen Sie mir damit? Warum haben Sie bei anderen, wichtigeren Angelegenheiten keinen Anstand genommen, die Verfassung zu umgehen? Warum erinnern Sie sich der Verfassung gerade in diesem

Fall, in dem mein Land, meine Unterthanen sich nicht im Entferntesten für beeinträchtigt erachten werden? Es ist böser Wille von Ihnen, nichts anders, aber ich weiß mich dagegen zu sichern." —

Fürst Wallenfels, der den eigenthümlichen Streit stillschweigend angehört und den immer wachsenden Unmuth des Königs beobachtet hatte, hielt es für angemessen, nunmehr vermittelnd einzuschreiten.

„Wenn mir Ew. Majestät für einen Augenblick das Wort gönnen wollten, so möchte es mir vielleicht gelingen, eine befriedigende Lösung dieser Streitfrage herbeizuführen."

„Reden Sie, Fürst! Sagen Sie einem pflichtvergessenen Minister, was er der Autorität seines Königs schuldig ist."

„Die Ansicht des Herrn von Kain betreffend, kann ich keineswegs eine Mißbilligung aussprechen, denn auch ich hege ganz dieselben Befürchtungen hinsichtlich der Folgen des von Ew. Majestät beabsichtigten Schrittes. Es wäre jedoch auf der andern Seite eine totale Verkennung, eine unwürdige Beschränkung der königlichen Gewalt, wenn man das Recht des Monarchen zu einem solchen Schritt in Frage stellen wollte. Es kann sich also hier nur darum handeln, in reifliche Erwägung zu ziehen, ob das Vorhaben Ew. Majestät nicht aus Rücksichten der Klugheit zu modificiren oder zu verschieben wäre? Lehnen Ew. Majestät das letztere entschieden ab, so steht dem Ministerium weitere Einsprache nicht zu. Ew. Majestät besitzen die Machtvollkommenheit, in solchen Angelegenheiten durchaus nach eigenem Gutdünken zu handeln, und ich bin der Ansicht, daß das Decret volle Gültigkeit besitzt, sobald es von Ew. Majestät ausgeht, und daß in diesem Falle die Gegenzeichnung eines verantwortlichen Ministers gänzlich umgangen werden kann."

„Die Meinung des Fürsten von Wallenfels Durchlaucht läuft darauf hinaus," versetzte Herr von Kain, „daß er zwar die Gefahren des beabsichtigten Schrittes vollkommen einsieht, demungeachtet aber nicht die Unannehmlichkeit auf sich laden will, die Krone vor dem Verderben zu warnen."

„Zu Ende kommen, meine Herren!" sagte der König. „Ich sehe keinen Grund, diesen Streit länger fortzusetzen. Das Decret wird ohne Gegenzeichnung eines Ministers erscheinen und in Vollzug treten."

„Im Namen des verantwortlichen Ministeriums protestire ich dagegen," erklärte Herr von Kain.

„Wenn das Decret vielleicht noch Einiges über die speciellen Verdienste der Candidatin um das Königreich Cerevisia enthielte," schaltete der Professor Labolle ein, „so würde sich Herr von Kain vielleicht zum Unterzeichnen bewogen finden."

„Sie haben ja gehört," belehrte ihn der Baron von Schweinsheim, „daß die Verdienste in Spanien zu suchen sind, wo die Urahnen der Dame so tapfer gegen die Mauren gefochten haben."

„Dann läßt es sich nicht läugnen, daß sie schon um ihres materiellen Gewichts schwer genug in die Wagschale fallen," bemerkte der General Scamander.

König Hans sprang entrüstet von seinem Sessel auf und schlug mit der geballten Faust auf die Tafel, daß die Dintenfässer und Sandbüchsen aneinander fuhren und die Federkiele zur Erde flogen.

„Donner und Wetter, Ihr Herren! Was sind das für Reden? Seit wann wagt man eine solche Sprache gegen die geheiligte Majestät des Königs? — Zum letzten Mal, Herr von Kain, werden Sie unterzeichnen?"

„Nein, Majestät!" —

„Wenn ich als König, als souveräner Herrscher befehle?"

„Nein, Majestät!" —

„Wenn ich Sie mit sammt Ihrem Cabinet zum Teufel jage —?"

„Werden wir auch gleich für unsere Nachfolger Quartier bestellen, Majestät."

„Hochverräther! — — Sclave! —"

König Hans konnte nicht weiter sprechen, die Zunge versagte ihm den Dienst. Er zitterte am ganzen Körper und seine Augen funkelten im heftigsten Zorn. Herr von Kain war gleichfalls aufgesprungen und hatte sich hinter den breiten Rücken des Finanzministers verschanzt. Der Fürst von Wallenfels ergriff von hinten den bereits emporgehobenen Arm des Königs und flüsterte ihm zugleich ins Ohr:

„Majestät, — um Alles in der Welt — bedenken Sie, wo Sie sind. Die Sache kann auf anderem Wege ausgeglichen werden." —

König Hans änderte augenblicklich seine Haltung; ohne jedoch ein Wort weiter zu sprechen, verließ er, noch immer in höchster Aufregung,

den Saal. Die Staatsräthe sahen verwundert einer den anderen an, der ganze Vorfall erschien ihnen wie ein Traum und kopfschüttelnd entfernten sie sich aus dem Sitzungslocal.

In der Wohnung der Frau von Marschall hatten sich eines Abends die vertrautesten Freunde dieser Dame zusammengefunden. Der schlanke Urnenofen verbreitete in dem Zimmer eine behagliche Wärme, die um so angenehmer war, da sich der Winter draußen schon ziemlich fühlbar machte. In einer kleinen Wölbung des Ofens stand ein summender, brodelnder Kessel, der zuweilen seinen wässerigen Inhalt auf den Tisch sandte, wo er sich alsbald, unter Zuthat des feinsten chinesischen Thees und duftender Vanille, in ein labendes Getränk verwandelte, das von der Dame des Hauses eigenhändig bereitet und den Gästen, nebst feinem Backwerk, fleißig offerirt wurde. Die Unterhaltung war heute nicht so munter, nicht so belebt, wie man sie sonst an dieser Stelle gewohnt war; es schien sich sämmtlicher Glieder der Gesellschaft eine gewisse Unbehaglichkeit bemächtigt zu haben, die zwar keins dem anderen eingestehen wollte, die sich aber doch an gewissen, untrüglichen Zeichen deutlich genug erkennen ließ. —

„Sie haben also wirklich das Palais der Balletfürstin betreten und es ist Ihnen von der Coulissen-Durchlaucht gnädigst eine Audienz bewilligt worden?“ fragte die Baronesse von Schweinsheim den Professor Labolle, der kurz vorher mitgetheilt, daß er vor wenigen Tagen der gefürsteten Tänzerin in ihrer neuen Wohnung einen Besuch abgestattet habe. — „Wie benahm sie sich bei der Audienz? Wie ist ihre Haltung? Bitte, lassen Sie uns etwas darüber wissen.“

„Ich muß gestehen, gnädigste Frau,“ entgegnete der Professor, „daß ich mich selber gewissermaßen überrascht fühlte. Sie besitzt eine nicht ungewöhnliche Fertigkeit, sich in Alles zu fügen und zu finden. So bewegt sie sich denn auch in ihrer neuen Sphäre — ich möchte fast sagen, mit einer Sicherheit, als ob sie in einem fürstlichen Palais geboren und erzogen wäre.“

„Bühneneffect! Theatralische Verstellung!“ flötete Frau von

Marschall. „Du lieber Gott, wozu ist solches unsittliche Comödiantenvolk nicht zu gebrauchen!“

„Das war es eben, meine Hochverehrteste, was ich sagen wollte,“ antwortete Labolle. „Ihre ehemalige Bühnenlaufbahn kommt ihr jetzt vortrefflich zu Statten; sie spielt die Rolle der Fürstin in der That mit Studium und Sachkenntniß.“

„Aber das Gebäude, die Einrichtung — man macht so übertriebene Beschreibungen davon. Fanden Sie es wirklich so splendid?“ fragte die Baroneſſe weiter.

„Auch hier kann ich nur den allgemeinen Gerüchten beistimmen. Es ließ sich zwar erwarten, daß unser kunstliebender König seiner unumschränkten Gebieterin eine brillante Wohnung herrichten würde, aber die Wirklichkeit hat alle Erwartungen noch weit übertroffen. Man kann nichts Reizenderes, nichts Wohnlicheres sehen, als dieses kleine Gebäude, dessen Innere mit jedem erdenklichen Comfort und Luxus ausgestattet ist.“

„Sie vergrößern und übertreiben, Herr Professor,“ sagte Frau von Marschall mit ängstlichem Ausdruck.

„Nicht im mindesten, meine Gnädige! Zu meinem eigenen Aergerniß sage ich die lauterste Wahrheit.“

„O Gott, welch' unverantwortliche Verschwendung! Wer möchte solche Reichthümer besitzen, an denen der Schweiß und die Thränen des armen Volkes kleben?“ —

„Grämen Sie sich nicht darum, gnädigste Frau,“ fiel Herr von Kain rasch ein. „Gerade diese Verschwendung ist ein Umstand, der unsere Actien wieder zum Steigen bringen wird. Setzt der König seine Großmuth noch eine kleine Weile in derselben Weise fort, so droht seiner Casse eine höchst bedenkliche Erschöpfung, die nicht verfehlen wird, den Sturm des Herzens einigermaßen zu besänftigen.“

„Ich habe auch mit besonderer Genugthuung bemerkt,“ fuhr der Professor fort, „daß sich die allgemeine Stimmung in unserer Stadt seit Kurzem zum Nachtheil der Tänzerin verändert hat.“

„Welchen Nutzen kann uns das bringen?“ fragte die Baroneſſe. „Der Adel, der hohe Beamtenstand war niemals auf ihrer Seite, und dem großen Haufen, derjenigen ungebildeten Classe, die man so

schlechtweg „Volk“ nennt, werden Sie doch keine große Bedeutung zuschreiben?“

„Wenn es zu gewissen Extremen kommen sollte, Gnädigste, so kann nur die Masse einen glänzenden Effect hervorbringen. Die erste Anregung, die Vorbereitung geht stets von der intelligenteren Classe aus, aber den eigentlichen Ausschlag gibt zuletzt das sogenannte Volk. Deshalb ist es immerhin ein günstiger Umstand, wenn wir sogar von dieser, uns sonst nicht befreundeten Seite Succurs erhalten.“

„Sie glauben also, daß sogar das gemeine Volk die schreiende Ungerechtigkeit, die grenzenlose Herabwürdigung begreift und mißbilligt, die uns, dem legitimen Adel, durch Erhebung einer Beinkünstlerin in den Fürstenstand widerfuhr? Ich hätte dem Volk gar nicht so viel gesunden Verstand zugetraut.“

„Sie verstehen mich nicht ganz, Baronesse,“ entgegnete Labolle. „Ob Fürstin oder Tänzerin — daran ist unserer löblichen Kleinbürgerschaft von Neu Rom wenig gelegen. Eine ist es ja in der Regel doch, und der beschränkte Bürgerverstand weiß da nicht genau zu distinguiren. Diese Leute pflegen nur auf den Geldpunkt Gewicht zu legen. Sie hassen allzu großen Aufwand; wenn aber einmal etwas aufgeht, so wollen sie wenigstens auch dabei ihren Gewinn haben. Ihro Durchlaucht von Hansfeldt hat sich aber nach dieser Richtung manche Blößen gegeben und nicht ganz so überlegt gehandelt, wie man von einer so welt- und menschenkundigen Dame erwarten sollte. Anstatt die Fabrikanten, Handwerker und Arbeiter unserer Residenz gehörig in Nahrung und Verdienst zu setzen, bezieht sie ihre luxuriösen Bedürfnisse aus England und Paris, schickt unser gutes inländisches Geld ins Ausland und erklärt sogar, daß die hiesigen Arbeiten nichts taugten und gar keiner Beachtung werth wären. So hat sie sich eine nicht unbedeutende Anzahl von Leuten zu Feinden gemacht, die sie eben so gut zu eifrigen Freunden und Anhängern haben könnte, wenn sie nur mit etwas mehr Ueberlegung zu Werke gehen wollte.“ —

Es trat in der Unterhaltung wieder eine kleine Stockung ein. Frau von Marschall füllte die Tassen und suchte das Gespräch auf gleichgiltige Gegenstände zu lenken, aber für diese schien man noch weniger Interesse zu haben. Sie hielt es deshalb für am passendsten,

wieder zu der Angelegenheit überzugehen, mit der doch Alle in Gedanken beschäftigt waren.

„Hat der König sein Unrecht eingesehen und weiß er jetzt dem Cabinet gegenüber eine würdigere Haltung einzunehmen?“ fragte sie den Premierminister, der auf einem Armsessel dicht an ihrer Seite saß und in Nachdenken versunken war.

„Er hat unsere Abdankung, wie Ihnen bekannt ist, nicht angenommen,“ antwortete Herr von Kain. „Nach jener stürmischen Staatsrathssitzung, in der sich der König von seiner Leidenschaftlichkeit hinreißen ließ, die gröbsten Beleidigungen gegen uns auszusprechen, blieb dem Cabinet nichts Anderes übrig, als zu resigniren. Der König, der bei ruhiger Ueberlegung die Folgen dieses Schrittes doch für zu bedenklich hielt, verweigerte unsere Entlassung. Da in dieser Weigerung für uns eine Art von Genugthuung lag, glaubten wir unserer gekränkten Ehre nichts zu vergeben, wenn wir noch länger unsere Aemter verwalteten.“

„Und haben Sie jetzt Hoffnung, sich für die Dauer zu behaupten?“

„Leider sehr geringe, gnädige Frau. Zu unserer Beschämung müssen wir bekennen, daß dieser letzte Schlag, den wir gewissermaßen selbst herbeigeführt, nur dazu gedient hat, unsere frühere Macht bis in ihre Grundfesten zu erschüttern. Des Königs Stellung zu uns ist seit jenen Vorfällen der Art, daß ein längeres Bestehen nicht denkbar ist. Sobald er sich mit passenden Nachfolgern geeinigt hat, sobald es dem Fürsten Wallenfels gelungen ist, ein Cabinet zusammenzusetzen, wird er uns verabschieden. Ich sehe keinen anderen Ausgang.“—

„Es war ein verwegener Schritt, diese unbezwingliche Tänzerin auch noch in den Fürstenstand emporzuheben,“ sagte der Baron von Schweinsheim. „Wir haben ihr selber damit die kräftigste Waffe gegen uns in die Hand gegeben. Wie konnten Sie sich in ihren Combinationen so vollständig täuschen und einen so schlimmen Rath ertheilen, Herr Professor Labolle?“

„Wenn der Rath nichts taugte und so schlimm war, warum haben Sie ihn gut geheißen, Herr Finanzminister?“ entgegnete der Professor etwas gereizt. „Der Plan war klug genug ausgedacht und wäre wol auch gelungen, hätte man sich bei der Ausführung etwas vorsichtiger benommen. Ich muß den Herren reiflich zu bedenken geben, ob das

Cabinet in seinem Verhalten gegen den König nicht auch manche Schwächen an den Tag gelegt hat. Es wäre gewiß diplomatischer gewesen — —"

„Keine Streitigkeiten, meine Herren!" unterbrach ihn Frau von Marschall. „Wie die Sachen jetzt stehen, thut unserer Partei Einigung vor allen Dingen Noth. Richten Sie Ihren Scharfsinn lieber darauf, meine Herren, wie die verlorenen Posten wiederzugewinnen sind; gelingt Ihnen das, so erwerben Sie sich ein Verdienst um die gute Sache und verschaffen uns vielleicht noch einen glänzenden Triumph über die verhaßte Gegnerin und deren Anhang."

„Ihr Rath ist der beste, meine Gnädigste," versetzte Labolle. „Um Sie alle zu beruhigen, will ich Ihnen nur die Versicherung geben, daß ich den Stand unserer Angelegenheiten keineswegs für so ungünstig und hoffnungslos halte. Ob wir siegen oder unterliegen — das wird lediglich von unserem eigenen weiteren Verfahren abhängen. Lassen wir uns durch die erste, scheinbar ungünstige Wendung zurückschrecken, so würde die Gegenpartei diese Unthätigkeit rasch zu unserm völligen Sturz benutzen. Fahren wir aber auf dem einmal betretenen Pfad mit Energie fort, hegen wir gar keine Furcht, auch noch den letzten, sicher entscheidenden Schritt zu wagen, so gebe ich Ihnen die Versicherung, daß unsere Macht in kurzer Zeit aufs vollständigste hergestellt sein soll."

„Und was wäre dies für ein entscheidender Schritt?" fragte der Finanzminister, während die beiden Damen mit der gespanntesten Aufmerksamkeit den Worten des Professors lauschten. Herr von Kain schlürfte seinen Thee, ohne sich in das Gespräch zu mischen. Der Professor rückte seinen Sessel etwas näher zum Tisch und sagte mit leiser, aber sehr markirter Stimme:

„Wir müssen zur letzten Consequenz schreiten und Ihre Durchlaucht von Hansfeldt mit Gewalt aus der Stadt befördern."

„Welche Gewalt steht Ihnen zu Gebot?" fragte der Baron von Schweinsheim erschrocken.

„Ich habe Ihnen schon vorhin die Bemerkung mitgetheilt," fuhr Labolle fort, „daß die Fürstin unter der Masse des Volks nicht mehr so viel Anhänger zählt, als sich deren ehemals die Tänzerin zu erfreuen hatte. Dies ist ein günstiger Anhaltspunkt. Geben wir dem

Feuer ein wenig Nahrung, arrangiren wir — um mich so auszudrücken — einen kleinen coup d'état und — Sie sollen es erleben, Ihro Durchlaucht wird eines schönen Morgens an die Luft gesetzt, eh' man die Hand umdreht."

„Entsetzlich!" rief Frau von Marschall. „Sie wollen eine Revolution heraufbeschwören? Denken Sie nicht an das schreckliche Beispiel, das Ihnen Frankreich im vorigen Jahrhundert geliefert hat?"

„Keine Furcht, meine Gnädigste! Unsere wackeren Bürger von Neu Rom haben nichts gemein mit den blutgierigen Pariser Sans-culotten, sie besitzen Religion und Polizeirespect und werden sich sogar beim Revolutioniren in den Schranken zu halten wissen, die ihnen ihre von Gott angestammte Obrigkeit vorzeichnet. Es gibt gar verschiedene Revolutionen. Was wir hier für unsern Zweck bedürfen, wird nicht viel mehr sein, als ein etwas potenzirter Biercrawall, wie wir ihn ja alljährlich im Monat Mai zu unserer Unterhaltung aufführen sehen."

„Sie sind ein durch und durch gefährlicher Mensch, Professor!" sagte der Finanzminister. „Ich wasche meine Hände in Unschuld. Was ist Ihre Meinung, Herr von Kain?"

Bei Nennung seines Namens erwachte der Premierminister aus seinem Nachdenken und erwiderte nach kurzem Besinnen:

„Meine Meinung? — Erlauben Sie mir im tiefsten Vertrauen die Bemerkung, daß Fälle vorkommen, in welchen es am rathsamsten ist, g a r k e i n e Meinung zu haben."

Nachdem wir bis zu diesem Punkt unserer Erzählung gelangt sind, werden meine Leser nicht ungehalten sein, wenn ich eine ganz kurze Beschreibung des Schlößchens einflechte, in welchem unsere in den Fürstenstand erhobene Tänzerin nunmehr residirt. Das kleine Gebäude hatte die Form eines Quadrats und eine Höhe von nur zwei Stockwerken. Es war von braunem Sandstein erbaut; auf dem fast platten, italienischen Dach erhob sich in der Mitte ein zierliches Thürmchen. Das obere Stockwerk zählte fünf Fenster in der Fronte, worunter das mittelste, doppelt so groß als eins von den beiden andern zur Seite, noch mit einem Balcon verziert war. Zu ebener Erde unter

dem Balcon befand sich das durch Marmorsäulen geschmückte Portal. Einige Stufen führten zu der aus Gußeisen verfertigten Thür, die in vier gleiche Felder abgetheilt und mit vielen Verzierungen ausgestattet war. Ein eisernes Geländer umgab das ganze Haus an der vorderen Seite; nach hinten schlossen sich Stallungen, ein Hofraum und ein kleiner Garten an.

Beim Eintritt in das Haus gelangte man durch einen kurzen Corridor in eine ziemlich geräumige, mittels Glasthüren ganz abgesperrte Vorhalle, deren gewölbte, reich gemalte Decke von mehreren schlanken Säulen getragen wurde. Rings herum in der Wand waren Nischen angebracht, in welchen die neun Musen, sämmtlich aus weißem Marmor, aufgestellt waren. Zwischen den Nischen standen verschiedene Orangeriegewächse, namentlich kleine Citronen- und Orangenbäume. Von diesem Vorsaal aus führten zwei Thüren nach den Zimmern des unteren Stockwerks, das mehr zur Wohnung des dienenden Personals bestimmt war. Im Hintergrund der Halle erhob sich eine breite Marmortreppe, auf der man nach der zweiten Etage gelangte. Diese Treppe war ein Meisterstück architectonischer Kunst und bildete eine der wesentlichsten Zierden des kleinen Gebäudes. Im zweiten Stockwerk befand sich die eigentliche Wohnung der glücklichen Besitzerin dieser Herrlichkeiten. Außer einem ziemlich großen, aufs prächtigste ausgestatteten Empfangssaal, der gerade in der Mitte gelegen war und sein Licht nur durch das große Fenster erhielt, befanden sich hier noch zwei größere und einige kleinere Räume, die als Wohnzimmer, Bibliothek-, Toiletten- und Schlafzimmer eingerichtet waren. Das Wohnzimmer hatte zwei Fenster in der Fronte und ein drittes nach der Seite hin. Eine Flügelthür verband es mit dem daran stoßenden Empfangssaal, eine kleinere Thüre mit der nach hinten liegenden Bibliothek. Eine prächtige Tapete bekleidete die Wände dieses Zimmers. Das Muster dazu war vom König selber gezeichnet und auf seine Bestellung in Paris ausgeführt worden.

Es bestand aus einer Blumenvase mit einem reichen, in allen Farben strahlenden Bouquet auf blaßgrünem Grunde, jedesmal mit zwei fein schattirten, im Quadrat herumlaufenden Linien eingerahmt. Die Möbel waren vom feinsten Mahagoni, mit purpurrothem, gepreßtem Sammet überzogen. Statt der gewöhnlichen Stühle befanden sich in

diesem Zimmer nur breite Armsessel. Durch die gewöhnlich nur halb vorgezogenen Gardinen aus grüner Seide fiel ein mildes, äußerst angenehmes Licht in das Zimmer. An den Wänden hingen einige höchst werthvolle Oelgemälde. In jeder Ecke stand ein niedliches Etagère, dicht besetzt mit den feinsten Porcellan- und Glasarbeiten. Ein prachtvoller Flügel, reich mit Elfenbein eingelegt, der dem breiten Sammetsopha gerade gegenüber stand, vervollständigte die Einrichtnng dieses Gemachs. Durch eine kleine Hinterthür trat man in das Bibliothekzimmer, das wiederum einen ganz eigenthümlichen, nicht minder reizenden Anblick darbot. Es hatte zwei Fenster, die eine freundliche Aussicht auf die grünen Rasenplätze des Gärtchens gewährten. Die Wände waren hier mit dunkler Holzfarbe gemalt. Den Plafond verzierte eine sich rings herum windende Blumenguirlande, mit kleinen Arabesken in den Ecken. In zwei fein gearbeiteten, mit künstlichem Schnitzwerk versehenen Glasschränken waren die schönsten Ausgaben aller klassischen Schriftsteller aufgestellt. Auf dem runden Marmortisch in der Mitte des Zimmers stand eine hohe, massiv silberne Lampe. Davor lag eine in himmelblauen Atlas gebundene Prachtausgabe der Gedichte des Königs Hans von Cerevisia. Auf dem Titelblatt stand als Widmung folgender inhaltreiche Vers von des Königs eigener Hand geschrieben:

„Liebe führt zum himmlischen Gefilde,
Gibt zu allen großen Thaten Muth,
Leuchtet in der Gottheit Engelsmilde
Und der Mensch durch sie wird seelengut."

Wir wollen kein Wort weiter sagen über die Einrichtung des Schlafgemachs, Toiletten- und Badezimmers, die auf der anderen Seite des Empfangssaales gelegen waren. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß diese beneidenswerthen Räume in nicht minder verschwenderischer Weise ausgestattet waren, als die bereits beschriebenen. —

Seit einem Monat etwa bewohnte Nola diesen kleinen Feenpalast, den sie kurz vor ihrer Erhebung in den Fürstenstand bezogen hatte. Ihre Stellung zur Außenwelt hatte sich in dieser Zeit nicht so wesentlich verändert, wie sie mit Zuversicht vorausgesetzt. Weit entfernt, daß der Adel durch die Erhebung zur Fürstin sich mit ihr ausgesöhnt

und sie als ebenbürtig anerkannt hätte, war sie jetzt erst recht das Ziel seines Hasses und seiner Verfolgung. Sie hatte zwar bei einigen Gelegenheiten versucht, sich fast gewaltsam in die ihr hartnäckig verschlossenen Cirkel Zutritt zu verschaffen; diese Versuche waren jedoch immer so unglücklich abgelaufen, daß sie kein Verlangen trug, sie zu erneuern. War ihr diese Behandlnng einerseits auch etwas empfindlich und demüthigend, so machte sie sich doch keinen großen Kummer darüber, denn die unerschöpfliche Freigebigkeit des Königs, dem fortwährend für sie kein Opfer zu groß war, vermochte sie hinlänglich für die von der Adelspartei ihr zugefügten Kränkungen zu entschädigen.

Eine bedeutende Veränderung, die Nola selber weniger bemerken mochte, die aber auf ihre Stellung einen wichtigen Einfluß übte, war hinsichtlich ihres Verhältnisses zu den Bewohnern Neu Roms inzwischen eingetreten. König Hans war bei den Bürgern seiner Residenz im höchsten Grade beliebt, denn sie wußten gar wohl, daß er es eigentlich gewesen, der die Stadt emporgehoben und zu hoher Blüthe gebracht. Die vielen Bauwerke, die der König fortwährend aufführen ließ, gaben Tausenden Beschäftigung und Unterhalt. Die große Masse von Fremden, die alljährlich Neu Rom um der dort aufgehäuften Kunstschätze willen besuchte, brachte ebenfalls viel Geld in die Stadt und hob den allgemeinen Wohlstand. Hans verstand außerdem, seine Bürger vortrefflich zu behandeln. Im Gespräch war er mit Jedem freundlich und familiär. Sein erstaunliches Gedächtniß kam ihm dabei zu statten: wen er ein Mal, auch nur auf einen Augenblick, gesehen, den kannte er nach vielen Jahren wieder, erinnerte sich sogar seines Namens und seiner sonstigen Verhältnisse. Nichts setzt aber den deutschen Kleinbürger mehr in Entzücken, als wenn sein allergnädigster Fürst und Herr sich um die Details seines Hausstandes kümmert, sich huldreichst nach dem Befinden seiner Frau erkundigt oder gar die Namen seiner hoffnungsvollen Sprossen zu nennen weiß. Da nun König Hans seine Pappenheimer durch und durch kannte und alle die kleinen Kunstgriffe herrlich in der Uebung hatte, so war es kein Wunder, wenn er bei Alt und Jung in höchster Gunst stand. Daß der König ein weites Herz besaß und dem schönen Geschlecht selbst noch in den Jahren nachstellte, wo er eigentlich über solche Jugendsünden hätte weg sein sollen — das war ebenfalls allgemein bekannt und es fiel keinem

mehr ein, daran Anstoß zu nehmen oder ihm Unrecht zu geben. Die gute Stadt Neu Rom war überhaupt wegen ihrer Liebeshändel bekannt. Eine Freiheit aber, die Jeder für sich selber in Anspruch nahm, gestattete man auch gern dem Landesvater. Von diesem liberalen Gesichtspunkt ausgehend, hatte man anfangs das Verhältniß Hansens zu Nola durchaus nicht gemißbilligt. Das entschieden feindselige Auftreten der Tänzerin gegen die beim Kern des Volkes verhaßte Partei des Herrn von Kain verschaffte ihr sogar einen nicht geringen Anhang. Als sie aber nach und nach, durch ihre Erfolge sicher gemacht, einigen angesehenen Bürgern gegenüber, mit denen sie gelegentlich in Berührung kam, ein etwas geringschätzendes, ja sogar beleidigendes Benehmen an den Tag legte, als der König fortfuhr, sie mit den kostbarsten Geschenken zu überhäufen und enorme Summen für sie zu verausgaben, da erwachten in den ehrsamen Bürgersleuten plötzlich moralische Scrupel über dieses Verhältniß. Mag es sein, daß die ungünstige Meinung gegen sie auch noch von anderer Seite genährt wurde, denn ihre zahlreichen Feinde ließen keine Gelegenheit vorübergehen, ihr im Geheimen zu schaden. Die Erhebung der Tänzerin in den Fürstenstand war vom Volk mit gleichgültigem Spott aufgenommen worden; man ergötzte sich über die damit verbundenen Zwischenfälle und legte der Sache nur insofern Gewicht bei, als sie vielleicht Veranlassung zum Sturz des Ministeriums Kain geben möchte. Professor Labolle hatte übrigens vollkommen Recht mit seiner Behauptung, daß die Tänzerin Nola beim Volk weit beliebter gewesen, als die Fürstin von Hansfeldt. —

Wir versetzen unsere Leser in das oben beschriebene Wohnzimmer der Fürstin. Es war Abend, das Gemach aber wurde durch zwei prächtige Lampen und mehrere Wachskerzen hell erleuchtet. König Hans saß vor dem Flügel und spielte die Melodie einer Polka, während Nola im Zimmer auf und ab tanzte. Ihre Kleidung war sehr gewählt und ganz geeignet, ihren schlanken Wuchs so viel als möglich hervorzuheben; sie bestand aus einem Rock von himmelblauer Seide, nebst einem knapp um die Taille anschließenden Jäckchen von braunem Sammet, das bis über die Hüfte reichte und auf der Brust mit breiten, seidenen Schnüren besetzt war. Ihr schwarzes Haar fiel in üppigen Locken über den stolz gewölbten Nacken und bedeckte noch zum Theil

den weißen Spitzenkragen, der den Hals umschloß. Mit behender Leichtigkeit flog sie über das glatte Parquet des Fußbodens. Der Kopf wurde bald auf die rechte, bald auf die linke Seite und bald etwas nach hinten geneigt; auf ihren Zügen schwebte jenes unwiderstehliche, ihr ganz eigenthümliche Lächeln, womit sie so sehr zu bezaubern wußte. König Hans war ganz in ihren Anblick versunken und richtete die Augen so unverwandt auf ihre niedlichen Füßchen, daß seine Finger immer langsamer und unregelmäßiger über die Tasten des Instruments glitten. Endlich, da die Musik fast völlig stockte, sprang Nola mit einem zierlichen Sprung hinter seinen Stuhl und schüttelte ihn tüchtig beim Kopf.

„Majestät Hans!“ rief sie mit lautem Lachen. „Marsch voran! Spielen sollst Du und nicht mich anstarren, wie ein neues Weltwunder.“

Als sie der König festhalten wollte, sprang sie ebenso gewandt zurück und sagte mit einem spöttischen Knix:

„Gefall' ich heute Ew. königlichen Majestät?“

„Du bist himmlisch, einzig in Deiner Art!“ rief Hans und sprang auf, um sie zu haschen. Sie aber wich ihm behende aus und schlüpfte einige Mal unter seinen Armen weg, ohne daß er im Stande war, sie festzuhalten. Endlich aber erhaschte er sie doch und drückte sie so fest in seine Arme, daß sie laut aufschrie.

„Ich bitte Dich, Majestät Hans, halt ein! Man sollte gar nicht meinen, daß Jemand in Deinem Alter noch so starke Knochen hätte.— Jetzt mußt Du mich aber entschädigen. Allons, mon roi Jean le premier! Hinter die Schaukel!“

Eilig holte sie eine kleine Schaukel herbei, wie man sie oft zur Unterhaltung in Zimmern gebraucht, stieg auf einen Stuhl und befestigte die seidenen Schnüre an zwei dafür bestimmte Haken an der Decke; dann kletterte sie auf den bequemen Sitz und umfaßte mit den Händen die Stricke. Der König stellte sich ihr zur Seite und bewegte die Schaukel mit leichten Schwingungen. Nola schien diese Unterhaltung sehr zu lieben, denn sie lachte und schäkerte ohne Aufhören.

„Höher, Majestät, immer höher! Brrr! Wie das durch die Luft saust! Ich möchte immer höher fliegen.“

„Mich däucht, Du bist bereits hoch genug geflogen und höher, als je eine Tänzerin vermochte," sagte Hans, indem er seine Kraft anstrengte und die süße Last noch rascher durch die Luft schnellte.

„Meinst Du, daß ich schon auf meinen Lorbeeren ausruhen wollte? Nichts da! Jean, höher hinauf! Mich befällt so leicht kein Schwindel!

Mein Schatz ist ein König,
Der König muß sein!"

Die letzten Worte sang sie mit schalkhafter Stimme und klaschte dabei lustig in die Hände.

„Du bist heute so toll und ausgelassen," sagte der König, den die muntere Laune seiner Freundin gleichfalls belebte, „daß kein vernünftiges Wort mit Dir zu reden ist. Hast Du nicht den Gipfel Deiner Wünsche erklommen? Kannst Du noch höher steigen?"

„Mit mir sind sehr viel vernünftige Worte zu reden, Majestät. Soll ich Dir gleich ein ernsthaftes Thema aufs Tapet bringen? Voilà! Du mußt Dein Ministerium fortschicken."

„Das weiß ich selber, aber woher ein anderes nehmen?"

„Kleinigkeit! Kündige nur erst dem alten auf, das neue wird sich schon finden."

„Es bliebe mir keine Wahl, als den Fürsten Wallenfels an die Spitze eines Cabinets zu stellen."

„Meinethalben! Nur fort mit Herrn von Kain!"

„Aber die Ansichten des Fürsten stehen mit den meinigen zum Theil in directem Widerspruch."

„So seht zu, wie Ihr Euch einigen könnt. Du wirst doch so unbedeutender Rücksichten wegen nicht noch länger Männer in Deiner nächsten Umgebung dulden, die Dir so offenbar feindselig gegenüber traten und den schuldigen Respect vor ihrem König und Herrn so ganz außer Augen setzten?"

„Du hast Recht. Mein Blut kommt in Wallung, wenn ich daran denke. Und doch wird es schwerfallen, Herrn von Kain zu ersetzen. Er ist ein Minister, wie es deren wenige gibt, seinen Gegnern an Geist und Talenten überlegen."

„Aber er ist Dir total über den Kopf gewachsen. Nur sein Wille

gilt im Lande, und Du mußt ihm als Werkzeug dienen, um alle seine Pläne zur Ausführung zu bringen. Ist das Deiner würdig? Bist Du deshalb ein gekröntes Haupt von Gottes Gnaden, daß es Einer Deiner Unterthanen wagt, sein Spiel mit Dir zu treiben? Ein Fürst soll selbstständig und erhaben dastehen, er darf sich nimmermehr von einer Partei mißbrauchen lassen."

„Du predigst ja so würdevoll, wie ein Professor auf dem Katheder," entgegnete der König. „Deine Worte könnten einer Vorlesung über die Staatswissenschaft entnommen sein. Man merkt, daß Du mit Zöglingen der Hochschule verkehrst."

„Es würde Deiner Majestät nichts schaden, wenn sie sich auch zuweilen um Staatswissenschaften bekümmerte, anstatt ewig den Kunstkram im Kopfe zu tragen."

Hans ließ unwillig die Schaukel fahren und schritt im Zimmer auf und ab.

„Geschwätz! Verstehst nichts davon! Haben Dir die Mappenbuben das vorgeplaudert?"

„Wen belieben Ew. Majestät so zu tituliren?"

„Hm! Brauchst zu fragen! — Deine neuen Freunde, die dummen Jungen, die ihre Weisheit bogenweise in den Mappen unterm Arm nach Haus tragen — die Studenten!"

Nola lachte laut auf. „Ha, ha, ha! Das ist komisch! Was haben denn die armen Studenten Ew. Majestät für ein Leid angethan, daß Hochdieselben so in Harnisch gegen sie gerathen?"

„Bedarf keiner Erklärung. Du wirst mich schon verstehen. Ich bin nicht eifersüchtig auf halbwüchsige Burschen — sollte mir einfallen! Aber es schickt sich nicht, daß eine Dame von Deinem Stande, eine Fürstin, solchen Verkehr unterhält."

„Se. Majestät der König von Cerevisia fand es doch ehemals passend, mit einer Tänzerin zu verkehren, warum sollte eine Fürstin zu stolz sein, die studirende Jugend ihres Umganges zu würdigen?"

„Du bist gewandt mit der Zunge, aber ich lasse mich nicht von Dir überreden," versetzte Hans. „Es ist mein Wille, daß Du den Umgang abbrichst. Ich habe Dich zu Deiner jetzigen Höhe erhoben und es steht mir das Recht zu, Dir vorzuschreiben, was ich für schicklich finde. Auf Wiedersehen!" —

Er ging hinweg, ohne sich zu verabschieden. Nola behielt ihre gute Laune, denn sie wußte, daß er am nächsten Tage wiederkommen und sich wegen seiner Heftigkeit entschuldigen werde. Die Schaukel ließ sie noch ruhig an der Decke hängen, denn als eine Stunde später der schwarzlockige Allemannen-Senior im Vorübergehen bei ihr vorsprach, wurde die unterbrochene Schaukelbelustigung weiter fortgesetzt.

Herrn von Kain's Stündlein hatte inzwischen wirklich geschlagen. Einige Tage nach der obigen Unterredung publicirte die Hofzeitung, daß Herrn von Kain die nachgesuchte Entlassung ertheilt und der Fürst von Wallenfels an die Spitze eines neuen Cabinets getreten sei. —

Aus den reichen Prunkgemächern der gefürsteten Tänzerin versetzen wir unsere Leser in die bescheidene, etwas confuse Häuslichkeit eines dichterischen Junggesellen. Der Legationsrath Dachs bewohnte einige sehr anständig möblirte Zimmer an einer der Hauptstraßen der Residenz. Auf den ersten Blick gewahrte man aber, daß die ordnende Hand der still-waltenden Hausfrau darin fehle, denn abgesehen von den etwas bunt durcheinander geworfenen Kleidungsstücken, Büchern und sonstigen Geräthschaften, lag überall ein dicker Staub und in den Ecken hatten sich einige Spinnen angesiedelt, deren Netze niemals mit einem feindlichen Flederwisch in Contact gerathen waren und die deshalb ganz ungestört ihre junge Brut zur ferneren Bewohnung eines so friedlichen Ortes herangezogen. —

Der Legationsrath saß vor seinem Schreibpult. Weil wir ihn schon in so feiner Toilette gesehen, so fällt es uns schwer, ihn in diesem dicken Pelzschlafrock, die Hausmütze weit über die Ohren gezogen, wiederzuerkennen. Das kleine Männlein war so vermummt, als ob es eben im Begriff stehe, die seinem Ideal angebotene Reise in die Eisregionen Sibiriens anzutreten.

Es klopfte an der Thür.

„Herein!“ rief der Dichter, ohne sich umzublicken.

Die Thür öffnete sich vorsichtig, und herein trat der Geheime Polizeidirector Zobel in Begleitung eines schnauzbärtigen Polizisten, der bolzengerade am Eingang stehen blieb. Kaum gewahrte der Hofpoet

den hohen Chef der Stadtpolizei, als er von seinen Sitz aufsprang und ihm mit großer Höflichkeit entgegenging.

„Wertheſter Polizeidirector, — Sie ſind es? Bitte vielmals um Entſchuldigung, daß ich Ihnen nicht ſchon an der Thür entgegenkam, allein zu ſo früher Morgenſtunde, wer hätte da einen ſo willkommenen Beſuch erwartet? — Excuſiren Sie, daß Sie bei mir noch Alles in ſo großer Unordnung und mich ſelber ganz außer Toilette finden, allein — —“

„Ohne Umſtände, Herr Legationsrath,“ entgegnete Zobel. „Ich bedauere recht ſehr, Sie zu ſo ungelegener Stunde incommodiren zu müſſen.“

„Durchaus nicht! Nichts weniger als das! O Du mein Himmelchen, es iſt mir ja eine außerordentliche Ehre —— Wollen Sie nicht gefälligſt Platz nehmen? Das Sopha iſt freilich ſtaubig — ich werde jedoch ſogleich —“

Mit einem Zipfel ſeines Schlafrocks ſuchte der Dichter in Eile den allerdings ſehr dicken Staub von dem Sopha wegzuwiſchen, allein der Polizeidirector unterbrach ihn in dieſer Arbeit.

„Geben Sie ſich keine Mühe, Herr Legationsrath! Ich werde wenig Zeit zum Sitzen haben, komme lediglich nur in einem Geſchäft — —“

„Ge — Geſchäft? Sie ſind wol im Irrthum, mein Beſter. Welches Geſchäft mit einer hohen Polizei könnte mir die Ehre verſchaffen?“

Er warf einen etwas ängſtlichen Blick auf den im Hintergrunde ſtehenden Polizeiſchergen, deſſen martialiſches Geſicht nicht die mindeſte Veränderung erlitt.

„Es thut mir leid, Herr Legationsrath Dachs, daß ich in die unangenehme Nothwendigkeit verſetzt bin, bei Ihnen eine Hausſuchung vorzunehmen.“

Der Legationsrath war einer Ohnmacht nahe. Er ſchien ſich vor Angſt ganz in ſeinen weiten Pelzrock verkriechen zu wollen.

„Haus — Hausſuchung? Eine Hausſuchung in meiner unſchuldigen Wohnung, ausgeführt durch die Hand einer hochweiſen Polizei? — O Du barmherziges Himmelchen! Welches Unglück droht über mich hereinzubrechen? Ich bitte Sie, Herr Geheimer Polizeidirector,

ſpannen Sie mich nicht länger auf die Folter, laſſen Sie mich wiſſen, weſſen man mich harmloſen Mann beſchuldigt? —“

Der Vorſtand der Polizei muſterte in raſcher Ueberſicht das ganze Zimmer; plötzlich hafteten ſeine Blicke auf einem zuſammengefalteten Papier, das auf einem Tiſche zunächſt der Thüre lag. Blitzesſchnell ſchoß er darauf zu, erfaßte das Papier und ſagte, indem er bedenklich den Kopf ſchüttelte:

„Ei, ei, Herr Legationsrath, das iſt höchſt verdächtig! Ich finde da gleich auf den erſten Blick zwei Exemplare des corpus delicti — Sehen Sie her! Was iſt das?“

Dachs beſichtigte haſtig das Papier.

„Was meinen Sie, Herr Polizeidirector? — Die neueſte Nummer der „Hüpfenden Blätter,“ einer königlich conceſſionirten Zeitſchrift, die jeder gute Unterthan zu halten berechtigt iſt — —“

„Zwei Exemplare dieſer neueſten Nummer,“ verbeſſerte Zobel mit wichtiger Betonung des Wörtchens „zwei.“ Dann ſchlug er ein Blatt herum und deutete auf eine der daſelbſt befindlichen Carricaturzeichnungen. „Was iſt das?“

„Sie ſpaßen, Herr Polizeidirector! — Ei du mein Himmelchen: — ein Eſel!“

„Was für ein Eſel?“

„Bitte um Verzeihung, — gibt es verſchiedene Eſelſorten? Mir ſind nur die grauen und langohrigen bekannt.“

„Ein alter Eſel!“

„Sie haben Recht; es ſcheint aus der Zeichnung hervorzugehen, daß dieſer Eſel bei Jahren iſt!“

„Weiter, mein Herr! Was ſitzt zwiſchen des Eſels Ohren?“

„Laſſen Sie mich nachſehen — — Eine Fliege!“

„Was für eine Fliege?“

„Aber hochverehrteſter Herr Polizeidirector, ich bin ja kein Naturforſcher! Erſt inquiriren Sie auf den Eſel, und nun verlangen Sie gar noch Inſectenkenntniß von mir.“

„Eine ſpaniſche Fliege, Herr Legationsrath!“

„Spaniſche — Fliege? Ja, hinters Ohr, — iſt ein erprobtes Mittel gegen Zahnſchmerzen, aber im Uebrigen — —“

„Keine Abſchweifungen, mein Herr!“ ſagte der Polizeidirector.

„Wundern Sie sich nun über unsern Scharfsinn? Der Polizei entgeht nichts; wir haben es gleich herausgewittert."

„O — bin vollständigst davon überzeugt und habe mir gewiß nie beikommen lassen, hinsichtlich des Scharfsinnes einer hohen Polizei nur den mindesten Zweifel zu äußern. Aber wenn Sie mir gefälligst erklären wollten — —"

„Die Erklärung können Sie sich selber geben. Werfen Sie noch einen Blick auf dieses Zeichen unter der frevelhaften bildlichen Darstellung. Kennen Sie dieses Zeichen?"

„Ein Dreieck."

„Aha, wird es Ihnen klar, daß wir es herausgebracht haben? Ist dies nicht dasselbe Zeichen, mit dem Sie Ihre belletristischen Producte zu unterzeichnen pflegen?"

„Allerdings, ich setze ein Dreieck statt des Namens Dachs darunter."

„Dann liegt Ihre Schuld klar am Tage und es bedarf keines weiteren Beweises."

„Aber welche Schuld, ich bitte Sie, — welche?"

„Stellen Sie sich nicht länger unwissend. Die spanische Fliege, die zwischen den Ohren des alten Esels sitzt — diese hochverrätherische Anspielung — darunter das Dreieck, das Ihre Autorschaft bezeichnet, — endlich zwei Exemplare des schändlichen Blattes auf den ersten Blick in Ihrem Zimmer gefunden — —"

„O du mein Himmelchen! Halten Sie ein!" rief der unglückliche Dichter, dem plötzlich ein schreckliches Licht aufging. — „Bester Polizeidirector, wenn Sie ein menschlich fühlendes Herz in Ihrem Busen tragen, betrachten Sie meine Person, werfen Sie einen Blick auf meine miserable Figur, urtheilen Sie aus meiner ganzen Erscheinung, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, ob ich eines so gräßlichen, nichtswürdigen Verbrechens fähig bin!"

„Es ist mir allerdings unbegreiflich, Herr Legationsrath, allein die menschliche Natur kann sich zuweilen verirren —"

„Reden Sie doch nicht von Verirrung! Ich habe ja meinen gesunden Verstand und meine fünf Sinne noch beisammen. Mit den „Hüpfenden Blättern" steh' ich nicht in der entferntesten Verbindung. Ich arbeite nur für die Hofzeitung und für den Staatskalender. Mein

Dreieck, mein unglückseliges Dreieck ist auf schändliche Weise mißbraucht worden. Die zwei Exemplare sind ein Versehen des vermaledeiten Zeitungsträgers, der sie vor einer Viertelstunde erst auf jenen Tisch legte, der manchmal gar kein Blatt und heute unseliger Weise gar zwei bringt — ich schwöre aber bei allen Heiligen, daß ich noch keins davon berührt habe!"

„Mag sein, Herr Legationsrath, die Untersuchung wird das Alles herausstellen," sagte der Polizeidirector. „Für jetzt spricht ein dringender Verdacht gegen Sie. Es kommt hinzu, daß man allgemein weiß, auf wie vertrautem Fuß Sie mit mehreren Gliedern und selbst mit dem Chef des früheren Ministeriums standen."

„Nichts als Höflichkeit, Verehrtester, die unschuldigste Höflichkeit! Ich war nie ein Anhänger des Herrn von Kain, ich haßte seine Grundsätze, ich — — O du mein Himmelchen! hat sich denn Alles gegen mich verschworen?"

„Erschweren Sie mir mein Amt nicht," entgegnete Zobel. „Ich bin beauftragt, Ihre Papiere genau zu untersuchen. Der Befehl kommt unmittelbar aus dem Ministerium des Innern. Hoffen wir, daß sich keine weiteren Indicien gegen Sie vorfinden." —

Er begann sogleich seine Nachforschung, die fast eine volle Stunde währte, denn fast jedes Blättchen im Zimmer wurde sorgfältig geprüft. Der schnauzbärtige Polizist mußte dabei behilflich sein, und unser armer Dichter stand keine geringe Angst aus, als diese profanen Hände in seinen poetischen Ergüssen herumwühlten. Es ließ sich jedoch nichts Weiteres entdecken, was den Verdacht gegen Herrn Dachs hätte verstärken können. Als das Geschäft beendigt war, entfernte sich der Polizeidirector, ganz befriedigt und hinlänglich überzeugt von der Schuld des Verdächtigen, da sich z w e i Exemplare des verbrecherischen Blattes vorgefunden hatten.

Kaum war er hinaus, so begann der Legationsrath Toilette zu machen. Weil der Barbier unglücklicherweise heute nicht kommen wollte, so holte er sein Rasirzeug herbei und machte sich selber an das Bartvertilgungswerk. Daß es dabei tüchtige Risse und Schnitte absetzte, läßt sich denken, aber unser Dichter war so durchdrungen und zermalmt von dem ihm zugefügten Unrecht, daß er für so kleine Wunden ganz unempfindlich blieb. Als der ganze Anzug vollendet war,

verließ er seine Wohnung, warf sich auf der Straße in den ersten besten Fiaker und befahl, nach dem Palais seiner durchlauchtigsten Gönnerin, der Fürstin von Hansfeldt zu fahren.

Die Streitigkeiten unter den Studenten an der Hochschule zu Neu Rom hatten seit einigen Tagen einen ernsteren Character angenommen. Es waren bereits einige nicht unbedeutende Störungen in den Collegien und selbst Straßenexcesse vorgefallen, die jedoch bis jetzt noch keine weiteren Folgen gehabt, als daß die Erbitterung auf Seiten der beiden Parteien immer höher stieg. Die Absetzung einiger Professoren, worunter auch unser Freund Labolle, die bald nach dem Sturz des Herrn von Kain erfolgt war, und die gänzliche Schließung ihrer Hörsäle trug ebenfalls zur Vermehrung der Aufregung bei. —

Ein trüber, unfreundlicher Wintermorgen war angebrochen. Der Himmel war dicht mit Wolken umzogen und ein feiner Regen, untermischt mit einigen Schneeflocken, fiel zur Erde. Der freie Platz vor der Aula und die Straßen in der nächsten Umgebung boten schon am frühen Morgen einen bewegten Anblick. Große Schaaren von Studenten, mit bunten Bändern und den Abzeichen ihrer Verbindungen geschmückt, zogen Arm in Arm umher. Begegneten sich zufällig einzelne Abtheilungen solcher Verbindungen, die einander feindselig gegenüber standen, so fielen in der Regel anzügliche Reden, die alsbald in Thätlichkeiten ausarteten. Immer lösten sich die Gruppen wieder auf und die Ordnung war rasch hergestellt. Es läßt sich leicht denken, daß das Beispiel der Studenten in einer so großen Stadt bald Nachahmung fand. Zuerst rotteten sich kleine Jungen und Lehrburschen zusammen und trieben das belustigende Spiel in derselben Weise, wie die Studenten. Später aber kamen auch Erwachsene hinzu; Mancher, den vielleicht nur die Neugierde aus seiner Wohnung gelockt hatte, mischte sich unter den Volkshaufen. Von Seiten der Behörden wurde der Sache kein ernster Widerstand entgegengesetzt. Polizisten und Gensd'armen waren zwar bemüht, die Massen auseinander zu treiben, jedoch mit geringem Erfolg; wo sie eine Verhaftung vornahmen, wurde der Arretirte alsbald wieder aus ihren Händen befreit.

Gegen eilf Uhr Vormittags erschien am schwarzen Brett der Aula ein Anschlag des akademischen Senats, worin die Schließung der Universität auf unbestimmte Zeit angeordnet und die Ausweisung sämmtlicher fremden Studenten aus dem Weichbilde der Stadt verfügt wurde. Diese Maßregel steigerte die Erbitterung, namentlich auch auf Seiten der Bürger, die sich dadurch in ihren materiellen Interessen beeinträchtigt sahen. In der Umgebung der Aula bildeten sich sogleich dichte Gruppen, die von einzelnen Rednern entflammt wurden. Unter den letzteren zeichnete sich ein Student von der Verbindung Teutonia aus, der, auf einer Treppe stehend, mit lauter Stimme und lebhaften Pantomimen seinen Zuhörern auseinandersetzte, daß ganz allein die in den Fürstenstand erhobene Tänzerin an allem Uebel schuld sei, daß sie ungeheure Summen, die das Volk herbeischaffen müsse, verschwende, daß sie den König gegen seine Unterthanen aufreize und daß es hohe Zeit sei, diesem Unwesen mit einem Mal ein Ende zu machen. Er beklagte ferner, daß sich sogar einige Musensöhne so weit vergessen hätten, die Vertheidigung dieser zudringlichen Fremden zu übernehmen, daß daher der Streit unter den Studirenden rühre, da die bessergesinnten Zöglinge der Hochschule eine solche Beschimpfung ihres Standes nicht dulden würden. Bis zu dieser Stelle war der Redner, um den sich die ganze Teutonia geschaart, unter öfterem Beifallssturm seiner Zuhörer, angelangt, als plötzlich die kräftige Gestalt des Allemannen-Seniors Hugo Meissel sich durch die Menge Bahn brach, den Sprecher beim Kragen faßte und mit einer tüchtigen, weitschallenden Ohrfeige von seinem erhabenen Standpunkte herunterschleuderte.

Dies war das Zeichen zum Losbruch. Ein Theil der Allemannia hatte sich ihrem Senior nachgedrängt und war so mitten unter die Teutonen und deren Anhang gerathen. In wenigen Augenblicken entstand ein allgemeines Handgemenge. Die weiter entfernten Massen drängten alle nach dieser Stelle; Steine flogen herüber und hinüber; der Tumult vergrößerte sich mit jedem Augenblick. Einzelne Stimmen wurden in dem Gewühl vernehmbar, und hin und wieder erschallte der Ruf:

„Fort mit der Tänzerin! Fort mit der Fürstin!“

Ueber die tobende Menge erhob sich plötzlich das bärtige Gesicht und die riesenhafte Figur eines Bierbrauers, der mit Mühe die

Treppenstufen vor der Aula erklommen hatte. Mit kräftiger Baßstimme schrie er unter die Menge:

„Brüder! Freunde! Steht's ab! Schlagt's Euch nit die Köpf' blutig für nichts und wieder nichts. Warum sollen wir uns einer den andern z'sammen hau'n? Laßt's uns lieber zu 'nem vaterländischen Werk vereinigen. Unser König is a guter König, aber das Weibsvolk hat'n noch allzeit ruinirt. 's is die lautere Wahrheit, daß die Nola Mola alles Unheil ang'stift hat. Sie verschafft uns die hohe Biertax', denn die großen Expensen müssen am Volk 'rauskommen. Brüder! Laßt's Euch nit g'fall'n! Jagt's fort! Schreibt Eur'n Namen ins Buch der Weltgeschichte. Jagt's fort!"

„Fort! Fort!" brüllte der ganze Haufen.

„Folgt's mir nach, Brüder!" schrie der Bierbrauer noch lauter, denn der Beifall, den seine Worte gefunden, ermunterte ihn. „Für König, Vaterland und wohlfeil's Bier! Folgt's mir nach!" —

Er sprang von der Treppe herunter und bahnte sich einen Weg durch die Menge, die ihm unter lautem Jubelgeschrei nachdrängte. In wenigen Minuten war der Platz vor der Aula ganz leer; nur einige Allemannen blieben zurück.

„Laßt uns dem wilden Schwarm vorauseilen!" rief Hugo Meissel. „Die Fürstin hat in diesem Augenblicke nur uns zum Schutz gegen die blinde Volkswuth. Vielleicht können wir sie vor großem Unheil retten!"

In raschem Lauf wandte er sich nach der öden Seitenstraße und seine Freunde folgten ihm. —

Die Fürstin von Hansfeldt lag noch in süßem Schlummer, als dieser Sturm gegen sie heraufzog. Wider ihre Gewohnheit hatte sie gerade heute das Lager zu einer späteren Stunde verlassen. Nichts ahnend und in der heitersten Stimmung saß sie vor dem zierlichen Toilettentischchen, als ihr Kammermädchen Sophie in großer Angst hereinstürzte.

„Um Gotteswillen, Durchlaucht, erschrecken Sie nicht! Die ganze Stadt scheint in Aufruhr. Eine zahllose Menschenmenge drängt sich nach dieser Gegend."

Nola, die mit dem Ordnen ihres üppigen Haarwuchses beschäftigt war, ließ sich gar nicht stören.

„Nun, was kümmert das Dich? Gönne doch den Menschen ihr

Vergnügen. Vielleicht veranstalten sie einen Aufzug, eine Processsion —"

„Nein, nein, Durchlaucht, sie haben nichts Gutes im Sinn! — Hören Sie nur — das verworrene Geschrei! — Wenn Ew. Durchlaucht nach dem Saal herüberkommen wollten, könnten Sie sich selber überzeugen."

„Albernes Ding! Ich glaube gar, Du zitterst vor Angst. Was geht uns ein Straßenlärm an? Die Polizei wird schon die Ruhe zu erhalten wissen." —

Das Mädchen ließ jedoch nicht nach und drang so lebhaft in sie, daß sie sich endlich bewogen fühlte, einen Mantel umzuschlagen und nach dem Empfangssaal hinüberzugehen. Als sie dort ans Fenster traten, bot sich ihnen ein auffallender Anblick dar. Alle Straßen, die nach dem freien Platz ausmündeten, an dessen einer Seite Nola's Palais lag, wimmelten von Menschen. Der Platz selbst war noch leer, aber eben begann sich der Strom auch über ihn zu ergießen. Ein dumpfes Gemurmel drang herüber. Es unterlag keinem Zweifel, daß die Menge in einer feindlichen Absicht gegen das Haus der Fürstin heranzog. —

„Was mag das bedeuten?" fragte Nola, der doch etwas unheimlich zu werden begann. „Die Massen drängen hierher. Kein Militär, keine Polizeimannschaft versperrt ihnen den Weg —"

„Fort mit der Tänzerin!" brüllte die Menge und stürmte mit Macht gegen das Haus.

„Sie wollen uns ermorden!" schrie das Kammermädchen. „Retten Sie sich, Durchlaucht, retten Sie sich!"

„Eine Rebellion!" rief Nola, die rasch ihre Fassung wieder gewann, mit zornfunkelnden Augen. „Ha! Sie sollen uns gerüstet finden. Rasch hinaus! Sende sogleich einen Boten durch das Hinterpförtchen nach der Polizei, einen andern nach dem königlichen Schloß. Man soll eiligst die nöthige Mannschaft zu unserer Hülfe herbeisenden. Rufe meine Diener zusammen, laß sie die Thür verschließen und den Eingang verrammeln."

„Aber um Gotteswillen, durchlauchtiges Fräulein —"

„Keine unnützen Einwendungen! Hinaus — und vollzieh aufs schnellste meinen Befehl!" —

Das Kammermädchen gehorchte. Nola begab sich zurück nach ihrem Schlafzimmer und nahm ein Paar seine Doppelpistolen aus einem eleganten Kästchen, die sie sogleich lud. Obwol ihr die Ursache und der Zusammenhang des Tumults noch nicht klar war, so sah sie doch ein, daß ein ernstlicher Angriff auf ihre Wohnung, vielleicht auf ihre Person bevorstehe. Da es ihr in solchen gefährlichen Momenten niemals an Muth gebrach, so stand der Entschluß bereits bei ihr fest, sich bis aufs Aeußerste zu vertheidigen.

Die Pistolen waren scharf geladen, als sie draußen auf der Stiege ihren Namen laut und ängstlich rufen hörte. Sie öffnete: — der Allemannen-Senior stürzte in großer Aufregung, bleich und außer Athem, herein.

„Flieh, flieh!“ rief er ihr entgegen. „Dein Leben ist hier bedroht. Einige vertraute Freunde erwarten uns an der hintern Gartenmauer. Zwei Straßen von hier steht ein Fiaker bereit. Wir werden Dich begleiten und im Nothfall beschützen.“

„Was ist die Ursache dieses Tumults?“ fragte Nola hastig. „Was veranlaßt den Pöbel gegen meine Wohnung anzustürmen?“

„Laß uns keine Zeit verlieren mit unnützen Erörterungen. Das Volk ist gegen Dich im höchsten Grade erbittert; ich kenne die Ursache nicht. Jeder Augenblick des Verzugs ist verderblich. Komm! Komm! Jetzt steht uns noch ein Ausweg offen, in wenigen Minuten möchte auch dieser versperrt sein.“

„Du redest von Flucht,“ entgegnete Nola, indem sie die Pistolen unter dem Mantel hervorzog. „Pfui! Und Du willst ein Mann sein? — Sieh her! So lange mir solche Vertheidigungsmittel zu Gebot stehen, werd' ich nicht entfliehen.“

„Laß Deine Waffen ruhen, sie könnten hier selbst einer stärkeren Hand, als der Deinigen, wenig Nutzen bringen. Du weißt, daß ich kein Feigling bin, aber dennoch rathe ich Dir zur Flucht, denn Widerstand gegen eine solche Uebermacht wäre Wahnsinn.“

„Was hab' ich zu fürchten?“ fragte Nola. „Mein Haus ist fest gebaut und gut verschlossen. Laß doch sehen, ob ich mich einem Pöbelhaufen gegenüber nicht so lange werde vertheidigen können, bis man zu meiner Hülfe herbeieilt.“

Sie verließ das Schlafgemach und kehrte in Begleitung des Seniors nach dem Saal zurück. Vor dem Palais hatte sich inzwischen

die Scene bedeutend verändert. Das Volk füllte nicht nur den ganzen Platz, sondern hatte bereits das Gitter vor dem Hause überstiegen und die Führer standen auf der Treppe vor dem Portal, während Andere an den Fenstern emporkletterten. Einige waren mit Flinten und Hirschfängern bewaffnet, die Meisten schwangen Aexte, Hämmer oder dicke Knüppel in den Händen. An einigen Stellen riß man das Straßenpflaster auf und die Umstehenden versahen sich mit Steinen. Nola trat an das geöffnete Fenster, obwol ihr Begleiter sich alle Mühe gab, sie zurückzuziehen. Schon mehrmals hatte ihre bloße Erscheinung auf große Volksmassen eine bezaubernde Wirkung hervorgebracht, auch diesmal zweifelte sie nicht, daß die Bürger Neu Roms sich vor der Energie ihres Auftretens beugen würden. In der That, es war ein eigenthümlicher und seltsamer Anblick, wie sie, den dunkeln Mantel um die Schultern geworfen, mit fliegenden Locken und zornfunkelnden Blicken, in der Rechten die Pistole haltend, sich weit aus dem Fenster beugte, während dicht unter ihr eine wildbewegte Masse tobte und schrie und tausend Fäuste sich drohend gegen sie emporrichteten. Ein Versuch zum Sprechen mißglückte gänzlich, denn das Hohngelächter und Gebrüll von unten übertäubte ihre Stimme. Ohne Umstände spannte sie den Hahn und zielte auf einen der Rädelsführer unten, der sicherlich von ihrer Kugel gefallen wäre, hätte sie nicht der Allemannen-Senior in diesem Augenblick mit beiden Armen von hinten umfaßt und vom Fenster zurückgerissen, so daß der Schuß in die Luft ging. Im nächsten Augenblick flog ein Hagel von Steinen und Holzknüppeln gegen das Haus, der einen großen Theil der prachtvollen Spiegelfenster zertrümmerte. Heftige Schläge an die Thür verkündeten zugleich, wie die Menge sich bemühte, in das Haus zu dringen. —

„Fort! Fort von hier!“ rief der Senior, der die immer noch widerstrebende Tänzerin gewaltsam nach der Treppe zog. „Nur für den Augenblick gib nach. Du kannst zurückkehren, sobald sich der erste Sturm gelegt hat. Längeres Bleiben in diesem Augenblick aber hieße Dein Leben muthwillig opfern.“

Nola mochte einsehen, daß er Recht habe. Das immer wachsende Getöse brachte sie zur Nachgiebigkeit. Durch den Hofraum und Garten eilten beide nach einer kleinen Hinterthür und gelangten unbemerkt auf die Straße.

Zehn Minuten später, nachdem die Fürstin ihr Palais verlassen hatte, war die ganze prachtvolle Ausstattung demolirt, zerschlagen und auf die Straße geworfen. Als im Innern nichts mehr übrig geblieben, woran die Menge ihre Wuth hätte auslassen können, stiegen Einige sogar aufs Dach und begannen dort, die Schiefersteine abzudecken. Das Heranziehen des Militärs bewog sie jedoch, ihr Zerstörungswerk alsbald wieder aufzugeben. —

Während dieser Vorgänge auf den Straßen und öffentlichen Plätzen Neu Roms befand sich König Hans in den Gemächern seines Residenzschlosses in nicht geringer Angst und Verlegenheit. Nachdem ihm gemeldet worden, daß sich die Wuth des Volkes gegen seine Nola wende, und daß die Menge mit der Absicht umgehe, das von ihm für die Freundin erbaute Palais zu stürmen, war er in heftigen Zorn gerathen und hatte sogleich Befehl ertheilt, einige Regimenter ausrücken und von ihren Waffen Gebrauch machen zu lassen. Diesem an den Kriegsminister gerichteten Befehl mußte übrigens etwas langsam Folge geleistet worden sein, sonst wäre es nicht möglich gewesen, daß das Volk seine Absichten so vollständig erreicht hätte. König Hans war jedoch in der festen Meinung, es sei nunmehr Alles beigelegt und die Ruhestörer würden bald auseinander gejagt sein. Zu seinem größten Erstaunen lauteten aber die nachfolgenden Botschaften immer ungünstiger. Deputationen über Deputationen erschienen im Vorzimmer mit der dringenden Bitte, daß es Sr. Majestät gefallen möge, die Fürstin von Hansfeldt aus der Stadt zu verbannen, indem die Wuth des Volkes auf keine andere Weise zu besänftigen sei und der Stadt jedenfalls großes Unheil bevorstehe, wenn sich der König nicht zu diesem Schritt bewegen lasse. Als endlich gar noch Fürst Wallenfels erschien und im Namen des gesammten Cabinets dieselbe Bitte vortrug, erreichte des Königs Verlegenheit den höchsten Grad.

„Bluthunde, Bluthunde!“ rief er, in heftigem Eifer auf und ab schreitend. „Immer darauf ausgegangen seiend, von meinem königlichen Herzen zu reißen, was diesem Herzen durch die heiligsten Bande verwachsen, meine innigste Freude, meinen Trost im Alter — Menschen ohne Sinn für das Hohe und Erhabene, Alles mit dem Koth der eigenen Gemeinheit besudelnd — Ich, Euer König, der einzig Fühlende, der einzig Herz Besitzende inmitten dieses herzlosen Schwarms — —

Geht zum Teufel mit Eurer Krone, will sie nicht länger tragen, bin ihrer müde — —"

„Ew. Majestät wollen bedenken," nahm Fürst Wallenfels das Wort, „daß es sich nur um einen augenblicklichen Schritt zur Besänftigung der einmal so heftig entflammten Gemüther handelt. Es bleibt Ew. Majestät unbenommen, die Sache beliebig umzuändern. Wenn der Dame fürs Erste nur der Aufenthalt in der Hauptstadt untersagt würde, an jedem andern Ort des Königreichs — —"

„Schlechter Trost! Erbärmlicher Trost!" fuhr der König in derselben Weise fort. „Wozu hab' ich Sie an die Spitze des Cabinets gestellt, Fürst, wenn Sie nur da fortzufahren wissen, wo Herr von Kain aufhörte? Neue Grundsätze wollt' ich, neue Grundsätze, keine neuen Menschen. Aber man kommt aus dem Regen in die Traufe. Keiner taugt etwas, Alle sind Egoisten, Alle über einen Leisten geschlagen! Ich stehe allein und verlassen, — nicht ein Einziger meint es ehrlich mit mir! —"

Joseph Braun stürzte eilig herein.

„Majestät, — das Palais Ihrer Durchlaucht ist erstürmt und vom Volk gänzlich verwüstet worden!"

König Hans stampfte mit dem rechten Fuß auf den Boden, daß alle Geräthschaften im Zimmer erzitterten.

„Erstürmt und verwüstet? — Und das wagt man mir, dem König, zu hinterbringen? — Was thaten meine Behörden, um den Frevel zu verhindern? Wo steckten meine Soldaten, denen ich Befehl zum Einschreiten ertheilte? Unterhalte ich dafür die elenden Soldknechte, daß sie nur bei Paraden und Revuen ausrücken, unter meinen Fenstern „Hurrah" schreien — und sich dann in ihre Kasernen verkriechen, wenn es gilt, die Ordnung aufrecht zu erhalten und die befleckte Ehre ihres Königs rein zu waschen? — Sie sollen mir's entgelten! Ein schweres Strafgericht soll über sie ergehen. Wehe! Dreimal Wehe den Schuldigen! Führt mir ein Pferd vor! Ich will unter die Menge reiten, will sehen, ob dieses treubrüchige Volk es wagen wird, die Person seines Königs zu verletzen, wenn er sich einem Dienste der Menschlichkeit unterzieht."

„Majestät, stehen Sie ab von diesem gefährlichen Vorhaben," wandte Fürst Wallenfels ein. „Bevor Sie das Ausweisungsdecret der

dem Volk verhaßten Dame unterzeichnet haben, möchte es nicht rathsam sein, sich öffentlich zu zeigen, denn in solchen Momenten der Aufregung werden oft die heiligsten Verhältnisse mißachtet."

„Ausweisung? Wer denkt daran? Im Gegentheil, ich werde die Hand der unschuldig Verfolgten ergreifen, um sie ihren Feinden zu entreißen. Mein Pferd!"

„Ew. Majestät dürfen diese Mühe sparen," versetzte der Kammerdiener. „Die Fürstin befindet sich bereits in Sicherheit; sie ist in Begleitung ihres treuen Freundes, des Seniors der Allemannia, aus der Stadt entflohen."

„Mit einem Mappenbuben?" rief der König erschüttert. „Unmöglich! So tief kann sie sich nicht erniedrigen. Das ist eine Lüge!"

„Ein Augenzeuge hat es mir versichert, der sie in der Nähe ihres Palais mit dem Studiosus in den Wagen steigen sah."

„Unter solchen Umständen würden sich Ew. Majestät nur eine unwürdige Blöße geben, wenn Sie noch länger mit einer Maßregel zaudern wollten, die durch die Umstände so dringend geboten wird," sagte Fürst Wallenfels, indem er einen großen Bogen auf des Königs Schreibtisch ausbreitete. —

Neue Nachrichten über das Fortschreiten der Bewegung trafen ein. Der König schwankte lange, endlich aber ließ er sich zum Unterzeichnen bewegen. —

In den Straßen der Residenz wogten die Massen mit wildem Geschrei auf und ab. Militärabtheilungen waren an einzelnen Punkten erschienen, hatten sich aber alsbald wieder zurückgezogen. Als die königliche Proclamation bekannt wurde, der zu Folge die Fürstin von Hansfeldt aus dem Gebiet der Stadt verwiesen und ihr die Rückkehr dahin bei strenger Strafe verboten war, verwandelte sich die Wuth der Menge urplötzlich in den loyalsten Jubel. Alles drängte sich nach der königlichen Residenz und endlose „Hochs!" zu Ehren des Königs wurden ausgebracht.

Hans erschien auf dem Balcon vor seinen Gemächern, aber er war so bleich und ernst, wie ihn seine Unterthanen noch niemals gesehen. Mit einigen kalten Verneigungen dankte er für diese traurigen Beweise von Anhänglichkeit; dann entzog er sich rasch der neugierigen Menge.

Auf den unfreundlichen Tag war eine ſtürmiſche Nacht gefolgt. Dichte Finſterniß lag über den Straßen der Reſidenz, in die ſich der Regen ſtromweiſe ergoß. Da es unter freiem Himmel gar zu unwirthlich iſt, ſo müſſen wir alsbald ein ſchirmendes Obdach aufſuchen. Dies Mal aber führt uns der Faden unſerer Erzählung weder in des Königs Reſidenzſchloß, noch in die ehemals ſo wohnlichen und glänzenden, jetzt freilich verödeten und wüſten Gemächer der gefürſteten Tänzerin, ſondern auf das königliche Polizeibüreau, direct in das Arbeitszimmer des Chefs dieſes hochwichtigen Inſtituts, des Polizeidirectors Zobel. Es war heute ein harter Tag geweſen für den dienſteifrigen Mann. Während ſeiner ganzen Amtslaufbahn wußte er ſich keines ähnlichen zu entſinnen. Die geſammte Polizeimannſchaft war vom frühen Morgen an auf den Beinen geweſen; unzählige Rapporte waren eingelaufen, Befehle bald ertheilt, bald zurückgenommen, Verhaftete eingebracht und verhört, dicke Actenbündel geſchrieben worden, — kurz, es war eine Lebhaftigkeit ſonder Gleichen geweſen. Und noch am ſpäten Abend gönnten die Geſchäfte dem emſigen Director keine Raſt, denn es mußten die nöthigen Anordnungen für die Nacht getroffen werden. Obwol die Bevölkerung ſich vollſtändig beruhigt und ihre Zufriedenheit bereits zur Genüge in den zahlloſen Brauhäuſern und Schenken manifeſtirt hatte, obwol der Himmel einem abermaligen Ausbruche durch tüchtige Regengüſſe vorbeugte, ſo ließ ſich unſer Polizeidirector durch den Anſchein von Ruhe nicht in den Schlummer wiegen, wohl wiſſend, daß Vorſicht das erſte Erforderniß einer guten Polizei iſt.

Der Chef des Bureaus putzte die Feder aus, wuſch ſeine Hände zwar nicht in Unſchuld, aber in königlichem Reſidenzwaſſer und zog eben ſeinen Ueberzieher an, als einer ſeiner Untergebenen, ein Wächter der öffentlichen Sicherheit, in ganz durchnäßtem Mantel hereintrat.

„Nehme keinen Rapport mehr an!“ rief ihm Zobel entgegen, noch ehe er völlig im Zimmer war. „Der dienſtthuende Wachtmeiſter hat die nöthigen Inſtructionen, wende Er ſich an Den. Bei mir iſt Feierabend.“

„Um Vergebung, Ew. Gnaden, der Wachtmeiſter ſchickte mich herein. Haben einen ganz extra wichtigen Fang gemacht, müſſen Ew. Gnaden um Verhaltungsvorſchriften bitten.“

„Nimmt denn die Plackerei heute kein Ende? Geht's immer wie-

der von vorne an?“ fragte der Polizeivorstand etwas unwillig und verschloß dabei die Fächer seines Schreibpults. „Mach' Er nur geschwind! Was gibt's?“

„Wir bringen einen Arrestanten, Ew. Gnaden.“

„Ins Loch mit ihm bis morgen früh! Heute Abend wird kein Verhör mehr bewilligt.“

„Schauen, Ew. Gnaden, es ist aber kein rechter Arrestant, trägt nur die Kleidung eines solchen, — es ist eigentlich eine Arrestantin.“

„Macht keinen Unterschied. Eine königliche Polizei hat nichts mit der Galanterie zu schaffen; — das muß Ihm doch bekannt sein. Mit verkleideten Vagabundinnen wird am wenigsten Federlesens gemacht. Ins Loch bis zum Verhör, dann ins Spinnhaus!“

„Richtig, Ew. Gnaden,“ versetzte der Untergebene; „weil man aber bei Standespersonen Rücksichten zu nehmen pflegt, und weil die in Rede stehende Arrestantin eigentlich eine Person von sehr hohem Stande ist —“

„Hohem Stande? Er wird doch nicht den Eselsstreich gemacht haben, eine wirkliche Dame von Stande zu arretiren?“

„Eben deshalb wollten wir ja die Meinung Ew. Gnaden hören, ob diese Dame arretirungsfähig ist oder nicht. Wir bringen die Fürstin von Hansfeldt.“

„Wen?“ fragte der Polizeidirector, dem vor Schrecken sein Schlüsselbund aus den Händen fiel. „Ist Er des Teufels?“

„Wir fanden sie in einer entlegenen Straße, wo sie sich hinter einen Holzhaufen versteckt hatte. Dieweil sie nun zu denjenigen Personen gehört, denen der Aufenthalt in der Stadt untersagt ist, und da sie überdies als Studiosus verkleidet war, was gegen eine sonst streng aufrecht erhaltene Polizeivorschrift verstößt, so glaubten wir's unserm Amte schuldig zu sein, sie in Gewahrsam zu nehmen.“

Der Polizeidirector rieb sich die Stirn und schüttelte den Kopf.

„Hm! Hm! Höchst kitzlicher Fall,—mir noch niemals vorgekommen in meiner Amtspraxis. Da die Simpels einmal so dumm waren, nicht zur rechten Zeit ein Auge zuzudrücken, so dürfen wir sie nicht mehr laufen lassen, aber wir müssen uns auf der anderen Seite auch hüten — — Ja, ja, so geht's. Weiß Er was: — führ' Er die Dame —“

„Ins Loch, Ew. Gnaden?“

„Dummkopf! Eine Stiege hoch, ins kleine Sitzungszimmer — weiß Er?“

„Richtig, Ew. Gnaden.“

„Sag Er ihr, daß ich selber gleich kommen würde —“

„Zum Verhör?“

„Halt Er's —! Daß Er sich nicht unterfteht, ein solches Wort fallen zu lassen. Ich komme, um — um ihr meine schuldige Aufwartung zu machen. Damit Holla! Vorwärts!“

Der glückliche Fänger marschirte hinaus. Zobel zog den Ueberrock wieder herunter, bürstete den Dienstfrack aufs Beste aus, holte ein Paar Glacéehandschuhe aus der Rocktasche und ging einige Mal im Bureau auf und ab, um sich auf den Empfang der hohen Gefangenen gehörig vorzubereiten.

Als er in das Zimmer des mittleren Stockwerks gelangte, wohin er seine Arreftantin hatte bringen lassen, fand er sie auf einem Sessel sitzend, den Kopf auf den rechten Arm gestützt, mit der Hand die Augen bedeckend. Ein weiter Mantel hüllte ihre ganze Gestalt ein, ließ jedoch erkennen, daß sie darunter männliche Kleidung trug. Eine kleine Studentenmütze bedeckte ihren Kopf, vermochte jedoch nicht, das reiche Haar zu verbergen, das sich in wirren Locken darunter hervordrängte. Die Aufregung und Anstrengung des letzten Tages verrieth sich deutlich in ihrer ganzen Erscheinung, denn sie war bleich, abgespannt und erschöpft. Das Eintreten des Polizeidirectors schien sie nicht im mindesten zu stören. Zobel wünschte ihr mit ceremonieller Verbeugung einen guten Abend, erhielt jedoch keine Antwort. Da er sah, daß ihre Kleidung ganz durchnäßt und sie selber von der Kälte offenbar angegriffen war, ließ er sogleich für Erwärmung des Zimmers sorgen. Als das Holzfeuer lustig im Ofen praffelte, rückte er einen Sessel dicht neben die Tänzerin und eröffnete seine Unterhaltung.

„Es war sehr unvorsichtig von Ihnen gehandelt, mein Fräulein, in einer solchen Nacht sich der rauhen Witterung auszusetzen und hierher zurückzukehren, da Ihnen doch sicherlich bekannt sein wird, daß in Folge eines Allerhöchsten Befehls Ihr fernerer Aufenthalt in dieser Stadt durchaus nicht statthaft ist.“

Er hielt inne, in der Erwartung, daß sie etwas darauf erwidern würde, aber sie beharrte in ihrem Schweigen.

„Durch Ihre verwegene Rückkehr sind Sie eigentlich schon in strenge Strafe verfallen, mein Fräulein, und ich wäre genöthigt, diese Strafe über Sie zu verhängen, falls ich genau nach Allerhöchstem Befehl handeln wollte."

Abermals keine Antwort. —

„Sie werden jedoch in mir einen Mann finden, mein Fräulein, der die unabweislichen Pflichten seines harten Berufs mit möglichster Schonung zu vollziehen bereit ist. Ich hoffe dagegen, Sie leisten keinen unnützen Widerstand, wenn ich darauf dringen muß, daß Sie vor Tagesanbruch die Stadt wiederum verlassen und keinen weiteren Versuch zur Rückkehr unternehmen." —

Nola richtete den Kopf ein wenig empor und sah den Polizeidirector mit so durchdringenden Blicken an, daß selbst das Auge der Polizei nicht Stand zu halten vermochte, sondern verlegen zu Boden kroch.

„Ich möchte vor allen Dingen an Ihnen einen Mann finden, der die Regeln des Anstandes kennt und weiß, wie er mit einer Dame meines Ranges zu reden hat," sagte die Gefangene mit einem eigenthümlichen Ausdruck von Hoheit und Würde.

Der Polizeichef war über diese Antwort höchlich verdutzt, denn er hatte etwas ganz Anderes erwartet. Eingedenk jedoch seiner Autorität und Machtvollkommenheit an diesem Orte, erwiderte er:

„Es würde Ihnen besser anstehen, mein Fräulein, sich mit Demuth und Ergebenheit in die Umstände zu schicken, anstatt einen so hochfahrenden Sinn zur Schau zu tragen."

Nola fuhr heftig empor.

„Werden Sie bald für gut finden, eine angemessenere Sprache gegen mich anzunehmen, mein Herr? Sehnen Sie sich so sehr danach, Ihres Amtes entsetzt zu werden? — Es kann Ihnen blühen, denn glauben Sie ja nicht, daß meine Macht auf so schwachen Füßen steht, um von einem unsinnigen Pöbelhaufen gebrochen zu werden. In wenigen Tagen nehme ich meine frühere Stellung ein — und dann sind Sie der Erste, der meine Rache empfinden soll."

Dem Polizeidirector lief es eiskalt über den Rücken, war er doch Weltmann genug, um zu wissen, daß einer Nola Mola Alles möglich sei.

„Beſänftigen Sie ſich, mein gnädigſtes Fräulein; es lag ja durchaus nicht in meiner Abſicht — —“

„Durchlaucht haben Sie mich zu nennen!“ herrſchte ſie ihn an. „Hat der König den mir verliehenen Rang zurückgenommen?“

„Keineswegs, Ew. Durchlaucht, keineswegs! Es war ein großer Fehler von mir — — Ich überlegte nicht gleich — — Es hat ſeine volle Richtigkeit, kein Menſch kann Ew. Durchlaucht den wohlerworbenen Rang abſprechen.“

„Gut, mein Herr. Sie werden alſo auch begreifen, daß eine Dame von ſolchem Rang nicht ſo kurzer Hand, wie Sie es vorhin wünſchten, die Stadt verlaſſen kann.“

„Freilich wol, Ew. Durchlaucht, allein der gemeſſene Befehl des Königs, dem ich als Staatsdiener doch gehorchen muß —“

„Halten Sie ſich an mein Wort. Ich werde die Stadt unter keiner Bedingung verlaſſen, wenn Sie mir nicht augenblicklich die Gelegenheit verſchaffen, den König zu ſprechen.“

„Beſte, hochgeſchätzteſte Durchlaucht!“ rief Zobel heftig erſchrocken. „In dieſer abſcheulichen Nacht, — wie ſtände es in meiner Gewalt, Se. Majeſtät zu bewegen — —?“

„Das Wie ſollen Sie durch mich erfahren. Wollen Sie mir verſprechen, ein Billet ſogleich an den König zu beſorgen?“

„Wie kann ich das, Durchlaucht? Es wäre ja ganz gegen Herkommen und Etikette, wenn ich noch zu ſo ſpäter Stunde Se. königliche Majeſtät beläſtigen wollte.“

„Fürchten Sie meinen Zorn! Ich werde dieſen Ort nicht verlaſſen, werde bis zum nächſten Tage hier verbleiben — und über Sie kommt die Verantwortung!“

„Auf der königlichen Polizei? Ew. Durchlaucht, die durch Allerhöchſte Ordre aus der Stadt verwieſen ſind, wollen gar auf der Polizei Quartier nehmen? Nimmermehr! Es könnte mich mein Amt, meine Reputation koſten! Geben Sie das Billet her, Durchlaucht. Ich eile ſelber nach Hofe; es ſoll beſtens beſorgt werden.“

Geſchäftig holte er das Schreibzeug herbei. In wenigen Minuten hatte Nola einige Zeilen geſchrieben und verſiegelt. Als der Polizei-Vorſtand ſich damit entfernt, rückte ſie ihren Seſſel ganz nahe zum Ofen, der jetzt eine behagliche Wärme ausſtrahlte, und überließ ſich

ihrem Nachdenken, wozu es ihr gewiß nicht an Stoff gebrach. Noch war keine Stunde verstrichen, als ihr Briefbote eilig wieder hereintrat mit der Nachricht, daß Se. Majestät sich entschlossen habe, ihr eine Unterredung zu bewilligen und alsbald hier sein werde. Mit großer Sorgfalt traf Zobel die nöthigen Vorkehrungen, damit der nächtliche Besuch des Königs auf der Polizei tiefes Geheimniß bleibe und nicht etwa durch einen der wachehaltenden Polizisten verrathen würde. —

Es war wenige Minuten vor Mitternacht, als König Hans zu Fuß und ohne alle Begleitung vor dem Polizeigebäude anlangte. Der Director empfing ihn mit stummen Bücklingen an der Thür und geleitete ihn die Stiege hinauf bis vor das Zimmer, in welchem Nola ihren hohen Beschützer erwartete. Ein bedeutungsvoller Wink des Königs belehrte ihn, daß seine Nähe nicht länger erforderlich sei, und gehorsam zog er sich nach seinem Bureau im unteren Stockwerk zurück.

Die Neugier folterte den Polizeidirector im höchsten Grade, aber dennoch wagte er nicht, die Unterredung des Königs mit der Tänzerin zu belauschen. Die Zeiger an der Wanduhr seines Bureaus standen auf halb Eins, als er oben die Thür öffnen und den König herabkommen hörte. Gleich darauf trat Hans zu ihm ins Bureau. Zobel erschrak beim Anblick des Monarchen, der todtenbleich war und sich kaum aufrecht zu erhalten vermochte.

„Einen Trunk Wasser, Herr Polizeidirector!“ sagte der König mit schwacher Stimme.

Rasch flog Zobel nach einem Schrank und holte eine Bouteille hervor.

„Geruhen Ew. Majestät, ein Glas Wein zu nehmen? Es ist Klingenheimer, Vierundvierziger, ein ganz vortreffliches Gewächs. Ew. Majestät fühlen sich schwach — ich will nicht hoffen, daß ich das Unglück gehabt hätte, mir Allerhöchstdero Mißfallen durch mein Verhalten zuzuziehen — —“

„Durchaus nicht, mein Lieber! Da Sie mit Umsicht gehandelt habend, den richtigsten Weg einschlugen, bin ich Ihnen dankbar. — Kräftiger Wein, sehr kräftig. War nur eine Anwandlung von Schwäche, — leide öfters daran, — ist bereits vorüber. — Wegen der Dame wollt' ich nur noch bemerken: — es bleibt bei meiner Verordnung. Sie verläßt vor Tagesanbruch die Stadt und wird nicht zurückkehren. Be-

sorgen Sie sogleich einen Wagen. Halten Sie auch Alles hübsch geheim. Niemand darf um die Rückkehr der Dame, Niemand um meinen Besuch wissen — verstehen Sie? — Niemand!"

„Verlassen sich Ew. Majestät darauf, das Geheimniß soll mit mir begraben werden."

„Noch Eins, lieber Polizeidirector! Es ist Ihre Durchlaucht die Fürstin von Hansfeldt, für deren Abreise Sie zu sorgen haben. Vergessen Sie das nicht!"

„Verstehe, Majestät! Ich werde mir die Zufriedenheit der Durchlauchtigsten Fürstin zu verdienen wissen."

Der König hüllte sich fest in seinen Mantel und verließ das Polizeigebäude.

Ein offener Reisewagen, mit zwei Postpferden bespannt, fuhr langsam an einer steilen Höhe hinauf. Der Postillon ging neben den Pferden her und blies ein lustiges Lied auf seinem Horn. Die vollen Töne schallten weithin durch die frische, klare Morgenluft und brachen sich im Widerhall an den benachbarten Bergen. Die Sonne war noch nicht lange emporgestiegen, aber ihre mächtigen Strahlen hatten das Gewölk der Nacht bereits zerstreut. Der Himmel war rein und klar, kaum hin und wieder ließ sich ein leichter Nebelstreif auf dem dunkelblauen Grunde wahrnehmen. Eine eigenthümliche Ruhe lag über der ganzen Landschaft. Auf den Feldern ertönte weder der trillernde Gesang der Lerchen, noch das muntere Lied der Schnitter und Landmädchen. Es war Winterszeit. Die Lerchen hatten sich in eine wärmere Zone begeben, der Landmann feierte in seiner Hütte, die Natur selbst ruhte aus und bereitete sich vor für die Schöpfungen des kommenden Frühlings.

Auf die beiden Reisenden im Wagen, eine Dame mit einem Herrn, schien die Stille rings umher gleichfalls zu wirken. Keines sprach ein Wort, beide blickten stumm hinaus auf die leeren Felder und in die blaue Ferne. Die Dame lehnte bequem in einer Ecke des geräumigen Wagens; sie war so tief verhüllt, daß nur ihre funkelnden Augen und die hohe, weiße Stirn sichtbar blieben, aber dennoch erkennen wir sogleich die spanische Tänzerin, die flüchtige Fürstin. Ihr Genosse im Unglück,

ihr Begleiter auf der Flucht war kein Anderer, als der Allemannen-Senior Hugo Meiſſel. Er ſaß ihr gegenüber auf dem Rückſitz des Wagens, zuweilen fielen ſeine Blicke mit einem mitleidigen Ausdruck auf die Freundin, und er ſuchte zärtlich ihre Hand zu faſſen oder zog ihr den Mantel noch ſorgfältiger über die Schulter, um ſie vor der kalten Morgenluft zu ſchützen.

Der Wagen war auf der Höhe des Berges angelangt. Die Pferde, denen die Straße hinlänglich bekannt war, ſtanden von ſelber ſtill, um ſich auszuſchnaufen, denn ſie wußten, daß es jetzt im ſcharfen Trabe bergab ging. Noch einmal ſtieß der Schwager kräftig in ſein Horn und ſchob es dann auf den Rücken, weil er den Hemmſchuh an das hintere Rad befeſtigen mußte. Die beiden Reiſenden richteten ſich von ihren Sitzen auf und blickten rückwärts nach der Gegend, von wo ſie hergekommen waren.

„Die Thürme Neu Roms," rief Meiſſel. „Sieh, wie ſie dort hinten in der Sonne blinken! Wenn man die Stadt ſo friedlich, ſo ſtill aus der Ferne liegen ſieht, ſollte man nicht denken, daß auf dem kleinen Fleck ſo viel Neid, ſo viel Bosheit Raum finden könnte."

„Und ſo viel Luſt und Glück!" fügte Nola etwas wehmüthig hinzu.

„Es waren ſchöne, herrliche Tage, die wir dort unten verlebt hatten," fuhr der Senior fort. „Jetzt ſind ſie dahin, im Strome der Zeit verſunken. Sic transit gloria mundi!"

„Nur kein Latein!" entgegnete die Tänzerin, die ſich ihrer Anwandlung von Sentimentalität zu ſchämen begann und ihre gewöhnliche Heiterkeit anzunehmen ſuchte. „Ich kann die Sprache nicht leiden. Sie klingt ſo altersgrau und vermodert, daß man ſchon bei ihrem Anhören alle friſche Lebensluſt verliert."

„Aber ſie paßt zu unſerer jetzigen Stimmung. Auch wir leben ja noch in der Vergangenheit."

„Wer ſagt Dir das? Fort mit Dem, was geweſen iſt; es war vielleicht ſchön, aber unſer Klagen und Philoſophiren ruft es nicht zurück. Vorwärts wollen wir blicken, nicht rückwärts. Dort dehnt ſich die liebliche Alpenwelt Tyrols vor uns aus. Nach dem Süden führt unſer Weg. In der milden Luft Italiens, dem Vaterland der Kunſt und Liebe, werden die Wunden, die uns die Vergangenheit ſchlug, raſch

heilen. Der Zukunft aber gehört unser Streben; wer weiß, was sie uns noch bringt!"

Der Senior antwortete nicht, sondern nahm schweigend seinen früheren Sitz wieder ein. Er dachte im Stillen, daß ihm die Zukunft weniger Erfreuliches bringen würde, als seiner glücklicheren Gefährtin.

„Fahr zu, Schwager!" rief Nola. „Hurrah! Wie die frische Gebirgsluft kräftigt und belebt! Fahr zu ins Tyrolerland!"

Der Postillon hatte sich auf den Bock geschwungen, knallte lustig mit der Peitsche und im Galopp sauste der Wagen bergabwärts.

Mehrere Monate waren seit Nola's Vertreibung aus Neu Rom verstrichen. Bei den Bewohnern der Stadt war sie schon fast in Vergessenheit gerathen und nur selten noch nannte man ihren Namen. Einer aber konnte sie sobald nicht vergessen, denn sie hatte ihn mit glühenden Ketten an sich zu fesseln gewußt und er hätte Krone und Reich hingegeben, wenn dadurch ihr ausschließlicher Besitz, ihre unerschütterliche Treue zu erkaufen gewesen wäre. Seit Nola's Verlust war mit König Hans eine bedeutende Veränderung vorgegangen, äußerlich wie innerlich. In der kurzen Frist hatte er dem Anschein nach um mehr als zehn Jahre gealtert. Seine ehemalige Lebhaftigkeit war dahin, selbst die Kunst vermochte ihn nicht mehr aufzuheitern. Niemand hatte wieder ein Lächeln auf seinen Zügen gesehen. Die Künstler, gegen die er sich sonst so großmüthig gezeigt, und denen es an Beschäftigung niemals gefehlt hatte, gingen müßig, und einer nach dem andern verließ mißvergnügt die Residenz.

Am politischen Himmel waren inzwischen heftige Stürme heraufgezogen. Die französische Revolution hatte sich wie eine fliegende Windsbraut über Deutschland ausgebreitet; auch im Vaterland der Legitimität und der von Gott eingesetzten Souveraine erzitterten die Throne und die Inhaber derselben beeilten sich, ihren leichtgläubigen Völkern die verlockendsten Dinge zu versprechen, um nur nicht mit Louis Philipp die fatale Reise über den Canal antreten zu müssen. Auch die gemüthliche Stadt Neu Rom blieb nicht verschont. Ihre Bürger, die eine Woche zuvor nur die wichtige Frage verhandelt hatten, ob im

laufenden Jahr der „Bock“ ebenso gut und zu denselben Preisen ausgeschenkt werden möchte, als im verflossenen, fühlten sich urplötzlich als souveraines Volk und verlangten gebieterisch Preßfreiheit, Versammlungsrecht und deutsches Parlament. Zum großen Schrecken des Clerus schien diese Dreieinigkeit in den sonst so frommen Gemüthern die früher allein übliche von Vater, Sohn und heiligem Geist verdrängen zu wollen. König Hans wußte sich in die neue Gestaltung der Dinge nicht zu finden. Das Regieren war ihm ohnehin zur Last, nachdem er die wetterwendischen Launen des Volkes so hinreichend kennen gelernt hatte. Als er sah, daß Widerstand ganz unnütz war, legte er die Krone nieder und übergab das Regiment seinem ältesten Sohne, dem gesetzmäßigen Thronfolger. Dieser bewilligte sogleich beim Antritt seiner Regierung zwar nicht aus Herzensgrund, sondern aus fataler Nothwendigkeit die sämmtlichen Forderungen des Volkes.

Neu Rom schwamm in einem Meer von Jubel. Am Abend des hochwichtigen Tages, an welchem das erste Edict des zweiten Hans erschienen war, erglänzten die öffentlichen Gebäude der Stadt und viele Privatwohnungen in festlicher Illumination. Die Menge drängte sich durch die Straßen und schlürfte in langen Zügen die ungewohnte Luft der Freiheit. Zum ersten Mal seit undenklichen Zeiten genossen die Bürger eine Feier, ohne durch flegelhafte Polizeischergen und grobe Gensd'armen gestört zu werden; wo sich ein Glied dieser jetzt nicht beneidenswerthen Stände öffentlich blicken ließ, da befleißigte es sich einer fabelhaften Höflichkeit, denn die Absetzung ihres Chefs, des hochverdienten Herrn Zobel, der das Loos so mancher deutschen Polizeivorstände der damaligen Zeit getheilt hatte, war ihnen eine einschüchternde Warnung.

Mitten durch das Gewühl der Menge schritt ein hochgewachsener, von Alter oder Kummer etwas gebeugter Mann nach der Gegend, wo das Palais der ehemaligen Fürstin von Hansfeldt stand. Ein Begleiter folgte ihm in einiger Entfernung. Als beide vor dem dunkeln, verödeten Palais, das einen seltsamen Contrast zu der glänzend erleuchteten Nachbarschaft bildete, angelangt waren, schloß der Letztere das Thor auf und beide traten ein. Sie tappten im Finstern die Treppe hinauf nach dem Zimmer, welches ehemals von der Tänzerin bewohnt worden, wo der Begleiter einige Wachskerzen anzündete. Es war König

Hans, der in Begleitung seines ergebenen Kammerdieners diese Räume besuchte. Im Innern des Palais befand sich noch Alles in derselben Verwüstung, die das erbitterte Volk angerichtet hatte. Absichtlich war nicht das Mindeste weggeräumt oder ausgebessert worden.

Die prachtvollen Möbel waren beschmutzt und zertrümmert, Vorhänge und Gemälde herabgerissen, selbst die kostbare Tapete hing an einzelnen Stellen in Fetzen von der Wand.

König Hans war ans Fenster getreten und blickte hinunter auf den freien Platz, wo die Menge sich auf und ab drängte. Er war aufs Heftigste bewegt, und der Kammerdiener glaubte sogar ein leises Schluchzen zu vernehmen. Vorsichtig näherte er sich seinem Herrn und sagte in bittendem Ton:

„Majestät, geruhen Sie diesen Ort zu verlassen! Die Erinnerung an die Vergangenheit scheint zu heftig auf Sie zu wirken. Bedenken Sie Dero geschwächte Gesundheit — —“

„Laß Er mich, Braun, laß Er mich!“ entgegnete der König mit halblauter Stimme. „Es ist ja das letzte Mal, daß ich diesen Ort sehen, diese Räume betreten will, in denen *sie* einst geweilt, an der meine ganze Seele gehangen.“

„Aber königliche Majestät, Sie hatten sich doch selber von der Treulosigkeit der Fürstin überzeugt — —“

„Treulos — und doch so liebenswürdig, so unwiderstehlich! — Laß Er mich noch einen Augenblick an der Stelle stehen, wo *sie* zuletzt gestanden — und mit ihren feuersprühenden Blicken einem wüthenden Volkshaufen begegnete. Volk, Volk — wie ungerecht, wie undankbar bist du! Was that ich dir, daß du mein Herzblut trankst, mein Lebensglück zerstörtest? Da jubeln sie dort unten über neue Freiheiten — nicht gewahrend die Ketten, die bald hinter ihrem Rücken geschmiedet werden, stärker, haltbarer als die alten; da illuminiren sie Häuser — beibehaltend die Dunkelheit in den eigenen Köpfen. Meine Zeit um seiend, mein Ziel so wenig erreichen, wie den Kölner Dom vollenden gekonnt habend — was kümmert mich der Quark? Ein König ohne Krone, — ein Dichter ohne Liebe — — Er hat Recht, Braun, es ist besser, wir gehen wieder. Die Luft in diesen Räumen ist zu schwül für mich, kann sie nicht ertragen. Laß er die Bücher und die Bilder morgen ins Schloß schaffen. Das Haus wird verkauft. Der Erlös

soll der Eigenthümerin übermacht werden; sie wird das Geld gebrauchen können.“ —

Schweigend schritten beide durch die verwüsteten Gemächer und verließen das einsame Palais. —

Am nächsten Tage reiste König Hans nach einem kleinen Lustschloß an der Landesgrenze, wo er den Rest seines Lebens zu verbringen gedachte. Der Aufenthalt in der ihm einst so theuern Residenz hatte keine Reize mehr für ihn. Seine Muse blieb gänzlich verstummt. Der Freiherr von Cotta soll ihn aufs Dringendste um einen zweiten Band seiner Gedichte gebeten haben, namentlich um diejenigen, die zu Nola's Zeiten geschrieben wurden; jedoch ohne Erfolg. Ob der Dichter-König die spätern Erzeugnisse seines Geistes für zu schlecht für die Welt, oder die Welt für zu schlecht für seine Gedichte gehalten — darüber vermag ich dem Leser keine Auskunft zu geben. —

Nola flog in die weite Welt hinaus. Ihre Laufbahn war noch nicht abgeschlossen, denn die Zukunft brachte ihr auch in fernen Landen noch manche süße Stunde, die schönsten aber mochten doch in Neu Rom geblieben sein. Der Ex-Senior der Allemannia erfreute sich ihrer Gunst nicht gar lange; er vollendete später seine Studien an einer kleinen deutschen Universität und hatte wenigstens den Einen Gewinn davongetragen, daß er dort von Alt und Jung als halbes Wunder angestaunt und vom schönen Geschlecht nicht wenig beliebäugelt wurde.—

König Hans hatte seine theure Freundin niemals wiedergesehen, wenn er sie aber hätte sehen können, würde er vielleicht verwundert ausgerufen haben: „Auch an i h r der Sturm der Zeit nicht spurlos vorübergegangen seiend!?“

Mein Onkel Fiſcher in Baltimore.

(Geſchrieben 1856.)

Es war ein wunderschöner Herbstmorgen und die liebe Gottessonne glitzerte an ihrem beneidenswerth erhabenen Standpunkt wie ein neuer Champagnerthaler, der eben aus der Münze kommt, als ich, leichten Sinnes und leichten Beutels, meinen guten Ziegenhainer in der Rechten und ein durchaus nicht ins Gewicht fallendes Reisesäckchen an der Linken, vor dem Eisenbahnbureau an der Jersey City Fähre erschien und meine ganze Person vor dem kleinen Schiebfensterchen, hinter welchem ein baumlanger dürrer Kerl mit einer goldnen Brille auf der Nase Wache hielt, Posto fassen ließ.

„Ein Billet nach Baltimore!"

Klapp! Klapp! ging's drinnen und ein schmaler, länglicher Papierstreif, zur Hälfte grün und zur Hälfte gelb, ward mir herausgereicht.

„Sechs Dollars!"

Alle Teufel! Gerade soviel, wie man mir im Shakespeare Hotel vorhergesagt hatte. Das Reisen in Amerika scheint ganz gewaltig kostspielig. Ich öffnete mein Portemonnaie; da lagen sechs Goldstückchen so einträchtig beisammen wie Geschwister, und mir that's in der Seele weh, zwei davon für die bunten Papierschnitzel opfern zu müssen.

„Komm' ich dafür aber auch bis nach Baltimore?" fragt' ich mit Zusammenraffung aller meiner Kenntniß vom Englischen.

„Bis nach Baltimore, mein Herr, einschließlich des Fährgeldes," lautete die Antwort.

Beruhigt, wenigstens in dieser Beziehung bis an Ort und Stelle keine weiteren Ausgaben zu haben, schritt ich eilig auf das Boot zu, dessen Ketten bereits zur Abfahrt gelöst wurden. In wenigen Minuten war das jenseitige Ufer von Jersey erreicht. Dem Schwarm der übrigen Passagiere folgend, sah ich mich alsbald auf dem Philadelphia Bahnhof, wo der Zug zur Abfahrt schon bereit stand. Von allen Seiten quetschte und drängte man sich in die Wagen, die im Nu ge-

füllt waren. Dank meiner schmalen Leibesbeschaffenheit und meinem wenigen Gepäck, gelang es mir gleich, im hintersten Wagen, den ich deshalb vorzog, weil man darin, wie man mir gesagt hatte, bei Unglücksfällen am sichersten sei, einen bequemen Sitz zu finden. "All on board!" krächzte eine heisere Stimme, ein Glöckchen läutete, die Locomotive pfiff — mit einem kräftigen Ruck setzte sich der Zug in Bewegung.

Ich war also auf dem Wege nach Baltimore. Was ich in Baltimore wollte? Um das deutlich zu machen, muß ich in die Vergangenheit zurückgehen.

An meinem 19. Geburtstage, der diesmal gerade auf einen Sonnabend fiel, war ich aus der Lehre getreten. Fünf lange Jahre hatte ich dem Studium der edlen Buchbinderkunst obgelegen, hatte mich zwar nicht viel mit dem inneren Gehalt der Schriftsteller und Classiker, desto mehr aber mit ihrer äußeren Ausstattung befaßt, verstand das Glätten und Vergolden aus dem Fundament und wußte überdies die zierlichsten Etui-Arbeiten anzufertigen, die nur jemals aus der Hand eines mit Kleister und Pappdeckel umgehenden Künstlers hervorgegangen sind. Alle diese Geschicklichkeit verdankt' ich meinem braven Meister, einem angesehenen Bürger meines Geburtsstädtchens, der mich während meiner ganzen Lehrzeit mit Liebe und Güte behandelt und dessen gewichtige rechte Hand mit meinen Ohren und meinem Rücken nur bei einigen wenigen, im menschlichen Verkehr leider unvermeidlichen Veranlassungen in Berührung gekommen war. Am erwähnten Sonnabend veranstaltete der Meister mir zu Ehren ein solennes Nachtessen, wobei mir, als nunmehrigem Gesellen, zum ersten Mal die Ehre ward, unmittelbar neben der Frau Meisterin zu sitzen und mit ihr auf mein zukünftiges Glück und Wohlergehen anzustoßen. Tags darauf, am Sonntage, wiederholten sich ähnliche Feierlichkeiten im Schooß meiner eigenen Familie. Man betrachtete mich von heute an als einen erwachsenen, selbstständigen Menschen, und dieses Bewußtsein hatte für mich selbst etwas überaus Erhebendes und Befriedigendes. Nach aufgehobener Mahlzeit, als die Mutter mit den Schwestern den Tisch abräumte, meine jüngeren Brüder sich draußen auf der Hausflur tummelten und der Vater in der Sophaecke saß und sich die gewöhnliche Nachmittagspfeife angezündet hatte, kam das Gespräch, wie ganz

natürlich, auf die Zukunft und auf das, was ich als wohlconditionirter Buchbindergeselle zunächst beginnen sollte.

„Du wirst uns jetzt bald verlassen, Fritz," sagte mein Vater. „Ein junger Mensch in Deinem Alter und unter Deinen Verhältnissen muß hinaus in die Welt und unter Menschen. Das Daheimhocken thut kein gut. Du mußt jetzt auf eignen Füßen stehen lernen und Dir selber forthelfen."

Der Alte sprach mir aus der Seele. Die Welt zu sehen und mit anderen Menschen in Berührung zu kommen, das war längst mein Wunsch gewesen, obwol ich mit Denen, die mir bisher nahe gestanden, alle Ursache zur Zufriedenheit hatte.

„Freilich, Vater, ich will auf die Wanderschaft," lautete meine Antwort.

„Ich dächte, Du gingst erst einmal nach Frankfurt hinüber. Das ist eine große Stadt, wo man viel sieht und etwas lernen kann. Findest Du dort Arbeit, so hast Du damit auch Gelegenheit, Dich gehörig auszubilden."

Mir war's schon recht, doch hatt' ich mir so unter der Hand eigentlich ein anderes Plänchen ausgesonnen.

„Es ziehen jetzt so viele junge Leute nach Amerika, Vater. Dort, mein' ich, müßte man's am ehesten zu 'was bringen können."

Mein Alter that drei bedächtige Züge und setzte dann die Pfeife neben sich auf den Boden. „Hm, ja, nach Amerika, — hättest Du etwa auch Lust?"

„Warum nicht, Vater? Müller's Gottlieb hat vor drei Wochen wieder geschrieben; er kann's nicht genug loben. Von Burkhart's reisen zwei fort, und der Gevatter Sälzer will sich mit der ganzen Familie aufmachen."

„Er thut vielleicht wohl daran," versetzte mein Vater. „Die Zeiten werden hier immer schlechter, und für eine zahlreiche Familie ist sicherlich drüben mehr Raum. Hat mich manchmal schon gereut, daß ich vor zehn Jahren, als mir mein Stiefbruder Philipp, der sich in Baltimore ansäßig gemacht hat, so einladende Briefe schrieb, nicht hinüber zu ihm ging, wo ich's wol auch noch zu 'was Ordentlichem gebracht hätte."

„Der Onkel Philipp; — er hat jetzt lange nichts von sich hören lassen.“

„Fünf, sechs Jahre mögen's sein — vielleicht auch sieben; die Zeit verstreicht, man weiß nicht wie.“

„Auf unsere Briefe kam immer keine Antwort?“

„Zwei Mal hab' ich ihm noch geschrieben; dann dacht' ich, er müßte wol seinen Wohnsitz verändert haben und die Adresse möchte nicht mehr richtig sein. Seinem letzten Briefe nach zu schließen, hatte er Lust, weiter nach dem Süden zu ziehen, wo der Zucker wächst und die Baumwolle gebaut wird, um dort Plantagenbesitzer zu werden.“

„Was ist das eigentlich, Vater?“

„Hm, ein profitables Geschäft, kostet wenig Arbeit und macht einen reichen Mann immer noch reicher. Man kauft sich ein großes Gut sammt allem Inventar, worunter man bei uns Pferde, Kühe, Schafe ꝛc., dort aber so und so viel Dutzend Sclaven versteht, pechschwarze Kerle, die in der heißen Sonnengluth herrlich arbeiten können. Natürlich ist man selber dann aller anstrengenden Arbeit überhoben. Man lebt wie unser Herrgott in Frankreich, und braucht nur das zu verzehren, was Andere herbeischaffen müssen.“

„Was Du sagst, Vater! Und so ein Leben führt jetzt der Onkel Philipp?“

„Er ist längst ein großer, reicher Herr geworden, das steht fest. Wahrscheinlich hat er sich so an die Bequemlichkeit gewöhnt, daß er nicht einmal eine Feder zum Schreiben ansetzen mag, und weil seine schwarzen Sclaven nicht deutsch schreiben können, kriegen wir jetzt keinen Brief mehr von ihm.“

„Was meinst Du, Vater,“ versetzte ich nach einer Pause, während welcher mein Alter wieder einige nachhaltige Züge aus der Pfeife gethan hatte, „was meinst Du, wenn ich den Onkel Philipp in Amerika aufsuchte und mir von ihm ein bischen mit Rath an die Hand gehen ließe, wie man wol mit der Zeit so ein Plantagenbesitzer werden könnte?“

„Hm, ja, hast Recht, Fritz; war auch schon mein Gedanke. 's ist ein wunderbares Land da drüben; Manchen kommt dort das Glück im Schlafe, der's hier im Wachen nicht erfassen konnte. Und übermäßiger Verstand soll gar nicht einmal nöthig sein, wie mir mein Bruder

früher schon geschrieben hat. Ja, ja, wir wollen uns das Ding überlegen. Das Beste ist, Du ziehst jetzt nach Frankfurt und arbeitest dort ein halbes Jahr auf Deiner Profession, um Dich erst noch ein bischen besser einzuschießen und an fremde Menschen zu gewöhnen. Bist Du bis gegen Herbst hin noch willens, Dein Glück in Amerika zu versuchen — in Gottes Namen, ich stehe Dir nicht im Wege; der Reisepfennig soll auch pünktlich bereit liegen." —

Gesagt, gethan. Acht Tage später trat ich schon als Geselle ein bei einem Meister in der Fahrgasse, nicht weit von der Sachsenhäuser Brücke. In Frankfurt gefiel mir's gut genug, am wenigsten freilich in unserer Werkstätte, wo ich doch die meiste Zeit stecken mußte. Der Meister war streng, er hielt auf Fleiß und Pünktlichkeit, und während der Arbeitszeit durfte bei ihm nicht geflunkert werden. Da ist mir's manchmal sauer geworden beim Falzen und Heften, und wenn's nun gar an's Vergolden ging, da hüpfte mir's mitunter in den Fingerspitzen und in den Kniekehlen, daß ich Alles aus der Hand werfen und auf und davon hätte laufen mögen. Der Gedanke an den Onkel Plantagenbesitzer, der das Arbeiten seinen schwarzen Sclaven überlassen durfte, kam mir keinen Augenblick aus dem Kopf. Amerika war für mich das Land, wo Milch und Honig fließt; wachend und träumend dacht' ich nur an die Neue Welt, während doch die Alte noch ihre Forderungen an mich stellte. Mein Meister war nicht eben sonderlich zufrieden mit mir. In meinem ewigen Brüten und Sinnen verdarb ich ihm Manches. Einst fand er mich in einem Winkel der Werkstatt sitzen, mit Traugott Bromme's „Hand- und Reisebuch für Auswanderer nach den Ver. Staaten" in der Hand, das ich, anstatt es in Kalbleder einzubinden, von A bis Z durchstudirt hatte. Es gab eine recht fatale Scene und das Ende vom Lied war, daß ich mein Bündel schnürte und schnurstracks heimwärts wanderte, den Alten an sein gegebenes Versprechen zu erinnern und mir den Reisepfennig nach Amerika auszubitten. Freilich hatte ich im Traugott Bromme gelesen, daß Buchbinder dort fast von Neuem lernen müßten, falls sie auf einträglichen Verdienst rechnen wollten; allein die Buchbinderei war's ja auch nicht, die mich nach Amerika lockte. Mein Sinn war nach Höherem gerichtet, ich wollte Plantagenbesitzer werden und mir schwarze Sclaven halten, die für mich arbeiten sollten, ob Zuckerrohr bauen oder Bücher ein-

binden, das galt mir ganz gleich, falls ich nur selber nichts damit zu schaffen hatte.

Daheim ging Alles nach Wunsch. Der Vater hatte seine Meinung nicht geändert, die Mutter aber, die anfangs Einwendungen machte, mußte zuletzt auch ihre Einwilligung geben und gab sie um so lieber, da sie mir im Laufe des Sommers sämmtliche Hemden ausgebessert und ein halbes Dutzend Strümpfe angestrickt hatte, so daß meine Ausrüstung für eine weite Reise als complet betrachtet werden konnte. Auf daß ich den Hauptzweck meiner Reise, das Auffinden des Onkels Philipp, ja nicht verfehle, hatte sich mein Vater die Mühe genommen, alle seine Briefschaften und Familienpapiere durchzukramen, damit ihm auch nicht die kleinste Notiz, welche etwa bei Ausmittelung des plantagenbesitzenden Verwandten von Bedeutung sein könnte, entgehen möchte. Jahr und Tag, wann der Onkel ausgewandert, die Orte, von wo er geschrieben und die Zeit, zu der er geschrieben, jede einzelne Aeußerung hinsichtlich seines Lebens und seiner Verhältnisse — Alles das stand auf einem großen Bogen von des Vaters Hand säuberlich und deutlich vermerkt; außerdem wurden mir sämmtliche Briefe, die er in früheren Zeiten geschrieben, mitgegeben, um sie geeigneten Falles zu meinem Vortheil verwenden zu können. Was ich auf diese Weise über meinen Onkel Fischer erfuhr, beschränkte sich im Grunde darauf, daß er vor 15 Jahren nach Amerika ausgewandert war und noch vor 7 Jahren in sehr günstigen Verhältnissen zu Baltimore gelebt hatte; war dies auch wenig genug, so zweifelte doch in unserer Familie Niemand, daß es vollkommen ausreichen würde, mich den Gesuchten an Ort und Stelle ohne alle Schwierigkeiten finden zu lassen.

Der Abschied von Eltern, Geschwistern und Verwandten fiel mir nicht schwer. Der wider Erwarten reichlich ausgefallene Reisepfennig war hinreichend, mich in anständiger und bequemer Weise bis über das große Wasser hinüberzuschaffen, jenseits desselben lebte aber der Onkel Plantagenbesitzer, der dann schon weiter sorgen mochte. Die vielen guten Lehren und Rathschläge meines würdigen Elternpaares nahm ich auch mit auf den Weg, weniger in der Meinung, daß ich ihrer bedürftig wäre und daß sie mir etwas nützen würden, als weil es einem gehorsamen Sohn wol nicht geziemt haben würde, sie von sich zu weisen und ihnen nicht die gebührende Aufmerksamkeit zu schenken.

Vater ermahnte mich zum Fleiß und zur Ausdauer, Mutter zur Häuslichkeit, Sparsamkeit und Dienstfertigkeit gegen Jedermann — mein Gott, wenn man Geld genug in der Tasche hatte, um nach Amerika zu reisen, wo man so glücklich war, einen von der Arbeit seiner schwarzen Sclaven lebenden Onkel zu besitzen, so konnte es selbst mit einem beträchtlicheren Deficit in der einen oder der andern der erwähnten Eigenschaften keine große Noth haben. Frisch und fröhlich, den Kopf voll großer Pläne, verließ ich das elterliche Haus. Die Reise führte rheinabwärts gen Rotterdam. Dort lag das Segelschiff, das mich mit etlichen hundert andern Reisegefährten hinüber nach der neuen Welt tragen sollte. Die Seereise ging ohne weitern Unfall von Statten, und schon nach fünf Wochen landeten wir im Hafen von New York.

Mehrere meiner Reisegefährten nahmen ihr Quartier im Shakespeare Hotel, — ich folgte ihrem Beispiel. Der Name schon hat für das deutsche Reisepublicum etwas Anziehendes. War Shakespeare auch kein deutscher Dichter, so wird er doch, wie ich mehrfach gelesen habe, von den Deutschen am besten verstanden. Auch ist es dem poetischen Gemüth unserer Nation überaus wohlthuend, gleich beim Eintritt in ein fremdes Land die gastliche Schwelle eines Hauses zu überschreiten, welches den Namen eines allbekannten, hochgefeierten Dichters als Aushängeschild führt. Meine eigne Person anlangend, fühlte ich mich nicht gerade um deswillen vom Shakespeare Hotel besonders angezogen, weil ich mit den Werken dieses großen englischen Dichters so genau vertraut gewesen wäre, sondern vielmehr deshalb, weil ich sie in der Uebersetzung von Schlegel und Tieck schon so hundert Mal in Saffian und in Pappdeckel gebunden hatte, weil mich der Name ungeachtet seines englischen Klanges so mächtig anheimelte und mir traute Erinnerungen an die Heimath und die überstandene Lehrzeit zurückrief.

Die nackte Wirklichkeit stand zu den gehegten Erwartungen freilich in seltsamem Contrast. Nach mehrtägigem Aufenthalt im Shakespeare Hotel kam mir's doch gar nicht so recht shakespearlich vor. Es nahm in den heiligen Hallen Alles einen recht alltäglich-spießbürgerlichen Verlauf; von Ritterlichkeit, Poesie und Romantik konnt' ich nirgends eine Spur entdecken. Sogar die Stubenmädchen, in Deutschland allerwegen ein poetisches Geschlecht, schienen hier vom Gifthauch

des Materialismus berührt, denn als ich einst eins dieser holden Wesen im Act der Stubenreinigung überraschte und ihr mit gewählten Worten einen Einblick in mein Herz gestatten wollte, stürzte mich die Frage nach meinem „Busineß“ und „wie viel ich die Woche machen könne?“ plötzlich aus allen meinen Himmeln. Statt der erwarteten Hamlets, Romeos ꝛc. fand ich in den verschiedenen Räumlichkeiten des Hotels allerlei seltsame, abenteuerliche Gestalten, die den deutschen Spruch „Die Nürnberger hängen Keinen, sie hätten ihn denn zuvor,“ schlecht beherzigten, denn sie schalteten und walteten im heiligen deutschen Reiche, als ob alle die Herren von Gottes Gnaden da drüben schon glücklich beseitigt und sie an deren Stelle gesetzt wären, sie guillotinirten, confiscirten, octroyirten und deducirten, daß mir's beim bloßen Zuhören mitunter ganz angst und bange ward. Nicht besser war's mit den Ophelias, Cordelias und Julias bestellt; freilich fehlte es nicht an weitbauschigen, in die blendende Farbe der Unschuld gekleideten Gestalten, die Trepp auf und Trepp ab huschten, nach den jedesmaligen Mahlzeiten im Speisesaal umherparadirten oder des Abends nach den Klängen eines etwas verstimmten Flügels sich in brausendem Wirbel drehten, aber wenn ich sie so recht mit Aufmerksamkeit musterte, konnte ich doch auch nichts an ihnen finden, was in irgend einer Weise an die weiblichen Characterbilder des großen britischen Dichters erinnert hätte. Unbefriedigt und enttäuscht zog ich mich Abends spät in mein stilles Kämmerlein im obersten Stockwerk zurück. Aber selbst der Stunden der nächtlichen Ruhe und des süßen Traumlebens sollte man sich hier nicht so recht ungestört erfreuen. Ungeduldig warf ich mich stundenlang auf dem Lager hin und her; die drückende Schwüle verscheuchte den Schlaf. Endlich, wenn die müden Augenlider sich eben schließen wollten, begann ein Krabbeln und Prickeln von unten, ein Summen und Schwirren von oben, daß ich mitunter verzweiflungsvoll emporsprang und mich in irgend einem Winkel auf die nackte Erde bettete. Von Müdigkeit und Anstrengung übermannt, sank ich endlich dem Schlaf in die Arme. Liebliche Traumbilder umgaukelten meine Seele; zuweilen sah ich mich daheim im Kreis meiner Familie, häufiger aber beim Onkel Plantagenbesitzer, dessen schwarze Sclaven mich mit ausgezeichneter Zuvorkommenheit behandelten —— da schlug plötzlich der dumpfe Ton einer Glocke an mein Ohr, schauerlich anzuhören, als

ob sie dicht über meinem Bette hinge, ein infernalisches Getöse, als ob alle Dämonen der Hölle losgelassen wären, schallte unten von der Straße empor, und aus all dem Gewirr von Stimmen und Lauten, die gar nicht von menschlichen Wesen herzurühren schienen, vermochte ich nur die Worte: „Feuer! Feuer!“ aufzufassen. In meinem ganzen Leben wußt' ich mich nur zweier Feuersbrünste zu erinnern, hier gab's deren in jeder Nacht ein halbes Dutzend. Das erste Mal war ich verzweiflungsvoll emporgesprungen, hatte meine Habseligkeiten zusammengepackt und war hinuntergerannt, wo ich zu meinem Schrecken alle Ausgänge verschlossen und keine menschliche Seele munter fand. Auf mein Geschrei und Gelärme war endlich der Hausknecht erschienen, der mir in nicht ganz höflicher Weise bedeutete, daß man mich an die Luft setzen werde, falls ich mich nicht augenblicklich ruhig nach meinem Zimmer verfüge und mich dort aufs Ohr lege. Diese erstaunliche Kaltblütigkeit Angesichts einer Feuersbrunst hatte mir imponirt. Ich schämte mich meiner Angst und blieb zukünftig hübsch in meinem Zimmer. Freilich konnt' ich's nicht über mich gewinnen, geduldig im Bette auszuhalten; sobald die verhängnißvolle Glocke ertönte, war ich auch auf den Beinen, öffnete das Fenster und die Stubenthür, um mich wenigstens zu überzeugen, daß es nicht im Nachbarhause oder gar im Hotel selber brenne. —

Die Reise und ein achttägiger Aufenthalt im Gasthofe hatte meine Geldmittel bedeutend erschöpft. Mit Schrecken ward ich gewahr, wie mir meine Baarschaft unter den Händen zusammenschmolz. Es war die höchste Zeit, daß ich mich entweder in New York selbst nach einer ordentlichen Subsistenz umsah, oder daß ich meine Reise zum Onkel antrat. Ersteres that ich so en passant, jedoch mit schlechtem Erfolg. Traugott Bromme schien Recht zu haben: es war hier nichts mit der Buchbinderei. In einer Werkstatt bot man mir drei Dollars wöchentlich. Pah, daß ich bei meinen Aussichten ein Narr gewesen wäre, für ein solches Spottgeld zu arbeiten! Als Neffe eines unermeßlich reichen Onkels gab ich mich dazu nicht her. All mein Sehnen concentrirte sich auf Baltimore, und der Entschluß, schon in den nächsten Tagen dahin abzureisen, ward von diesem Augenblick an nicht mehr wankend. Zunächst zog ich über die Reiseroute wie über die Kosten nähere Erkundigungen ein. Letztere sollten ziemlich beträchtlich

sein, nichts desto weniger reichten meine Mittel noch aus, die Hin- und Rückreise, sowie einen achttägigen Aufenthalt in Baltimore zu bestreiten. Ohne weiteres Besinnen setzte ich meine Abreise auf den nächstfolgenden Tag fest. Inzwischen sollte ich noch eine Bekanntschaft machen, die meinen disponiblen Reisefond um ein nicht Unbeträchtliches reducirte, mir jedoch dafür eine sehr erfreuliche Kunde über den gesuchten Onkel brachte.

Ich saß im Gastzimmer des Hotels; vor mir auf dem Tisch ausgebreitet lag eine kleine Karte der Ver. Staaten, die ich schon aus Deutschland mit herübergebracht. Meine Augen maßen die geringe Entfernung von New York bis Baltimore, und ich stellte im Stillen meine Betrachtungen darüber an, wie es wol komme, daß gerade nach dieser Richtung hin das Reisen so kostspielig sei, während man doch nach dem Westen hin weit billiger gelangen könne. Natürlich mußte der Reichthum der südlichen Plantagenbesitzer die Schuld tragen. Diese Leute, die nicht arbeiteten und doch herrlich und in Freuden lebten, besaßen ja so viel Geld, daß sie das Drei- und Vierfache, wie andere Menschenkinder, bezahlen konnten. Da trat, mit dem Bierglase in der Hand, ein Fremder an meinen Tisch und nahm mir gegenüber Platz. Ich war so in meine geographischen Studien vertieft, daß ich ihn kaum bemerkte. Erst bei seiner Anrede nahm ich Notiz von ihm.

„Sie gedenken auch ins Land zu reisen, mein Herr?“ fragte er mich.

„Zu dienen, schon in den nächsten Tagen,“ versetzte ich mit einer höflichen Verbeugung.

„Recht so! Alle jungen kräftigen Leute, die bald unabhängig werden möchten, sollten das thun. Im Land ist die wahre Freiheit zu Hause; hier hat noch Alles zu sehr den europäischen Schnitt. Der ferne Westen — das ist das wahre Feld für rüstige, fleißige Deutsche.“

Andächtig hörte ich auf diese Worte. Der Mann hatte offenbar Erfahrung.

„Aber ich werde fürs Erste nicht nach dem Westen reisen,“ wendete ich schüchtern ein.

„Nicht — nun, auch gut, das Land ist überall schön, ein wahrer Paradiesgarten, von einem freien Himmel überwölbt. O, ich bin weit herumgekommen, mir ist nichts fremd.“

„Mit Verlaub, so sind Sie gewiß auch in Baltimore gewesen?“

„Baltimore? Versteht sich, hab' selber lange da gewohnt und kenne noch viele Leute dort, die alle gut ab sind. Hübsche Stadt, sehr hübsche Stadt! Werden Sie nach Baltimore reisen, wenn man fragen darf?“

„Ich will einen Onkel dort aufsuchen.“

„Lassen Sie sehen, ich bin bekannt in der Stadt, — vielleicht kenn' ich ihn. Wie ist doch Ihr werther Name?“

„Fischer, zu dienen, und mein Onkel —“

„Fischer — Hm, ja, ich kenne mehrere Fischer in Baltimore; — es wird darauf ankommen, wie lange — — —“

„Mein Onkel ist schon seit fünfzehn Jahren im Lande!“

„Fünfzehn? Wirklich? J, da ist das wol gar — — warten Sie doch, wie lange ist es her, seit ich dort wohnte? Vier, fünf, sechs, sieben — —“

„Das ist just die rechte Zeit — —“

„Zwischen sechs und sieben Jahren, ganz recht, so lange ist's her; und ich kannte damals einen Fischer —“

„Ich wollte sagen, es ist gerade so lange, seit wir die letzten Nachrichten vom Onkel Philipp erhielten.“

„Philipp — — ist es möglich? — — Philipp Fischer in Baltimore, mein intimster Herzensfreund, Ihr Onkel?“

Mit ungeheurer Lebhaftigkeit sprang der Mann von seinem Sitz auf, faßte mich bei den Schultern, schüttelte mich, daß mir schier Hören und Sehen verging, und küßte mich so herzlich ab, als ob ich sein wiedergefundener Sohn oder Bruder wäre. Tief gerührt, entwand ich mich diesen Freundschaftsbezeugungen. Hatt' ich mir's doch gedacht: wo man einen plantagenbesitzenden Onkel hat, da steht man niemals allein und verlassen.

„Sie kennen also meinen Onkel sehr genau?“ fragte ich, nachdem mich das Küssen und Drücken wieder zu Worte kommen ließ.

„Ob ich ihn kenne! Philipp und ich, wir waren ja dazumal die besten, unzertrennlichsten Freunde, ein Herz und eine Seele. O, ich kann Ihnen nicht sagen, welche Freude mir diese Begegnung macht.“

„Er ist ein gemachter Mann, hat es zu etwas Ordentlichem gebracht — —“

„Versteht sich, ein ganz gemachter Mann! Sein Fleiß, seine Sparsamkeit — —“

„Er besitzt ein schönes Eigenthum — —“

„Famoses Eigenthum, aber er verdient es!“

„Eine Plantage mit etlichen Dutzend Sclaven — —“

„Sechs Dutzend, vielleicht noch mehr —“

„Was Sie sagen! Sechs volle Dutzend solcher pechschwarzer Kerle, die für ihn arbeiten? Da braucht er ja keine Hand mehr umzudrehen — —“

„Thut es auch nicht, ausgenommen wenn er die Geldkisten zuschließt.“

„Der beneidenswerthe Onkel!“

„Sie sind beneidenswerth, Sie Glückskind, daß Sie einen solchen Schatz von einem Onkel besitzen!“

In dieser Weise ging die Unterhaltung noch eine geraume Weile fort. Der Fremde schien von Grund des Herzens erfreut, in mir einen nahen Verwandten seines alten Freundes gefunden zu haben, mir konnte natürlich die Gelegenheit nur erwünscht kommen, einige Nachrichten über die Verhältnisse und den Aufenthalt meines Onkels einzuziehen. Was ich hierüber erfuhr, war inzwischen doch nicht allzu viel und beschränkte sich lediglich darauf, daß der reiche Onkel Fischer in Baltimore wohne und ganz in der Nähe eine herrliche Plantage besitze. Ueber seine neueren Schicksale, seine Familienverhältnisse ꝛc. wußte mir der Fremde auch nichts zu sagen, da er seit sechs, sieben Jahren, seit er Baltimore verlassen, nur ein oder das andere Mal eine ganz flüchtige Nachricht von ihm erhalten habe. Inzwischen war es doch schon lange sein Wunsch gewesen, den alten Freund wieder einmal aufzusuchen, und da er hörte, daß ich am nächstfolgenden Tage abzureisen gedachte, bot er mir seine Begleitung an. Natürlich nahm ich das Anerbieten an, denn die Gesellschaft eines so erfahrenen Reisegefährten konnte mir nur von Nutzen sein; auch zweifelte ich nicht daran, daß ich bei meinem Onkel noch weit zuvorkommender empfangen werden würde, falls ich in Begleitung eines seiner alten Freunde erschiene.

Unser Gespräch war immer eifriger und vertrauter geworden. Im Gastzimmer eines Hotels war es jedenfalls unschicklich, so trocken neben einander zu sitzen. Da ich hier logirte, kam es mir zu, meinem Gast

die Honneurs zu machen. Ich bestellte eine Flasche Bierstreiner, da aber mein neuer Freund oder vielmehr der Freund meines Onkels nach einem Weilchen erklärte, daß er den Rheinwein nicht gut vertragen könnte, ließ ich eine Flasche Champagner kommen, der bald eine zweite und auch noch eine dritte folgte. Wir redeten von der Vergangenheit und von der Zukunft, von Deutschland, Amerika, doch vor allen Dingen von dem Baltimorer Onkel und seinen sechs Dutzend schwarzen Sclaven. Nach und nach ward es stille um uns, die Gäste verloren sich, bis wir beide zuletzt allein übrig waren. Die Uhr schlug zwölf. Da dachte mein Freund endlich an den Aufbruch, versprach mir aber, mich am nächsten Vormittag wieder zu treffen, wo wir dann das Nähere über die gemeinsame Reise besprechen wollten.

Zum ersten Mal erfreute ich mich in dieser Nacht in meinem Dachzimmerchen des Shakespeare Hotels eines Schlafs, wie der des großen William im Poetenwinkel der Westminster-Abtei. Wo letzterer schlief, wußte ich aus der Einleitung zu seinen Werken, die ich, wie die Vorreden und Einleitungen zu allen Werken, welche mir zum Einbinden übergeben waren, sorgfältig durchstudirt hatte. Keine Hitze, kein fliegendes oder kriechendes Gethier, keine Feuerglocke und kein höllisches Geschrei weckte mich aus meinem süßen Schlummer; ich schlief „in den Olymp hinein", wie der Dichter Bacherl sich so plastisch ausdrückt, oder bis in den hellen Tag hinein, wie wir Alltagsmenschen zu sagen pflegen.

Zur verabredeten Stunde, kurz ehe wir zu Tisch gingen, stellte sich mein Freund von gestern ein. Er sah heute sehr verstimmt und zerstreut aus.

„Verwünscht, wie es Einem doch manchmal gehen kann!" hub er an. „Da hatt' ich mir fest vorgenommen, Sie morgen zu meinem Freunde Fischer nach Baltimore zu begleiten, und nun kommt mir etwas dazwischen, was mich noch etliche Tage in der Stadt hält."

Mir war das gleichfalls eine unangenehme Ueberraschung, doch entschuldigte ich mich, daß ich meine Abreise unmöglich länger hinausschieben könne, da morgen meine Woche im Hotel gerade zu Ende sei und ich nicht gern meine Rechnung noch vergrößern möchte.

„Behüte, das sollen Sie nicht!" versetzte der Andere. „Reisen Sie in Gottesnamen, wenn es mir möglich ist, folge ich Ihnen doch n

etlichen Tagen nach. Es ist eine Kaufangelegenheit, die mich fesselt; war selber nicht im Geringsten darauf vorbereitet, sonst hätt' ich mich mit meinen Geldmitteln besser vorgesehen. Sie müssen nämlich wissen, ich wohne auch nicht in New York, sondern droben in Albany. Es bietet sich mir die Gelegenheit zu einem höchst vortheilhaften Kauf, der morgen abgeschlossen werden muß. Leider fehlen mir an der Kaufsumme noch lumpige fünfzig Dollars, und wenn ich die heute nicht auftreiben kann, muß ich vielleicht die Nacht noch nach Albany abreisen. Doch halt, — Sie sind der Neffe meines lieben alten Freundes Fischer, von dem ich den hundertfachen Betrag haben könnte, wenn er nur zur Stelle wäre, Sie reisen morgen zu ihm: — könnten Sie mir nicht mit dieser Kleinigkeit aushelfen? Ich gebe Ihnen meine Note, und Ihr Onkel Fischer wird Ihnen morgen Abend schon mit Freuden den ganzen Betrag zurückerstatten."

Ich war wie an die Ohren geschlagen. Statt ihn zum Reisegefährten zu haben und so vielleicht an meinen eigenen Expensen eine Kleinigkeit zu sparen, wollte er von mir fünfzig Dollars entlehnen; fünfzig Dollars, die er eine lumpige Kleinigkeit nannte, — und meine ganze Baarschaft, der Reisepfennig meines guten Alten, war bis auf etliche vierzig Dollars zusammen geschmolzen; von denen mindestens zehn für die Wirthshausrechnung und die gestrige Champagnerkneiperei abgingen! Es that mir leid; ich war sonst stets ein dienstfertiger Mensch, hier aber vermochte ich wirklich nicht zu dienen.

„Sie haben nicht so viel? O das ist schade, wahrhaftig, sehr schade; vielleicht vermögen Sie aber über die Hälfte zu disponiren? Fünfundzwanzig Dollars können Sie wol entbehren, da Sie schon morgen Abend im Hause Ihres vortrefflichen Onkels sein werden, der Sie gewiß mit offenen Armen empfängt. Ich habe noch einige Freunde in der Stadt, die mir vielleicht die andere Hälfte aufbringen helfen."

„Ich bedaure unendlich, doch Sie dürfen überzeugt sein —"

„Auch das nicht? O so sagen Sie wenigstens fünfzehn!"

„Fünfzehn? Aber bedenken Sie meine Lage, die Reise — —"

„Ich würde Ihnen für zehn Dollars dankbar sein, allein auf so viel glaube ich doch bei dem Neffen meines theuersten Freundes rechnen zu dürfen. Meine Note schützt Sie vor jedem Verlust."

Er hatte Recht. Als Freund meines Onkels konnte ich ihm zehn

Dollars nicht verweigern. Der Freundschaftsdienst kam mir hart genug an, allein er mußte geleistet werden. Die zehn Dollars wanderten aus meiner Tasche in die seinige, er aber gab mir dafür eine Schuldverschreibung, von der er fest überzeugt war, daß mein Onkel sie zur Stelle einlösen würde. Mit vielen Grüßen an den Onkel und den besten Segenswünschen für mein ferneres Wohlergehen schied er von mir, versicherte mich aber, daß er mich am Abend nochmals aufsuchen würde, falls es seine Geschäfte erlauben sollten.

Der Abend kam, doch mein Freund ließ sich nicht blicken. Am nächsten Morgen präsentirte mir der Buchhalter des Hotels meine Rechnung; sechs Dollars für Kost und Logis, sieben für Niersteiner und Champagner. Seufzend bezahlte ich; mein Reisepfennig ging immer mehr auf die Neige. Man wird es jetzt begreiflich finden, daß mir die sechs Dollars für das Reisebillet nach Baltimore eine schwere Ausgabe waren. Doch auch sie war verschmerzt. Ich saß auf der Eisenbahn, die mich pfeilschnell dem Ziel meiner Wünsche entgegentrug, der Morgen war so schön und duftig, die Locomotive schrillte so lustig in die erfrischende Herbstluft hinaus, im Wagen war ein Gedränge und Getreibe von billeteinsammelnden Conducteuren, Zeitungsjungen, Büchervertäufern, Zuckerstengel- und Bonbonhändlern, daß ich wahrhaftig keine Zeit hatte, Grillen zu fangen und an mein pecuniäres Deficit zu denken. Heute Abend noch, spätestens morgen früh durfte ich hoffen, den sclavenbesitzenden Onkel zu umarmen, und schon der bloße Gedanke an ihn regte mir alle Lebensgeister in solchem Grade auf, daß ich laut hätte aufjubeln und die ganze Reisegesellschaft im Eisenbahnwagen, einschließlich des Conducteurs und der Zeitungsjungen, mit Liebkosungen überhäufen mögen.

Ich war also auf dem Wege nach Baltimore, und was ich in Baltimore suchte und wollte, das weiß der geneigte Leser jetzt so gut wie ich selber. —

Die Fahrt bis Philadelphia ging ohne besonders bemerkenswerthen Zufall von statten. Ich musterte die rechts und links pfeilschnell vorüberfliegende Gegend und stellte meine Betrachtung darüber an, wie doch hier Alles einen so ganz anderen Anstrich habe als bei uns daheim. Da gab es keine idyllischen, unter grünen Obstbäumen versteckten Dörflein mit hochgiebligen Strohdächern und alterthümlichen Kirch-

thürmen, wo die Bauern gemüthlich vor den Hausthüren sitzen, ihr Pfeifchen schmauchend und mit den aufgeschürzten, rothwangigen Dirnen Kurzweil treibend; keine Wirthshäuser zum „Stern“ und zum „rothen Ochsen“, aus deren Gaststuben die Klänge einiger verstimmten Blasinstrumente, untermischt mit Gesinge und Gejubele erschallen; keine reisenden Handwerksburschen auf den Heerstraßen, keine bunten Grenzpfühle und keine Landgensd'armen. Es sah Alles so sauber, so nett, so ordentlich, freilich auch ein bischen steif und kalt und einförmig aus. Viel Vergnügen machten mir die langen Reihen schwer beladener Schiffe, die auf einem Canal zur Rechten vorüberzogen. Wenn es draußen gar nichts zu sehen gab, ließ ich meine Blicke im Wagen umherschweifen und musterte mir die Reisegesellschaft, die freilich dasselbe Gepräge der Steifheit und Langweiligkeit trug. Nicht eine einzige auffallende Figur, keine polizeiwidrige Physiognomie, kein ungewöhnliches Kleidungsstück; im Grunde genommen war ich selber mit meinen frischen runden Wangen, dem kleinen Hütchen und dem umgelegten Hemdekragen die aparteste Gestalt im ganzen Wagen.

Wir hatten schon mehr als die Hälfte des Weges zurückgelegt, als meine Aufmerksamkeit auf eine junge Dame gelenkt wurde, die mir bisher den Rücken zugekehrt, nun aber ihren Sitz mit einem andern vertauschte, so daß ich ihr ins Angesicht schauen konnte. Auf Ehre — das war ein reizendes, ein allerliebstes Wesen! Ein Gesichtchen wie Milch und Blut, ein kleines und doch etwas gebogenes Näschen, ein hellblaues, fast trotzig und doch so lieblich-schelmisch darein schauendes Augenpaar, die Anmuth selber in allen ihren Bewegungen, endlich eine goldgelbe Lockenfülle, die unter dem kleinen Hütchen so üppig, so reizend nachlässig hervorquoll, als ob sie zeigen wollte, daß die freie Natur immer ihr Recht behauptet und sich durchaus keine Schranken setzen läßt. Allem Anschein nach gehörte das junge Frauenzimmer den höheren Ständen an. Ich schloß das weniger aus ihrem eleganten, jedoch nicht übertrieben luxuriösen Reiseanzug, als vielmehr aus ihren feineren Manieren, ihrem vornehmen Wesen, das ihr übrigens nur noch einen höheren Reiz verlieh. Eine ältere Begleiterin, mit der sie sich fortwährend unterhielt, wobei ein neckisches Grübchen um die Mundwinkel und zwei Reihen perlweißer Zähne zum Vorschein kamen, schien keine Verwandte, sondern eher eine Gesellschafterin, eine Gouvernante oder

etwas dergleichen zu ſein. Auch auf die übrigen Herren im Wagen mußte dieſes reizende Frauenbild einen Eindruck machen, obwol ſie denſelben in ihrer amerikaniſchen Kaltblütigkeit trefflich zu verbergen wußten und ſich darauf beſchränkten, nur hin und wieder über ihre großen Zeitungsbogen hinaus, in die ſie vertieft ſchienen, einen verſtohlenen Blick auf die liebliche Erſcheinung zu werfen.

Philadelphia war erreicht. Ich hatte mir vorgenommen, dieſe berühmte Stadt auf der Durchreiſe recht genau zu beaugenſcheinigen und in der Stadt bot ſich mir Gelegenheit zu ſehr genauer Beaugenſcheinigung, die freilich keine andere Erinnerung zurückgelaſſen hat, als daß die Stadt ein wahres Labyrinth iſt, aus dem man ſich als Fremder unmöglich herausfinden kann, weil eine Straße genau ausſieht wie die andere und ein Haus dem andern aber auch aufs Haar gleicht. Gleich bei der Landung am Ufer des Delaware zerſtreuten ſich meine Reiſegefährten nach allen Richtungen. Da bis zur Abfahrt des Bahnzugs nach Baltimore anderthalb Stunden übrig waren, konnte ich die Stadt recht gemächlich zu Fuß durchwandern. Ein Weilchen ging das ganz gut; ich ſchlenderte die ſtattliche Cheſtnut Street entlang, begaffte die Häuſer und die Menſchen, um jeden fremden Eindruck recht genau in mich aufzunehmen. Bald aber ſchien es mir doch, als ob ich nicht in der ganz gehörigen Richtung ſein könne. Ich fragte hier und fragte da: der Eine wies mich rechts, der Andere links; die Explicationen in engliſcher Sprache wollten mir nicht in den Kopf und eines Deutſchen vermochte ich leider nirgends habhaft zu werden. Die herbſtliche Mittagsſonne brannte noch ziemlich heiß auf meinen Rücken, und das Reiſeſäckchen an meinem Arme, ſo wenig es auch enthielt, wurde mir doch beſchwerlich. Dazu kam die Angſt, daß ich nun etwa zu ſpät kommen und den Zug nach Baltimore verfehlen möchte. Immer raſcher wurden meine Schritte, immer keuchender mein Athem, der Schweiß rann mir von der Stirn und die Beine verſagten faſt ihren Dienſt — da endlich öffnet ſich die Ausſicht, die einförmigen Häuſerreihen zur Rechten und zur Linken hörten auf, und ein grüner freier Platz lag vor mir. Gottlob, da mußte wol der erſehnte Bahnhof ganz in der Nähe ſein, denn man hatte mir geſagt, daß er außerhalb der Stadt liege. Mit Anſtrengung aller Kräfte erreichte ich den Platz; — auf einmal kam mir die ganze Gegend ſo bekannt vor, als ob ich ſie

erſt kurz vorher geſehen hätte. Himmel, es war juſt der Punkt, von dem ich ausgegangen, ein grüner Square an Cheſtnut Street, auf dem ich eine halbe Stunde vorher geſtanden und Erkundigungen nach der einzuſchlagenden Richtung eingezogen hatte! Nun war guter Rath theuer. Da fielen meine Blicke auf die nach allen Richtungen vorübereilenden, bunt bemalten Omnibuſſe. Nein, daß ich ſo dumm war, mich nicht gleich einem ſolchen Fuhrwerk anzuvertrauen und für wenige Cents dem gewünſchten Ziele zuführen zu laſſen! Haſtig ſprang ich in den erſten beſten, der eben dicht vor mir Halt machte. Ein bejahender Wink des Roſſelenkers auf meine hinſichtlich der Richtung geſtellte Frage hatte mich vollkommen beruhigt; ich zweifelte keinen Augenblick, daß ich nunmehr an Ort und Stelle gelangen würde. Ein glücklicher Zufall wollte es, daß im Wagen zwei deutſche Landsleute ſaßen, die ſich in unſerer Mutterſprache unterhielten. An dieſe wendete ich mich nochmals mit der Frage: ob ich wol hier auf dem rechten Wege nach dem Baltimorer Bahnhof ſei?

„Gott behüte, auf dem gerade entgegengeſetzten," lautete die Antwort.

Wie der Blitz fuhr ich aus dem Wagen und lief in raſender Eile die Straße entlang bis zum Square, wo ich eingeſtiegen war. Athemlos und kaum eines Wortes mächtig kam ich dort an. Diesmal ſchoß ich ſchnurſtracks auf einen Fiaker zu, der mir ſchon von Ferne gewinkt hatte.

„Baltimorer Bahnhof — jagt, was Ihr könnt — nächſten Zug zu benutzen —— nur noch zwanzig Minuten —"

"Very well, Sir!"

Der Kutſcher ſchwang ſich auf den Bock. Da erſt kam mir der Gedanke, daß ich heillos geprellt werden könnte.

„Halt! Halt! Wie viel verlangt Ihr?"

„Zwei Dollars, Herr."

„Hol' Euch der Henker! Das iſt viel zu viel, das kann nicht in der Ordnung ſein."

„Weiter Weg, Herr, und ich muß im Galopp fahren, wenn Sie noch mitkommen wollen."

„Aber zwei Dollars — Nichts da, ich ſteige aus!"

„Zwölf Schillinge — Goddam, aber nun keinen Cent weniger!"

Er hieb auf sein Pferd, der Wagen krachte, donnernd und polternd ging es in sausendem Galopp über das Straßenpflaster. So sehr ich auch im Interesse meines Beutels gegen die Forderung protestiren sollte, ich wagte doch keinen Einwand, denn der Mann riskirte offenbar bei dieser Eile sein Pferd und seine Droschke.

Die Fahrt währte volle zwanzig Minuten. Als wir vor dem Bahnhof anlangten, läutete eben das Glöckchen zur Abfahrt des Zuges. Ich reichte dem Kutscher, der getreulich sein Wort gehalten, eine Zweidollarnote als Bezahlung, er aber konnte mir nicht wechseln und rannte damit nach einem gegenüber befindlichen Laden. Da ertönte das Glöcklein zum letzten Mal in zwei hastigen Schlägen, ein greller Pfiff schlug an mein Ohr — — nein, nun mußt' ich die vier Schillinge, unter meinen jetzigen Verhältnissen freilich eine nicht unbedeutende Summe, im Stich lassen! Spornstreichs rannte ich dem Zuge nach, der sich eben in Bewegung gesetzt hatte. Noch gelang mir's, mich auf die Platform des hintersten Wagens zu schwingen, doch, erschöpft und zum Tode ermattet, sank ich auf dem nächsten leeren Sitze nieder. Als der Zug eben aus dem Bahnhofe herausfuhr, sah ich meinen Kutscher mit dem Gelde in der Hand aus dem Laden gegenüber treten. Hin ist hin, dacht' ich, aber der Onkel in Baltimore hat wahrhaftig viel wieder gutzumachen. Hol' der Henker die Stadt der Bruderliebe!

Kaum hatt' ich mich von meiner Erschöpfung einigermaßen erholt, als ich eine höchst erfreuliche Entdeckung machte. Dicht vor mir, freilich so, daß sie mir den Rücken zukehrte, saß die engelgleiche Blondine von heute Morgen. Ach, wie verwünschte ich diese amerikanischen Eisenbahnwagen, in denen man seine Reisegesellschaft meist nur von hinten genießen kann; wo es sich nur um langhalsige, zeitungslesende Gentlemen handelt, ist nichts verloren, wo Einem aber durch diese egoistische, menschenfeindliche Sitte der Anblick eines liebreizenden Engelsbildes entzogen wird, da möchte man sie gleich mit Stumpf und Stiel ausrotten oder noch besser, um eine Unsitte durch die andere auszugleichen, die Compagnie auf Schadenersatz verklagen. Die Blondine unterhielt sich wieder sehr angelegentlich mit ihrer Begleiterin. Ich verstand nur einzelne Worte, denn sie sprach Englisch. Im Grunde machte sie mir das noch interessanter. Einmal drehte sie sich um; als ihr Blick dem meinigen begegnete, schien sie flüchtig zu erröthen, denn

sie wendete das niedliche Köpfchen gleich wieder ihrer Begleiterin zu, der sie etwas ins Ohr flüsterte. Ich glaubte das Wörtchen "german" zu verstehen. Die Alte sah sich auch nach mir um, schnitt aber ein höchst indifferentes Gesicht. Von diesem Augenblick an hafteten meine Blicke starr und steif auf der liebreizenden Gestalt, von der ich freilich nur, da sie in einen weiten Reisemantel gehüllt war, die äußersten Umrisse wahrnahm. Nur wenn sie das Köpfchen zur Seite wendete, war es mir vergönnt, einen flüchtigen Blick auf ihr niedliches Profil zu werfen und die üppige Fülle der goldgelben Locken anzustaunen. In solchen Momenten klopfte mein Herz laut und hörbar, ich fühlte mich von einer eigenthümlichen Wonne durchzittert, ich empfand ein Wohlbehagen, wie es mir vorher noch niemals vorgekommen.

Sie reiste also auch nach Baltimore. Mit jedem Augenblick ward mir diese Stadt der reichen Onkels, der für Andere bereitwillig arbeitenden Schwarzen und der bezaubernden Blondinen lieber. Daß meine Schöne früher absteigen oder möglicher Weise weiterreisen konnte, fiel mir gar nicht ein. Nachdem wir etwa eine Stunde gefahren, schien sie der Unterhaltung überdrüssig. Sie lehnte sich in ihre Ecke zurück, sah einen Augenblick hinaus auf die reizende Landschaft, die ich ebenfalls ganz zu betrachten vergessen, dann holte sie ein kleines Buch aus der Tasche und schickte sich zum Lesen an. Der Einband — himmelblauer, gepreßter Saffian — und der splendid in Gold gedruckte Titel erregte gleich meine Aufmerksamkeit. Es war ein kleines Meisterwerk der Buchbinderkunst, wie man es nur in Deutschland zu liefern versteht. Sie schlug den Titel auf — Himmel, welche Ueberraschung! Sie las Schiller's Gedichte, nicht etwa in englischer Uebersetzung, sondern im deutschen Urtext. War sie eine Deutsche oder eine Amerikanerin? Einerlei, sie war ein Engel und ihre deutsche Lectüre, ihr sogar auf der Reise gepflogenes Studium unseres großen Dichters ließ sie in meinen Augen nur noch unendlich liebenswürdiger erscheinen.

Die Hälfte der Fahrt war zurückgelegt. Wir standen am Ufer des Susquehanna, und eine Fähre sollte uns über seine spiegelglatten Fluten tragen. Susquehanna — der Name klingt so majestätisch, so urwäldlich großartig. Schon daheim in Deutschland hatte ich mich auf den Anblick des Susquehanna ganz besonders gefreut, und daß ich ihm in diesem Augenblick, wo er mir wirklich zu Theil wurde, nicht die ge-

bisherige Aufmerksamkeit schenkte, lag keineswegs daran, weil er meinen Erwartungen nicht entsprochen hätte, sondern lediglich an meiner allgemeinen Zerstreutheit, an den mancherlei Erlebnissen des Tags, die mir so wirr und bunt durch den Kopf gingen. Bei Betretung des Boots fielen mir zuerst die säuberlich gedeckten, mit allerlei Erfrischungen besetzten Tafeln ins Auge. Nicht nur in meinem Herzen, sondern auch im benachbarten Organ, in meinem Magen, regte sich ein gewisses Gefühl, und wenn ich über ersteres anher noch im Unklaren gewesen, so konnte ich doch nicht umhin, in letzterem einen guten deutschen Hunger zu erkennen, der ein wohlgegründetes Recht hatte, sich geltend zu machen, denn seit dem vor der Abreise von New York im Shakespeare Hotel zu mir genommenen Frühstück, war ja im Lauf des Tages noch kein erquickender Bissen über meine Lippen gekommen. Wenn man so lange gefastet, schmeckt es überall gut, ganz besonders gut aber Angesichts einer reizenden Natur, geschaukelt von den Wellen eines prachtvollen, den dichten Urwäldern enteilenden Stromes. Der Imbiß auf dem Fährboote war nicht sonderlich substantiell, deßhalb mußte die Quantität die Qualität ersetzen. Zwei Tassen Kaffee, ein mittelgroßer Pie und etliche kleine Butterbrode vermochten zwar meinem Nahrungsbedürfniß noch nicht völlig zu genügen, thaten jedoch das ihrige, um den knurrenden Magen wieder für ein Weilchen zu beruhigen. Das Boot war unterdessen am jenseitigen Ufer angekommen und die Passagiere drängten alle nach vorn. Hastig legte ich der mich bewachenden Aufwärterin eine Dollarnote auf den Tisch und reichte meine Hand hin, um das übrige Geld in Empfang zu nehmen. Sie aber sah bald mich, bald das Geld mit großen Augen an.

„Zwei Tassen Kaffee, ein Lemon Pie, vier Sandwiches — macht zwei Dollars, mein Herr."

„Was! Zwei Dollars das bischen Essen? Dafür logire ich ja einen ganzen Tag im ersten Hotel."

„Es sind unsere Preise, mein Herr."

„Unverschämte Preise!" fuhr ich auf Deutsch heraus. „Und wenn es hier eine sich ums öffentliche Wohl bekümmernde Polizei gäbe ——"

Alle Tausend! das Wort erstarb mir im Munde. Meine schöne Blondine, die ich bisher auf dem Boot noch nirgends zu finden vermocht', huschte mit ihrer Begleiterin dicht an mir vorüber, und wenn

mich nicht Alles täuschte, schwebte ein überaus reizendes, für mich jedoch in diesem Augenblick sehr beschämendes Lächeln auf ihren Korallenlippen. Als sie ein paar Schritte weiter war, drehte sie sich um — kein Zweifel, sie lächelte noch immer! Rothglühend vor Scham und Verwirrung holte ich meinen letzten einzelnen Dollar hervor und warf ihn zu dem andern auf den Tisch; dann stürzt' ich dem Schwarm der übrigen Passagiere nach, um mir einen Platz im ersten besten Wagen zu suchen.

Diesmal war mir der Zufall weniger hold gewesen. Von meiner Schönen ließ sich nirgends eine Spur entdecken. „Sie mußte in einem der andern Wagen sitzen, denn daß sie auf dieser Station zurückgeblieben sein könnte, kam mir nicht im entferntesten in den Sinn. Der Zug setzte sich wieder in Bewegung, ohne Zweifel mit derselben Geschwindigkeit wie früher, meiner Ungeduld, meiner Sehnsucht jedoch viel zu langsam. Ich schloß die Augen und fing an, darüber nachzudenken, welche Schritte ich zunächst zur Aufsuchung des Onkels unternehmen, wie ich mich ihm eigentlich präsentiren wolle. Doch all mein Denken und Sinnen führte zu keinem sonderlichen Resultat, denn es ward unablässlich von dem Bild des blonden Engelsköpfchens unterbrochen, das es darauf abgesehen zu haben schien, mich ganz zu fangen und zu verwirren.

Die Sonne war eben im Untergehen begriffen und ihre letzten Strahlen vergoldeten die Spitzen der Kirchen und die Fenster der höher gelegenen Häuser, als unser Zug in den Bahnhof zu Baltimore einlief. Viele Wagen und Menschen standen schon bereit, um die Ankommenden in Empfang zu nehmen und in die entsprechenden Quartiere abzuliefern. Der erste Gegenstand, der mir ins Auge fiel, als ich den Fuß aus dem Wagen setzte, war meine schöne Blondine. Sie stand mit ihrer Begleiterin zwischen aufgehäuften Koffern, Reisesäcken und Schachteln, beide eifrig beschäftigt, die ihnen gehörigen Bagagestücke aus dem Wust hervorzusuchen. Hinter ihnen, jedoch in respectvoller Entfernung, zeigte sich die kerzengerade aufgerichtete Gestalt eines in reich gallonirter Livrée steckenden Schwarzen, der auf den Wink der jungen Dame bald hier, bald da ein Gepäckstück herausgriff und es nach einem äußerst eleganten Wagen trug, der mit geöffnetem Schlag in einiger Entfernung unter den Omnibussen, Hotel-Equipagen und

Droschken hielt. Da hatt' ich's nun auf Einen Blick! Meine Schöne war eine vornehme, eine sehr vornehme Dame, sonst würde sie nicht über eine solche Equipage zu disponiren haben. Im Vergleich zu ihr kam ich mir in diesem Augenblick außerordentlich armselig, fast, was man sagt, lumpig vor. Daß ich ihre Bekanntschaft machen, daß ich mich ihr nähern wollte, galt mir schon als ausgemachte Sache, nun aber, da sie offenbar so hoch über mir stand, schien es mir doch seine eigenthümlichen Schwierigkeiten damit zu haben. Meine ganze Hoffnung concentrirte sich wieder auf den Onkel, der ja auch ein reicher Mann war und dem ebenfalls schwarze Bedienung zur Verfügung stand. Als beneidenswerther Neffe eines solchen Onkels konnte man mir am Ende das Recht nicht abstreiten, meine Blicke zu dieser lieblichsten und duftendsten aller Blumen zu erheben.

Ohne es eigentlich zu wollen, war ich wieder dicht in ihre Nähe gerathen. Als ich eben zwei Schritte weit vor ihr vorüberschritt, hob sie das Köpfchen, ihre Augen begegneten den meinigen, sie erröthete, ich — nun ich zog in der Verwirrung grüßend den Hut, wie das bei uns die Sitte und der Anstand erfordern. Hier mußte ich freilich einen Bock geschossen haben. Einige in der Nähe stehenden Maulaffen schlugen ein helles Gelächter auf, was mich so in Verlegenheit brachte, daß ich eiligst meinen Weg weiter fortsetzen wollte, unglücklicher Weise aber an einen dicht vor meinen Füßen stehenden Koffer stieß, das Gleichgewicht verlor und der ganzen Länge nach darüber hinaus zu Boden stürzte. Ungeachtet der schmerzhaften Empfindung raffte ich mich behende empor, kümmerte mich nicht weiter um das hinter mir herschallende Hohngelächter, sondern eilte spornstreichs von dannen, im Stillen mein Mißgeschick verwünschend, welches mich nun heute schon zum zweiten Mal gerade vor derjenigen in eine lächerliche Position hinstellte, vor der ich am allerwenigsten lächerlich erscheinen mochte. Ich hatte den Ausgang erreicht, als schon mehrere Wagen an mir vorüberrollten. Natürlich blieben meine Augen zu Boden gerichtet; endlich aber ließ mir die Neugier doch keine Ruhe, ich sah auf: — tückischer Zufall, das blonde Engelsköpfchen schaut aus dem Fenster der eben dicht an mir vorbeifahrenden Carosse, und ich sehe deutlich, wie ein Lächeln, ganz dasselbe Lächeln von heute Nachmittag, nur noch etwas markirter und mit einem deutlichen Anflug von Schadenfreude gemischt, über seine

Züge ſchwebt! Mich überläuft es erſt brühheiß, dann eiskalt; ich weiß nicht, wohin ich mich in der Eile wenden ſoll, um meine Scham zu verbergen. Ein Glück, daß der Wagen in vollem Galopp dahinfliegt und ſchon im nächſten Moment um die Ecke biegt, die ihn meinen Blicken entzieht. Einſichtsvolle Ecke, unter anderen Verhältniſſen würde ich dein Dazwiſchentreten verwünſcht haben, diesmal aber kamſt du mir wie gerufen!

Ich hatte nun Zeit genug, mir über das Wohin? gehörige Rechenſchaft zu geben. Da ich fürs Erſte die Wohnung des Onkels noch nicht kannte, mußt' ich mir einſtweilen ein Quartier ſuchen, von wo aus ich am nächſten Morgen meine Nachforſchungen beginnen konnte. — In New York waren mir verſchiedene deutſche Gaſthäuſer empfohlen worden, in denen ſich's billig wohnen ſollte. Allerdings hatt' ich auf Billigkeit zu ſehen, noch mehr aber, meiner Meinung nach, auf Nobleſſe und Eleganz. Um mich einem ſteinreichen, hochgeſtellten Onkel mit Anſtand präſentiren zu können, mußt' ich nothwendig in einem der faſhionableren Hotels logiren. Sonder Zweifel war des Onkels erſte Frage gleich die: Wo wohnſt Du? Wo kann man Deine Sachen holen laſſen? Es würde einen ſehr unangenehmen Eindruck und meinem Geſchmack wenig Ehre gemacht haben, hätt' ich ihm da irgend eine obſcure Kneipe nennen wollen. Aus dieſem Grunde hatt' ich mich ſchon im Eiſenbahnwagen nach einem noblen Gaſthof erkundigt, und da mir das „Fountain Hotel" als ſolcher, zugleich aber als nicht übermäßig theuer empfohlen worden war, ſtand mein Entſchluß feſt, in dieſem mein Abſteigequartier zu nehmen.

Die ſchmutzigen Gaſſen in der unmittelbaren Nähe des Bahnhofs feſſelten meine Aufmerkſamkeit ſehr wenig. Dieſen Theil der Stadt brauchte ich ſicherlich nicht zu betreten, wenn ich mich an die Aufſuchung meines Onkels machte. Uebrigens ſchienen viele Deutſche hier zu wohnen, denn faſt an jedem Hauſe las ich ein deutſch geſchriebenes Schild oder wenigſtens einen deutſchen Namen. Während dieſer Beſichtigung fiel mir plötzlich der Name „Fiſcher" auf. An einem elenden, den Einſturz drohenden Häuschen, und hier noch über der nichts weniger als einladenden Kellerwohnung, baumelte an einem loſen Haken ein altes ſchmutziges Schild, auf welchem ſich nur mit einiger Anſtrengung die Worte: „Philipp Fiſcher, Boot and Shoe maker"

lesen ließen. Im ersten Augenblick war ich etwas betroffen. Dann aber mußt' ich über mich selber lächeln. „Pah, was ist auch daran Auffallendes, daß es in einer großen Stadt der Philipp Fischer mehrere gibt? Wohnt der erste, der mir aufstößt, hier in ziemlich beschränkten Räumlichkeiten unter der Erde, so wird ein anderer, den ich morgen zu finden hoffe, um so glänzender und fürstlicher über der Erde hausen. Das Glück ist ein launenhaftes Ding, es hätschelt den Einen und vernachlässigt den Andern — das Beste ist, daß gerade mein Onkel Fischer so gut bei ihm angeschrieben steht!" —

Es dunkelte schon, als ich an meinem Ziel anlangte. Man mochte mir's ansehen, daß man einen aus nahe liegenden Gründen sehr genügsamen Gast vor sich habe, denn man führte mich ohne Weiteres vier Stiegen hoch, nach hinten hinaus. Einerlei, logirte ich doch in einem der elegantesten Hotels und durfte schon um deswillen mit größerer Zuversicht auftreten. War es die Aufregung der Reise, war es die gänzliche Abwesenheit der in New York so lästigen Störungen — ich schlief die ganze Nacht durch wie eine Ratze und erwachte erst am hellen Morgen von den erschütternden Tönen eines kunstvoll geschlagenen Tamtam, die unten aus dem Speisesaal erschallten und die Einwohnerschaft zum Frühstück riefen. Mit zwei Sätzen war ich aus dem Bette und bald in meinen Kleidern; Schlaf ist etwas überaus Wohlthätiges, doch das Frühstück zu verschlafen, würde unter allen Umständen ganz gegen meine Grundsätze sein.

Mein erster Gang war zum Barbier, weniger wegen des Rasirens — mein Bart zeichnete sich nicht durch besonders üppigen Wuchs aus — als wegen des Einziehens von Erkundigungen. Barbiere pflegen die stadtkundigsten Leute zu sein, bei denen man sich in allen kritischen Fällen Raths erholen kann. Wo man irgend ein Geheimniß entdecken, etwas Verborgenem auf die Spur kommen will, da wende man sich nur an einen Barbier, versteht sich, an einen deutschen Barbier, denn gerade diesem ist die Gabe der Beobachtung, des Ausspürens und der Mittheilung vorzugsweise eigen. Auch ich war diesmal an den rechten Mann gekommen. Nach einigen einleitenden Redensarten, während welcher mein Kinn gehörig umseift wurde, that ich ganz beiläufig die Frage, ob es wol hier in der Stadt einen gewissen Herrn Philipp Fischer gebe, der für ziemlich wohlhabend gelte?

„Ziemlich wohlhabend?“ wiederholte der Barbkünstler, indem er für einen Augenblick sein auf dem Streichriemen behende hin und her bewegtes Messer ruhen ließ. „Meinen Sie etwa Herrn Philipp Fischer, den reichsten Plantagenbesitzer im ganzen Staat Maryland?“

Plantagenbesitzer, das war das Rechte! Seit ich dieses Wort aus dem Munde meines Vaters zum ersten Mal vernommen, übte es auf mich immer eine förmlich magische Wirkung. Noch waren bisher zuweilen bescheidene Zweifel in mir aufgestiegen hinsichtlich des Reichthums meines Onkels, der schwarzen Sclaven und der Plantage, nun aber und vor solcher Autorität traten sie alle in den Hintergrund und es kostete mich wirklich einige Mühe, meine Ruhe und meinen Gleichmuth zu bewahren.

„Herr Fischer ist von deutscher Abkunft?“ fragte ich weiter.

„Versteht sich und obendrein ganz mittellos hier eingewandert. Aber der Mann hatte beispiellose Glück, alle seine Unternehmungen reüssirten — jetzt ist er Millionär.“

„Millionär? Mein Ou —“ Halt, bald wäre ich mit meinem ganzen Geheimniß herausgeplatzt, was ich doch nicht mochte, da es dem Onkel vielleicht unangenehm sein konnte.

„Ein prachtvolles Haus, herrliche Equipage, Gärten und Villas, zahlreiche Dienerschaft — Alles, was man sich nur wünschen kann, besitzt Herr Fischer in reichlichstem Maße,“ fuhr mein gesprächiger Gewährsmann fort.

„Und ist er so ganz allein, hat er keine Familie?“ warf ich scheinbar gleichgültig hin.

„Eine einzige Tochter, ein bildschönes Mädchen, just gerade in heirathsfähigem Alter. Man sagt auch, daß sie schon vergeben sei. Ein angesehenes Congreßmitglied aus Washington macht ihr den Hof, und der Alte soll mit der Parthie soweit ganz einverstanden sein.“

Ich wußte genug. Gegen das bildschöne Cousinchen hatte ich durchaus nichts einzuwenden, nur das galante Congreßmitglied durfte mir aus dem Spiel bleiben. Mit diesem hoffte ich übrigens fertig zu werden, denn soweit ich die Mädchen kannte, mußte ja dem jungen Cousinchen ein junger Vetter weit lieber sein, als ein noch so angesehenes, aber jedenfalls bejahrtes Congreßmitglied.

In mein Hotel zurückgekehrt, begann ich mit größtem Eifer das

Werk der Toilette. Man hätte meinen sollen, daß ich bei meinem geringen Kleidervorrath rasch genug damit zu Stande kommen mußte, — doch mit nichten! Freilich blieb mir nur die Wahl zwischen einem einzigen Rock und zwei Paar Beinkleidern, allein wenn sie sich auch über die zehnfache Anzahl dieser Kleidungsstücke erstreckt hätte, sie konnte unmöglich schwieriger sein. Der Rock, den ich nun schon seit einem halben Jahre trug, wurde etliche dutzend Mal anprobirt, auf- und zugeknöpft, abgestäubt, von hinten und vorn gemustert, um auch den kleinsten Defect zu beseitigen oder zu verbessern. Das feinste Hemd, eigens zu diesem Zweck aufgehoben und noch von Mama daheim gewaschen und gebügelt, war aus der Reisetasche hervorgewandert; auch eine schwarzseidene Weste und sogar ein Paar gewirkte Handschuhe fehlten nicht. Als ich fix und fertig dastand und mich so von unten bis oben im Spiegel betrachtete, mußte ich mir selber das Compliment machen, daß ich doch ein ganz schmucker junger Mann war und recht gut als Neffe eines plantagenbesitzenden Onkels passiren konnte.

Mit gewiegten Schritten, ein feines Röhrchen in der Hand, welches ich für zwei Schillinge erstanden, spazierte ich durch die elegante, von Kaufläden und Bazars strotzende Baltimore Straße. Ich hatte einen weiten Weg bis zum Onkel zurückzulegen, denn wie man mir im Hotel gesagt hatte, wohnte Herr Fischer in einem prachtvollen Landhause, welches vor der Stadt auf einem Hügel gelegen war. Es kostete nicht eben große Mühe, mich zurechtzufinden, denn wen ich nur auf der Straße nach Herrn Fischer fragte, der zeigte sich sogleich bereit, mir die gewünschte Auskunft zu geben. Herr Fischer schien hier in Baltimore so bekannt zu sein, wie daheim in unserm Städtchen der Küster oder gar der Herr Pastor.

Gerade zur rechten Zeit, mit dem Glockenschlag Zehn, langte ich vor dem mir genau beschriebenen Landhause an. Hei, war das eine Pracht und Eleganz! Zu Homburg vor der Höh', wohin ich von Frankfurt aus etliche Mal gekommen, wohnte des Landgrafen Durchlaucht nicht so herrlich, wie hier ein simpler Herr Fischer. Das im geschmackvollsten Styl erbaute Haus lag auf einer Anhöhe, ganz hinter majestätischen, schattenreichen Bäumen versteckt, aus seinen Fenstern mußte man eine entzückende Aussicht über die Stadt und den in der

Ferne sichtbaren Hafen genießen. Der Garten, kunstvoll angelegt und reich mit Springbrunnen, Statuen und tropischen Gewächsen geschmückt, erhob sich terrassenförmig, so daß man seine einzelnen Schönheiten schon von unten bequem überschauen und bewundern konnte. Eine breite Allee von schattigen Kastanienbäumen führte mitten durch die Anlagen zu der Haupttreppe, auf welcher man zum Eingang des Hauses emporstieg.

Es war mir etwas flau und seltsam zu Muthe, als ich unbeachtet und allein durch die Allee hinwanderte. Im Grunde genommen, dacht' ich, ist es doch keine Kleinigkeit, so als blutarmer Teufel vor einem Onkel Millionär zu erscheinen. Reiche Leute haben doch immer ihre ganz eigenen Lebensansichten und können sich gar nicht mehr so recht hineindenken, wie es Einem zu Muthe ist, wenn man nichts hat. Der Onkel hatte zwar vor vielen Jahren sehr freundlich geschrieben und uns zu sich eingeladen, könnte er aber nicht in der Zwischenzeit seine wohlmeinende Gesinnung geändert und jetzt vielleicht zu der Ueberzeugung gekommen sein, daß es besser sei, sich die deutsche Sippschaft vom Halse zu halten? Ei was, wer wird auch gleich so das Schlimmste denken! Wenn ich ihm viele Grüße vom Vater brachte, wenn ich ihm so Alles erzählte, was sich daheim in der Familie und in der ganzen Freundschaft zugetragen, da mußte ihm ja wol das Herz aufgehen und er konnte keinen Augenblick Anstand nehmen, sein eignes Blut bei sich herzlich willkommen zu heißen.

Als ich oben auf der Treppe angelangt war und eben ins Haus treten wollte, versperrte mir ein Schwarzer den Weg, der mich mit seinen weit geschlitzten, vorstehenden Augen neugierig anglotzte.

„Mr. Fischer zu Hause?"

„Ja, Herr."

„Kann ich ihn sprechen?"

„Nein, Herr."

„Aber ich muß ihn sprechen, ich habe sehr nothwendig mit ihm zu sprechen."

Der Schwarze blökte die Zähne und grinzte mich mit widerlichem Lächeln an, ohne übrigens ein Wort zu sagen oder sich von der Stelle zu rühren.

„Melden Sie mich bei Herrn Fischer."

„Nein, Herr.“

„Aber warum nicht? Weshalb nicht?“

Der Schwarze verzog den Mund noch mehr, von seinen Augen war fast nur das Weiße sichtbar.

„Massa zu dieser Stunde hier nur Gentlemen sehen.“

„Was? Bin ich etwa — —“

Mich übermannte der Zorn, so daß ich die schwarze Creatur auf der Stelle hätte exemplarisch züchtigen mögen. Um inzwischen kein Aufsehen zu erregen, verschob ich das bis auf spätere Zeit, wenn ich erst in diesem Hause zu Einfluß gekommen sein würde.

„Sie irren, mein Freund,“ versetzte ich so sanft als möglich. „Ich will den Herrn durchaus nicht belästigen, mich führt nur ein dringendes Geldgeschäft so früh hierher.“

„Massa zahlen hier kein Geld aus.“

„Aber er soll ja auch nur das nehmen, was ich ihm bringe.“

„So! Hm?“ Der Schwarze begaffte mich nochmals von allen Seiten. „Geld bringen? Viel Geld?“ —

„Melden Sie mich bei Herrn Fischer.“

Die unheimliche Gestalt schlich mit einem Katzenbuckel von dannen. Die kleine List dacht' ich beim Onkel schon zu verantworten, aber dieses starrsinnige Subject sollte mir nachträglich für seine Grobheit gehörig büßen. Es währte nicht lange, so kehrte der Schwarze zurück und hieß mich ihm folgen. Ich bewunderte die überaus prachtvolle Einrichtung des Hauses, welche sich schon auf der Hausflur und den Stiegen deutlich genug erkennen ließ. Wir wanderten nach einem Seitenflügel und traten dort zu ebener Erde in ein elegant ausgestattetes Arbeitscabinet, dessen Fenster nach dem Garten hinausgingen. In einem rothsammetnen Lehnsessel, die Beine über einander geschlagen, saß ein ältlicher Herr mit spärlichem Haupthaar vor einem Schreibsecretär und blätterte in verschiedenen Papieren. Der Schwarze schob mich zur Thür hinein und schloß dann dieselbe hinter mir.

Das also sollte der Onkel sein! Der alte Herr kehrte mir den Rücken, allein sogar von hinten schien ich eine gewisse Familienähnlichkeit an ihm zu entdecken. In größter Verlegenheit war ich dicht an der Thür stehen geblieben und wagte auch nicht, die Unterredung

zu eröffnen. Nach einer Weile ließ sich eine näselnde, unangenehm klingende Stimme vernehmen, die auf Englisch sagte:

„Kommen Sie näher! Bringen Sie mir Cash?"

Ich faßte mir ein Herz und näherte mich dem alten Herrn. Er drehte sich in seinem Stuhl um und maß mich mit einem langen Blick von oben bis unten. Die Stimme der Natur schien ihm kein Sterbenswörtchen einzuflüstern.

„Erlauben Sie, habe ich das Vergnügen den Herrn Philipp Fischer zu sprechen?" hob ich frischweg auf deutsch an.

Er nickte. „Was steht zu Diensten?"

Die Antwort war kurz und die Gegenfrage ebenfalls. Was sollte ich darauf erwidern? Ich mochte nicht gerade mit der Thür ins Haus fallen, sondern hielt es für rathsamer, allmälig auf mein Ziel loszusteuern.

„Es ist eine für mich sehr wichtige Angelegenheit, in welcher ich mir bei Ihnen vorzusprechen erlaubte, Herr Fischer. Ich komme direct von New York, woselbst ich vor acht Tagen von Deutschland landete."

„Und von dorther bringen Sie mir Geld?" sagte er mit einem durchdringenden, stechenden Blick seiner kleinen grauen Augen.

„Geld? Nein. Durchaus nicht — — O, Sie entschuldigen, daß ich zu dieser unschuldigen List meine Zuflucht nahm. Ihr schwarzer Kammerdiener würde mir sonst schwerlich Audienz verschafft haben."

Die Züge des alten Herrn verfinsterten sich, er schien im Begriff, mir abermals den Rücken zuzukehren.

„Es ist nicht meine Gewohnheit, zu dieser Zeit Besuch zu empfangen," versetzte er barsch.

„So beschied mich der Schwarze — einer ihrer Sclaven sonder Zweifel, allein mein Anliegen erheischt keinen Aufschub und ich nehme mir daher die Freiheit — —"

„Zur Sache, mein Herr."

„Ich komme, wie ich Ihnen soeben mitzutheilen so frei war, aus Deutschland, Herr Fischer."

„Was geht das mich an?"

„Erlauben Sie, einst kamen Sie auch daher."

„Freilich — ist das inzwischen Ihre Sache?"

„Theilweise, denn unser beiderseitiges Kommen steht in einem gewissen Zusammenhange.“

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Einen Augenblick! Sehen Sie, ich kam einzig und allein nur deshalb, weil Sie zuerst kamen.“

„Aber, mein Herr, was soll denn das Alles heißen?“

„Nichts weiter, als daß ich in Ihnen meinen Onkel, meinen anher mir noch unbekannten, nichtsdestoweniger aber innigst geliebten Onkel gefunden habe!“

Bei diesen Worten, die ich so ausdrucksvoll wie möglich gesprochen, sprang ich auf und wollte die Hände des alten Herrn ergreifen. Er aber retirirte rasch hinter seinen Sessel und wehrte meine Liebesbezeugungen mit beiden, weit ausgestreckten Armen ab.

„Zurück! Zurück! Sie sind nicht bei Verstande, junger Mann!“

„Vollkommen, theuerster Onkel! Mein Name ist Fritz Fischer aus G.; ältester Sohn Ihres einzigen Bruders Christian.“

„Aber zum Henker, ich habe ja gar keinen Bruder!“

„Der Vater hat mir die herzlichsten Grüße an Sie aufgetragen; er ist gar nicht böse, weil Sie so lange nicht geschrieben, er findet das in Ihren Verhältnissen ganz natürlich; aber er läßt Sie dringend bitten, jetzt doch einmal wieder recht ausführlich von sich hören zu lassen.“

„Was? Wer hat von mir etwas zu hören?“ unterbrach mich mein etwas seltsam sich geberdender Verwandter.

„Sie glauben gar nicht, bester Onkel, wie sich die ganze Familie Fischer in G. für Sie interessirt. Die Muhme Fränzchen weiß sich Ihrer noch recht gut zu erinnern, und der alte Lehrer Hilgert, bei dem Sie ja in die Schule gegangen sind und der Ihnen manchen Klaps aufgezählt haben soll, hat mich noch bei der Abreise versichert, er wäre immer der Meinung gewesen, daß einmal etwas Rechtes aus Ihnen werden müßte.“

„Gehen Sie mir zum Henker, ich kenne ja diese ganze vermaledeite Sippschaft nicht!“ schrie jetzt der Alte, dessen heftiges Schnaufen und Pusten mir ankündigte, daß er sich zu erholen begann.

Die Reihe des Verwunderns kam allmälig an mich. „Was? Haben Sie denn die liebe Heimath und alle Jugendeindrücke total vergessen?“

„Unverschämter Bursche — — nichts als eine Gaunerei — aber ich will schon — —“

Es schien seine Absicht, die Thür zu erreichen, da ich ihm jedoch im Wege stand, hielt er es für gerathener, in seiner gesicherten Stellung hinter dem Lehnstuhl zu verharren. Ich trat einen Schritt näher und bot ihm so aufrichtig und treuherzig als nur möglich die Hand.

„Beruhigen Sie sich, verehrtester Onkel Fischer! Lassen Sie uns ruhig zusammen reden, und ich bin überzeugt, Sie werden Ihren Irrthum sogleich inne werden.“

Meine wohlgemeinten Worte fielen leider auf unfruchtbaren Boden. Der Alte erhob mit Aufwand aller seiner Kräfte den schweren Lehnstuhl, als wollte er damit auf mich losschlagen; zu gleicher Zeit schrie er mit gellender Zeterstimme:

„Zurück, zurück mit der Hand, oder ich werde Ihm den Schädel zertrümmern! Zu Hülfe! Toby, Bill, zu Hülfe!“

Erschrocken wich ich um ein Bedeutendes zurück. Zu gleicher Zeit öffneten sich hastig zwei Thüren nach verschiedenen Richtungen hin, durch die eine eilte der schwarze Kammerdiener herein, durch die andere — Himmel, ich dachte, es müßte in diesem Augenblick Alles über mir zusammenstürzen! — meine schöne, blonde Reisegefährtin von gestern.

„Was gibt's, Massa? Was gibt's?“

„Um Gotteswillen, Vater, was fehlt Ihnen?“ schallte es aus dem Munde der Eintretenden.

„Greift ihn! Haltet ihn! Ein Attentat in meinem eignen Hause!“ zeterte der Alte weiter.

Im Nu fühlte ich mich von den derben Fäusten des Schwarzen gepackt, und seine Zähne fletschten mich so grimmig an, als ob er nur auf einen Befehl seines Herrn warte, um mich in Stücke zu zerreißen. Als mein höchst unliebenswürdiger Onkel gewahrte, daß es ihm an Beistand nicht fehlte, kam er hinter seiner Verschanzung hervor und nahm sich die Mühe, mich etwas näher zu beaugenscheinigen.

„Uff, ist mir dergleichen noch je vorgekommen! Drängt sich da ein wildfremder Taugenichts zu mir ein, will mich mit aller Gewalt zu seinem Onkel machen, hängt mir eine ganze Bettelsippschaft an den Hals — — warte, warte, Bürschchen, unsere Polizeigerichte werden Dir schon bei Auffindung Deines Onkels behülflich sein!“

„Aber, lieber Vater, es scheint mir gar keine Ursache vorhanden, daß Sie sich so gewaltig in Harnisch bringen lassen," nahm jetzt meine blonde Schöne das Wort, in der ich in diesem Augenblick nicht nur mit innigstem Entzücken eine nahe Verwandte erblickte, sondern die mir wirklich wie ein vom Himmel gesandter Schutzengel erschien. „Betrachten Sie sich diesen jungen Mann etwas näher, er sieht ja wirklich so harmlos und unschuldig aus, daß ich ganz unmöglich glauben kann — —"

„Glauben Sie es nicht, bestes Cousinchen — mein werthes Fräulein, wollt' ich sagen, glauben Sie es ja nicht! Ich komme ja wahrhaftig in keiner andern Absicht hierher, als um dem Herrn Onkel, dem leiblichen Vatersbruder, meine ganze Liebe und Ehrerbietung zu Füßen zu legen."

„Aber ich bin nicht Sein Onkel, ich bin keines Menschen Onkel!" kreischte der Alte.

„Jedenfalls liegt hier nur ein Mißverständniß zu Grunde, das sich bald aufklären muß," fuhr das reizende Mädchen fort. „Toby, laß den Fremden los, er wird weder mir, noch dem Vater etwas anhaben."

„Nicht das Mindeste, nicht das Mindeste," versicherte ich.

Der Schwarze gehorchte dem Befehl, der Onkel aber flüchtete eiligst wieder hinter seinen Lehnstuhl.

„Ich habe gestern bereits diesen Herrn gesehen," redete mein Cousinchen weiter, von der mir plötzlich siedendheiß einfiel, daß sie die glückliche Braut eines hochangesehenen Congreßmitgliedes sei, „ich reiste mit ihm von New York hierher und habe mich eigentlich noch bei ihm zu entschuldigen, da ihm beim Aussteigen auf dem Bahnhof durch die Unvorsichtigkeit Bill's, der einen meiner Koffer im Wege stehen ließ, über welchen dieser Herr strauchelte und zu Boden fiel, leicht ein rechter Schaden zugefügt werden konnte."

Mir war's zu Muth wie einem Krebs, den die unbarmherzige Köchin ins siedend-heiße Wasser wirft. Mein Gesicht bedeckte sich auch mit einer krebsartigen Röthe. Ich wagte die Augen nicht aufzuschlagen, aus Furcht, jenem Lächeln wiederum zu begegnen, welches mich gestern schon in so maßlose Verwirrung versetzt hatte.

„Das hat ja aber Alles mit dem frevelhaften Eindringen in mein Haus nichts zu schaffen," versetzte der Alte.

„Ich wollte Sie nur darauf aufmerksam machen, lieber Vater, daß wir keinen Grund haben, diesem Herrn unfreundlich zu begegnen.“

„Mein Gott, ich wäre ihm ja am liebsten gar nicht begegnet, wenn er sich mir nicht aufgedrängt hätte!“

„Urtheilen Sie selbst, mein Fräulein,“ stotterte ich dazwischen, „ob es nicht meine Pflicht ist, meinem nächsten Blutsverwandten — —“

„Wo kommen Sie her, wenn man fragen darf?“

„Aus Deutschland, aus der Gegend von Frankfurt am Main, wo meine Familie und die Ihres Herrn Vaters ansässig ist.“

„Aber mein Vater stammt aus Hamburg, hat auch, soviel wir wissen, dort durchaus keine Angehörigen mehr.“

„Nein, nicht die Spur davon! Sehne mich auch nicht darnach!“ stimmte der Papa ein.

Mir ging mit einem Mal ein höchst bedeutungsvolles Licht auf.

„Was Sie sagen! Wär' es die Möglichkeit, daß ich mich getäuscht hätte? Aber der völlig übereinstimmende Name, die Aussagen des Barbiers und endlich die im Shakespeare Hotel zu New York mir gewordenen Mittheilungen eines Ihrer intimsten Herzensfreunde — — nein, nein, da ist ja gar keine Täuschung denkbar!“

Mit einem hastigen Griff holte ich meine Brieftasche hervor und suchte nach der bewußten Schuldverschreibung.

„Hier steht's ja schwarz auf weiß,“ rief ich triumphirend, „daß ich einem alten Freunde meines Onkels die Summe von zehn Dollars vorgeschossen habe, welche mir der Onkel in Baltimore, Plantagenbesitzer und Eigenthümer von sechs Dutzend schwarzer Sclaven, wiedererstatten wird. Lesen Sie selbst, Sie werden ja wol gleich die Handschrift erkennen.“

Ich reichte dem Alten das Blatt hin. Mit Hilfe einer goldnen Brille, die er sich über die Nase stülpte, buchstabirte er:

> Empfangen von Herrn Fritz Fischer, auf Rechnung seines Freundes Philipp Fischer in Baltimore, zehn Dollars, welche letzterer willig und augenblicklich zurückerstatten wird.
>
> Heinrich Hox.

Wüthend warf er das Papier auf den Tisch. „Was? Auch noch eine Fälschung auf meinen Namen? Wer ist dieser Hox?“

„Wer wird es sein? Ihr alter Freund, der vor sieben Jahren hier gewohnt hat und mit dem Sie ein Herz und eine Seele waren."

„Zum Teufel! Ich kenne keinen Hox, ich war all' mein Lebtage mit keinem Menschen ein Herz und eine Seele!"

„Erinnern Sie sich nur, er wohnt jetzt in Albany, kommt in Geschäften zuweilen nach New York — —"

„Saubere Geschäfte das! Schwindeleien, weiter nichts! Hinaus mit ihm, Toby! Nehm' Er's als eine Gnade, daß ich Ihn nicht der Polizei überantworte! Hinaus, sag' ich!"

Abermals umfaßten mich die eisernen Arme des Schwarzen, der mich nach der Thür zerrte. Vergebens bot ich alle Kräfte auf, um mich loszumachen.

„So hören Sie doch, Herr Fischer! Ich bin ja, so wahr ich lebe, unschuldig und kam nur einzig und allein in der Ueberzeugung — —"

„Hinaus mit ihm!"

„Lassen Sie mich los, ich will die Thür schon allein finden. Erlauben Sie mir nur noch, daß ich mich dem Fräulein empfehle — — Auch nicht? Mein Gott, welche Behandlung! Leben Sie wohl, Ihr ergebenster Diener, Herr Fischer!"

Noch ein Ruck, ein Stoß — draußen war ich auf der Hausflur und die Thür flog mir vor der Nase zu. Drinnen hört' ich den Alten fluchen und wettern, dazwischen aber mischte sich sehr vernehmlich das Kichern einer wohlbekannten Stimme, die mir kurz vorher noch so unendlich süß geklungen hatte, jetzt aber wie ein leibhaftiges Hohngelächter der Hölle vorkam. Auf einen Wink meines schwarzen Plagegeistes sprangen noch fünf, sechs Subjecte von derselben unheimlichen Couleur herbei, packten mich an den Armen und Beinen und schleppten mich im Triumph durch das Haus und den Garten nach dem Gitterthor an der Straße. Ich leistete keinen Widerstand weiter, denn einmal wäre es ja doch vergeblich gewesen und zweitens kam ich auf diese Weise eigentlich noch rascher und bequemer hinaus, als wenn ich mich meiner eignen Füße hätte bedienen müssen. Eh' ich's mich versah, war ich in der That draußen auf der Landstraße, die schwarzen Gesellen aber kehrten lachend und brüllend nach dem Hause zurück. —

Dieser erste, so kläglich mißlungene Versuch zur Auffindung meines Onkels brachte auf mich einen überaus niederschlagenden Eindruck

hervor. Eher hätt' ich an des Himmels Einsturz, als hier an eine Täuschung gedacht. Seht da vor mehr als fünfzehn Jahren ein leiblicher Bruder meines Vaters nach Amerika, wird in Baltimore ein reicher Mann, der schwarze Sclaven für sich arbeiten läßt, schreibt der ganzen Familie Briefe über Briefe von seinem Wohlergehen, so daß man nothgedrungen glauben muß, jeder Andere, der hinüberkomme, werde es auch so gut haben; mir leuchtet das ein, ich riskire die weite Reise, finde in New York schon einen alten Freund meines reichen Onkels, der mir zehn Dollars abborgt und dafür seine Empfehlung mitgibt, komme endlich nach Baltimore, höre aus jedem Munde den Namen meines Onkels, der als ein wahrer Cröſus gepriesen wird, finde auch diesen Onkel und siehe da — man setzt mich im wörtlichsten Sinne des Wortes vor die Thür, ignorirt die Bande der Blutsverwandtschaft, die sogar von allen heidnischen Völkern heilig gehalten werden, und droht mir noch obendrein mit der Polizei! Nein, zum Ruhm der Menschheit sei's gesagt, ein solches Exemplar von einem Onkel ist noch nicht dagewesen!

Wie aber, wenn die ganze Sache doch auf einem fatalen Irrthum, auf einem unglückseligen Mißverständniß beruhte? Es konnte in Hamburg allerdings ebenso gut einen Philipp Fischer geben, wie bei uns daheim in der Nähe von Frankfurt, und daß er mich ignorirte, wenn es mit der Verwandtschaft wirklich nichts war, wer konnte ihm das am Ende verdenken? Einerlei, die ganze Geschichte war kreuzfatal, und mich fing es an zu gereuen, daß ich überhaupt nur die Reise nach dem fernen Welttheil angetreten hatte.

Ohne eigentlich zu wissen, was ich zunächst beginnen, in welcher Weise ich meine Nachforschungen weiter fortsetzen solle, war ich vor der Thür des Hotels angelangt. Da — nach den oben geschilderten fatalen Begegnissen und bitteren Täuschungen doppelt willkommen — schlug ein gar freundlicher, versöhnender Ton an mein Ohr. Der durch das ganze Gebäude und noch weithin auf der Straße vernehmbare Klang des Tamtams rief zum Mittagsessen. Vor einer duftenden Schildkrötensuppe, servirt von einer schwarzen Dienerschaft, die sich durch Höflichkeit und manierliches Betragen vor jenem nichtsnutzigen Sclavengesindel meines vermeintlichen Onkels aufs vortheilhafteste auszeichnete, angesichts der saftigsten Braten und einer herz-

erfreuenden Auswahl köstlicher Pies vergaß ich bald alles überstandene Leid und Ungemach, entschlug mich der nutzlosen Gedanken an einen Verwandten, der, mit Fug oder mit Unfug, das bleibt sich in der Hauptsache ganz gleich, absolut nicht mein Verwandter sein wollte, und genoß mit vollen Zügen und in keineswegs schmalen Bissen eine Gegenwart, die so überaus duftig, so genußreich und geschmackvoll war. Capitales Mittagsessen! Ich hatte es noch nie so vorzüglich gehabt. Man soll mir die amerikanische Küche nicht mehr schlecht machen; sie ist nicht so subtil und mannigfaltig als unsere Frankfurter, aber kräftig und gehaltreich ist sie, und der müßte sich wol einer riesigen Magencapacität rühmen können, der von den Tischen dieser Hotels ungesättigt aufstände.

Nach eingenommener Mahlzeit war mir um ein gutes Theil besser zu Muth, als vorher. Es hat gewiß seine vollkommene Richtigkeit, wenn man behauptet, daß die Courage aus dem Magen, d. h. aus dem wohlgefüllten Magen kommt, denn ich verspürte etwas derart an meiner eignen Person. Vor Tische ein mit mir selber und der Welt zerfallenes, tief gedemüthigtes und zu keinem Entschluß fähiges Subject, fühlte ich mich jetzt wieder gehoben, von innen heraus getröstet, so recht in meinem Fundament befestigt. Mit klarem Blick überschaute ich meine Lage, und was ferner zu thun sei, blieb mir keinen Augenblick zweifelhaft. Meinen Onkel wollt' ich und mußt' ich ausfindig machen, falls derselbe wirklich in Baltimore existirte. Es war zunächst um meiner eignen Existenz willen, die ja in so überaus naher Beziehung zu dem gesuchten Onkel stand, dann aber auch wegen der Familie daheim, die mit Sehnsucht meinen Nachrichten entgegenharrte. Und warum sollte ich denn auch den Onkel nicht finden? Es gab in dieser großen Stadt sicherlich Mehrere, die den Namen Philipp Fischer trugen; zwei hatte ich selber schon gefunden: einen wahrscheinlich blutarmen, bei dem ich mir gar nicht die Mühe des Anklopfens genommen, und einen steinreichen, bei dem man mich für mein höfliches Anklopfen beinahe sehr unhöflich ausgeklopft hätte. Zwischen diesen beiden Extremen, von denen ich allerdings nicht absehen konnte, wie sie sich berühren sollten, mußte nothwendig etwas in der Mitte liegen, und diese goldne Mitte war es, auf die ich von jetzt an alle Hoffnungen setzte. Es war ja am Ende auch ein purer Luxus, daß ich meinen Onkel unter den Reihen

der Millionäre suchte. Gibt es doch sehr anständige Onkels, die nicht Millionäre sind. Vielleicht hatten sich die Verhältnisse meines Verwandten im Lauf der Jahre etwas derangirt; er besaß nicht mehr so viel als ehemals, aber immer noch genug, um für einen gemachten Mann zu gelten. In New York hatte ich in Zeitungen viel von den Abolitionisten gelesen, und wie mir gesagt worden, sollten das Leute sein, die nichts von der Sclaverei wissen wollten, die den schwarzen Menschen für ebenso gut wie den weißen hielten, sich sogar auf ihr freundschaftliches Verhältniß zu ihm etwas ganz Besonderes zu Gute thaten. Leicht möglich, daß mein Onkel unter die Abolitionisten gegangen war und seinen sechs Dutzend schwarzen Sclaven, die er einst besessen haben sollte, in einer Anwandlung von Großmuth die Freiheit geschenkt hatte. In diesem unbeständigen Lande, wo man heute dies und morgen jenes sein, heute ja und morgen nein sagen kann, schien mir letzteres gar nicht so unwahrscheinlich.

Im Lesezimmer des Hotels, von dem ich im Uebrigen einen sehr beschränkten Gebrauch machte, weil nur englische Zeitungen darin ausgelegt waren, hing ein Adreßbuch der Stadt Baltimore. Das nahm ich in Beschlag und suchte mich darin zu orientiren. Mein Studium hatte den gewünschten Erfolg. Ich fand vier verschiedene Philipp Fischer: einen Bankier, dessen Bekanntschaft ich heute Morgen gemacht und die ich mich durchaus nicht fortzusetzen berufen fühlte, einen boot and shoe maker, der nicht weiter in Betracht kam, endlich einen Putzmacher und einen Vogelhändler. Einer dieser beiden letzteren mußte unbedingt der richtige Onkel sein. Ich überlegte, welcher eigentlich vorzuziehen sein würde? Vögel — nun ja, ich hatte die Thierchen recht gern, sie sollten auch hier zu Lande einen einträglichen Handelsartikel bilden, inzwischen, wenn man einmal wegen eines reichen Onkels expreß aus dem Herzen von Deutschland nach Amerika reist, wenn man sich die Auffindung dieses Onkels so eifrig angelegen sein läßt, so ist es am Ende doch gewissermaßen eine bittere Enttäuschung, wenn man diesen Onkel in alltäglicher Vogelgesellschaft und in geschäftlicher Beziehung zu Distelfinken, Staarmätzen und Wiedehöpfen stehend findet. Mit dem Putzmacher war es schon ein ander Ding. Schien mir auch die Beschäftigung für einen Mann eine etwas seltsame, so hatte sie doch immer einen feinen, gentilen Anstrich, und da mir über-

dies das Adreßbuch angab, daß dieser putzmachende Onkel sein Atelier und Waarenlager in der überaus eleganten Baltimore Street aufgeschlagen hatte, so unterlag es auch gar keinem Zweifel, daß er ein Mann von Mitteln und Respectabilität war. Die Wahl fiel mir nicht schwer — ich entschied mich für den Putzmacher. Morgen, wenn ich mich ganz von dem heutigen Schrecken erholt und mit der veränderten Lage der Dinge einigermaßen vertraut gemacht, wollte ich den ersehnten Verwandten aufsuchen, bei dem mir diesmal sicherlich keine Täuschung bevorstand.

Gedacht, gethan. Abermals mit dem zehnten Glockenschlag zog ich Baltimore Street entlang, denn der Putzladen von Onkel Nummer Zwei lag fast ganz am oberen Ende derselben. Wie ich gestern meiner Sache vollkommen gewiß gewesen, so zweifelte ich auch heute keinen Augenblick, daß es mit der neuen Onkelschaft seine volle Richtigkeit haben werde; gestern freilich lebt' ich im Geiste schon in einem prächtigen Palais, hatte Equipagen und kostbare Kleider, ermahnte meine schwarzen Sclaven zum Fleiß, gab mich selbst aber dem süßesten Müßiggang hin — heute dagegen sah ich mich in ein reges Geschäftsleben versetzt, kramte zwischen Sammet und Seide, Spitzen und Bändern, und probirte den mich mit ihrer Kundschaft beehrenden Damen den neuesten Mantillenschnitt um. Es war das freilich kein Leben, wie ich es mir so aus Herzensgrund gewünscht hatte, und wie es sich der Mühe verlohnte, um deshalb eine Reise über den Ocean zu machen, inzwischen war es doch immer besser als Kleisterkochen und Pappeschneiden, Beschäftigungen, gegen welche ich, seit ich mich der westlichen Völkerwanderung angeschlossen, eine Aversion fühlte.

Mit prüfendem Auge musterte ich die Läden und Schaufenster, an denen ich vorbeipassirte. Gleich mußte die gesuchte Localität auftauchen. Richtig, da ist die Thür mit der betreffenden Hausnummer, und dicht daneben ein mit Hüten und Hauben ausstaffirtes Fenster. Ein recht stattliches, elegantes Geschäft. Ueber der Thür ein Schild mit der Aufschrift: „Mrs. Fischer, Milliner". Also die Frau ist die eigentliche Geschäftsführerin und der Mann spielt nur die Rolle eines Verkäufers, Ladenhüters oder eine ähnliche. Nicht ganz angenehm, inzwischen, was ließ sich machen? Vielleicht gab es doch auch noch für mich ein Plätzchen in diesem jedenfalls lucrativen und im schönsten

Flor stehenden Geschäft. Der Laden war leer — ich faßte mir also ein Herz und trat ein. Von einer mit Vorhängen eingefaßten Estrade im Hintergrunde, wo mehrere Putzmamsellen geschäftig arbeiteten, schlüpfte eine schon etwas bejahrte, corpulente Dame herab. Sie mochte es gleich weghaben, daß ich kein Abnehmer ihrer Modeartikel sei, denn sie fragte mich in etwas scharfem, mißtrauischem Ton:

„Sie wünschen, mein Herr?"

„Herrn Fischer zu sprechen, Madame. Könnt' ich wol das Vergnügen haben?"

„Mr. Fischer ist im Atelier beschäftigt. Ihr Begehr?"

„Wenn Sie erlauben — Familienangelegenheiten."

Die Frau betrachtete mich noch argwöhnischer.

„In diesem Falle werden Sie ebenso gut mit mir reden können, als mit meinem Manne. Ich bin Mrs. Fischer."

Sie hätte mir das nicht zu sagen brauchen, denn ich besaß Menschenkenntniß genug, um in ihr auf den ersten Blick die Geschäftsführerin und das regierende Element des Hauses zu erkennen. Gleichwol that ich, als ob mich diese Mittheilung außerordentlich überraschte.

„Wie! Sie sind es, meine theuerste, werthgeschätzteste Tante? — O, ich fühlte es gleich bei Ihrem Anblick, daß zwischen uns beiden ein nahes verwandtschaftliches Verhältniß bestehen müsse."

Die dicke Madame richtete die Ohren hoch empor und betrachtete mich, als ob ich ein Wunderthier aus dem Monde sei.

„Wie ist mir denn, mein Herr? Was sagen Sie da von Verwandtschaft?"

„Lassen Sie uns ins Zimmer treten, liebe Tante, und ich werde Ihnen alles in der befriedigendsten Weise auseinandersetzen."

„Dieser Ort ist so gut wie jeder andere; Sie können auch hier reden, mein Herr, nur muß ich bitten, nichts Ueberflüssiges!"

„Gewiß nicht! Ich werde mich auf das Nothwendigste beschränken. Erlauben Sie mir nur eine Frage: Hat Ihnen Herr Fischer nie von seiner Familie in Deutschland erzählt?"

„Was? Mein Mann, mit dem ich hier seit zehn Jahren glücklich verheirathet bin, eine Familie in Deutschland? Herr, nehmen Sie Ihre Worte besser in Acht und zerstören Sie nicht leichtsinnig den Frieden eines bis dahin ungetrübten Ehelebens!"

„Aber Madame — beste Tante — —“

„Nichts von Tante! Lassen Sie alle Vertraulichkeiten! Erklären Sie sich erst deutlicher! — Was wissen Sie von meines Mannes Familie?“

„Ja, mein Gott, ist es denn hier zu Lande eine Sünde, in Deutschland noch Familie, Geschwister, Vettern, Basen, Geschwisterkinder und was dergleichen familiäre Beziehungen mehr sind, zu haben?“

„Ich athme auf! Also das verstehen Sie unter Familie?“

„Nichts anderes. Sehen Sie, Madame, Ihr Herr Gemahl ist vor circa fünfzehn Jahren nach Amerika ausgewandert, und hat hier sein Glück gemacht. Seine Angehörigen daheim nahmen an seinem Schicksal stets den lebhaftesten Antheil und freuten sich von Herzen, daß es ihm gut ging. Da er an seinen einzigen leiblichen Bruder, meinen Vater, häufig Einladungen ergehen ließ, zu ihm herüberzukommen und sein Glück zu theilen, so ist es der Familie wol zu verzeihen, wenn sie endlich den Entschluß faßte, eines ihrer Glieder nach der neuen Welt zu schicken, um dort in die Fußtapfen des beneidenswerthen Onkels zu treten. In meiner unbedeutenden Person habe ich nun die Ehre, Madame, Ihnen dieses Familienglied vorzustellen, und bin schon im Voraus überzeugt, daß ich in Ihren Armen, wie in denen meines geschätzten Onkels, die liebevollste Aufnahme finden werde!“

Ich that hier einen Schritt nach vorwärts, um mich meiner Tante zu nähern; der Ladentisch bildete freilich zwischen ihr und mir eine schwer zu übersteigende Schranke. In ihren Zügen wie in ihren Bewegungen drückte sich ein hoher Grad von Ungeduld aus; sie stemmte die Arme bald in die Seite, bald ließ sie sie wieder über die ziemlich stark markirten Hüften herabsinken, und machte sich mit beiden Händen an den vor ihr stehenden Cartons und Pappschachteln zu schaffen; endlich, als ich meine Auseinandersetzung beendigt hatte, erwiderte sie in einem Ton, der die zuletzt ausgesprochene Erwartung keineswegs zu rechtfertigen schien:

„Sparen Sie Ihren Athem, junger Herr; das sieht ja einer Windbeutelei so ähnlich, wie ein Ei dem andern. Mein Mann hätte seine Verwandtschaft eingeladen? Er soll mir! — Da müßt' ich ja doch auch darum wissen! Und gar um hier zu bleiben, um uns auf dem Halse zu sitzen — — — nein, das wäre mir noch schöner, sein

bischen sauer erworbenes Hab' und Gut von einer müßigen Sippschaft verzehren zu lassen! Da wollen wir doch gleich einmal hören, was mein Mann dazu angibt."

Sie rannte nach einer kleinen Thür im Hintergrund des Ladens und rief mit einer so gellenden Stimme, daß ich mir gleich beide Ohren zuhalten mochte: „He, Fischer! Fischer! Laß alles stehen und komm' hier herunter!"

Ihre Beredtsamkeit war noch keineswegs erschöpft, denn sie polterte in ganz derselben Weise und mit derselben Zungenfertigkeit fort, so daß ich unmöglich zu Worte kommen konnte. Endlich raschelte etwas im Hintergrunde, die kleine Thür that sich auf und herein schlüpfte, geräuschlos und mit demüthig gebeugtem Rücken, Mr. Fischer, der herbeicitirte Ehegemahl. Onkel Nummer Zwei behagte mir gar nicht. Von einer Familienähnlichkeit konnte hier keine Rede sein. Dieses winzig kleine, spindeldürre Männchen mit dem aschgrauen, verwitterten Ledergesicht, dessen blöde Augen halb furchtsam, halb lauernd über die verrostete Stahlbrille hinausblinzelten, dessen dünne Haare sich in einzelnen wirren Fäden über den kahlen, nach hinten zugespitzten Schädel legten, erinnerte aber auch nicht im entferntesten an die kräftige, männliche Gestalt meines Vaters, von dessen freundlichen Zügen auf dem Antlitz seines putzmachenden Bruders nicht die leiseste Spur zu entdecken war.

„Hierher, Fischer!" herrschte die aufgeregte Dame das kleine Männchen an, das wie ein folgsames Hündchen eiligst zu ihr herantrippelte und sich so ängstlich zusammenschmiegte, daß es noch um Vieles zarter und gebrechlicher aussah. „Steh' mir Red' und Antwort: was hat das für eine Bewandtniß mit Deiner Familie in Deutschland? Hast Du hinter meinem Rücken Einladungen ergehen lassen an Geschwister und Geschwisterkinder, von denen ich kein Sterbenswörtchen gewußt, und meinst Du, weil uns der Himmel selber noch keine Kinder geschenkt, müßten wir unser bischen Erübrigtes gleich einer hergelaufenen, verwandten Sippschaft an den Hals werfen? Sag' mir rund heraus, wie sich das verhält; Du weißt, ich versteh' in solchen Dingen keinen Scherz."

Das Männlein schüttelte sich von oben bis unten, zog, wie eine Schildkröte, die sich plötzlich von unsanfter Faust berührt fühlt, den

Kopf bis tief zwischen die Schultern zurück und stotterte dann mit einem Stimmchen, so dünn wie sein feinster Putzmacherzwirn:

„Meine süße Concordia, — Du kränkst mich tief; — seit zehn Jahren hab' ich nicht das geringste wider Deinen Willen gethan, wie sollt' ich mich jetzt unterfangen — —?"

Seine bessere Hälfte ließ ihn nicht ausreden.

„Aber hier steht ein junger Mensch, der mir erzählt, daß Du ihn expreß aus Deutschland verschrieben hast."

Mr. Fischer warf einen scheuen Blick zu mir herüber, dann aber, als ob er über diese Kühnheit selber erschrocken sei, beugte er sich um so tiefer vor seiner noch immer nicht besänftigten Hausehre.

„Einen Menschen? Meine Süße, Du weißt am besten, daß ich nur Bänder und Blumen verschreibe, und zwar aus Paris, niemals aus Deutschland."

„Er gibt sich für Deinen Neffen aus, nennt mich Tante — aber ich will keine Tante sein, ich bin noch gar nicht in den Jahren, wo man Tante zu sein braucht, am wenigsten die eines erwachsenen, hoch aufgeschossenen Menschen! Tante — pfui, warum nicht gar lieber gleich Großmutter!"

Kaum ward der geängstigte Gatte gewahr, daß das Donnerwetter über seinem Haupte vorüberging und sich mehr nach mir hin zu entladen drohte, als er auch sogleich alles aufbot, um sich selber von jedem Verdacht reinzuwaschen.

„Mein Herr," sagte er zu mir mit allem Stimmaufwand, der ihm zu Gebote stand, „ich weiß zwar nicht, was Sie hierherführt; meine liebe Frau, sonst die Sanftmuth und Güte selber, hat aber wol guten Grund, über Sie erbost zu sein. Es ist nicht schön von einem jungen Manne, sich in den Schooß einer friedlichen Familie einzudrängen, und da nur Hader und Unfrieden zu säen. Gewiß wissen Sie gut genug, daß Ihre angebliche Verwandtschaft nur eine Finte ist, die Sie zu irgend einem betrügerischen Zweck auszubeuten gedenken. Doch bei uns soll es Ihnen nicht gelingen. Ich stamme aus Zwickau im Sächsischen; meines Wissens leben dort gar keine Angehörigen mehr von mir, und wenn noch welche dort lebten, würde ich mich wol hüten, sie ohne Bewilligung meiner lieben Concordia hierherkommen zu lassen. Als Gatte hat man zunächst für seine eigene Familie zu sorgen, und wenn

dieſelbe auch ſeit einer Reihe von Jahren ſchon aus nur zwei Perſonen beſteht, ſo liegt doch immer noch die Hoffnung vor, daß ſie ſich vergrößern kann. Gehen Sie, woher Sie kamen, und wenn Sie noch nicht ganz im Grund des Herzens verderbt ſind, ſo ſchämen Sie ſich Ihres ſchlechten Streiches.“

Jetzt ward mir's aber doch zu arg. Den Zorn der dicken Putzmadame hatt' ich geduldig ertragen, aber dieſe unverdiente Moralpredigt ihres winzigen Ehegatten, für den ich anfangs ein gewiſſes Mitleid empfunden, brachte mein ſonſt ſo ruhiges Blut in Wallung und verwandelte mir, wie der Dichter ſo ſchön ſagt, „in gährend Drachengift die Milch der frommen Denkart“. Den Zweck meiner ganzen Reiſe, alle Ausſichten und Pläne der Zukunft vergeſſend, rief ich, im Bewußtſein meiner Unſchuld, aus:

„Was? Ich und ſchlechte Streiche? Ich, der wohlerzogene Sohn eines geachteten Mannes, von dem ich freilich gleich bei Ihrem Anblick überzeugt war, daß er nicht Ihr Bruder iſt, oder daß Sie vielmehr weder würdig, noch fähig ſind, ſein Bruder zu ſein! Das bitt' ich mir aus, Herr Fiſcher, meinen moraliſchen Character hat noch Niemand anzutaſten gewagt, und Sie ſollen wahrhaftig nicht Derjenige ſein, der den Anfang damit machen darf! Sie ſind ſo wenig der von mir geſuchte Onkel, wie die dicke alte Madame da meine Tante — mögen Sie nun alle beide aus Zwickau oder aus Buxtehude abſtammen. Es war ein unſeliges Mißverſtändniß, was mich hier hereinführte; wenn ich Sie in Schrecken verſetzte, thut es mir leid, aber meinen Character laſſ' ich mir deshalb nicht ſchlecht machen. Nichts für ungut, Madame! Gehorſamer Diener, Herr Fiſcher!“

Wüthend ſtülpte ich meinen bis dahin in der Hand gehaltenen Hut auf den Kopf, achtete nicht auf das durch die lebhaften Kopfbewegungen entſtandene Derangement der Vatermörder und verließ eiligſt den Putzladen. Draußen auf der Straße angelangt, vernahm ich noch die beiden in gänzlich verſchiedenen Tonarten loslegenden Stimmen:

„Fiſcher, welcher Affront! Riechſalz! Ich falle in Ohnmacht!“

„Einen Augenblick, Concordia! Ich ſchicke nach der Polizei!“

Huſch! Huſch! Pfeilſchnell ſchlüpft' ich um die nächſte Ecke, gleich darauf um eine zweite und dritte, und erſt als ein halbes Dutzend

Straßen zwischen mir und dem heillosen Putzladen lagen, wähnt' ich mich in Sicherheit und mäßigte wieder meine beflügelten Schritte.

Also abermals eine Täuschung! Hätt' ich mir's doch nicht im Traum einfallen lassen, daß es in Amerika so schwer sein würde, eines simpeln Onkels habhaft zu werden. Der Bankier wollte absolut nicht mein Onkel sein, der Putzmacher mit sammt seiner Ehehälfte wehrten sich mit Händen und Füßen dagegen — jetzt blieb nur noch der Vogelhändler und der Fußbekleidungskünstler übrig. Ob ich's bei den Beiden überhaupt versuchen sollte? Sicherlich war auch keiner von diesen der richtige Onkel, inzwischen, da ich einmal auf dem Fleck war und die Onkeljagd mich überhaupt schon ein hübsches Stück Geld gekostet hatte, wollt' ich doch das begonnene Werk nicht halb vollendet lassen, sondern wenigstens mein Möglichstes thun, um zu irgend einem Resultat zu kommen.

Der Vogelhändler Fischer, zu dem ich mich nun gleich auf den Weg machte, wohnte in einer engen Gasse einer entlegenen Vorstadt. Dem kleinen baufälligen Hause sah ich's auf den ersten Blick an, daß hier ein Mann nicht wohnen konnte, der noch vor sieben Jahren so verlockende Briefe geschrieben, der damals im Begriff gestanden, sich eine Plantage zu kaufen, und von dem ein persönlicher Freund behauptete, daß er sechs Dutzend schwarze Sclaven besessen habe.

Auf der schmalen Stiege, die zum zweiten Stockwerk führte, vernahm ich schon das lustige Gezwitscher der befiederten Handelsgegenstände. Da überkam mich plötzlich ein ganz heimathlich-wehmüthiges Gefühl. War das nicht der kräftige waldfrische Schlag des Hänflings und des Distelfinken, untermischt mit den langgedehnten, mitten im Tact abbrechenden Zwitschern des grünen Zeisleins, wie mir's drüben in den dunkeln Eichen- und Buchenwaldungen der lieben Heimath so oft ans Ohr geschlagen, wenn ich Sonntag-Nachmittags mit den fröhlichen Kameraden durch die grünen Forste zog oder auch einsam am Rand des murmelnden Bächleins, überwölbt von schattigem Waldesdunkel, lagerte? Und diese wohlbekannten Klänge, freundliche Erinnerungen meiner glücklichen Jugend, hier im fernen Lande, in dem unscheinbaren, armseligen Häuschen? Hastig trat ich ins Zimmer. Es war ein einziger weiter Raum, der das ganze mittlere Stockwerk ausfüllte. Ein schlechter hölzerner Tisch in der Mitte, zwei schadhafte

Stühle, daraus bestand das ganze Meublement. An den Wänden aber zogen sich lange Reihen von Käfigen hin, meist nur ganz roh aus Brettern und Holzstäben verfertigt, einzelne jedoch auch etwas besser gearbeitet und mit geflochtenen Drahtgittern versehen. Drinnen in den kleinen Häuschen war ein Schwirren und Hüpfen, ein Flattern und Zappeln, daß man ihm kaum mit den Augen zu folgen vermochte. Aus hundert kleinen Kehlchen schmetterte und zirpte es, die verschiedenartigsten Töne, schrill und sanft, jubelnd und klagend, wirbelten bunt durch einander und das Ganze bildete ein seltsames, ohrbetäubendes Concert, dessen Harmonien erst genauer studirt sein wollten, ehe man sich in ihnen zurechtfinden konnte.

Mitten in diesem lauten Stimmenkrawall, in diesem geschäftigen Durcheinander seiner bunt gefiederten Waare stand Onkel Nummer Drei, der Vogelhändler. Ein treuherziges, freundliches Gesicht, die Biederkeit in jedem Zuge. Man mußte ihn lieb haben. Der beständige Umgang mit den munteren, ewig trillernden Gottesgeschöpfchen hatte auch ihm ein fröhliches, kindliches Gemüth bewahrt, das zu dem finsteren Wesen des habgierigen Bankiers und dem des verlederten Pantoffelhelden von Putzmacher einen äußerst wohlthuenden Contrast bildete. Ich knüpfte ein Gespräch mit ihm an. In zwei Minuten waren wir ganz vertraut mit einander. Ohne weitere Umschweife theilte ich ihm mit, was mich nach Baltimore, und natürlich auch, was mich speciell zu ihm geführt hatte. Er hörte mir aufmerksam zu und lächelte nur zuweilen gutmüthig vor sich hin. Anstatt wie Onkel Nummer Eins und Zwei über das Anmuthen einer im Grunde doch ganz respectabeln Verwandtschaft sich höchlich erboßt zu zeigen, machte es ihm den größten Spaß, daß ich auf die Idee gerathen war, hinter ihm einen reichen, sclavenbesitzenden Onkel zu wittern. Wäre mir ernstlich damit gedient gewesen, so hätte er mir gern den Gefallen gethan, mein Onkel zu sein, allein er war es wirklich nicht, denn er stammte vom Harz her und hatte mit meiner Familie gar nichts gemein als den bloßen Namen, der ja ein sehr gewöhnlicher war und sich drüben in allen Ecken und an allen Enden Deutschlands wol etliche tausend Mal wiederfinden mochte. Hinsichtlich des gesuchten Onkels wußte er mir gar keinen Fingerzeig zu geben. Es ging nun ins fünfte Jahr, seit er, mit jedem Herbst aus Deutschland kommend, Baltimore besuchte,

woselbst er den Winter über seinen mitgebrachten Vogelvorrath verkaufte, um sich dann im Frühjahr in seiner Heimath am Harz eine neue Auswahl der kleinen befiederten Sänger zu holen. Er hatte wenig Bekanntschaften in der Stadt und wußte nicht einmal davon, daß es hier noch mehr Leute gab, die denselben Namen trugen wie er. Seine herzliche Freundlichkeit erweckte mein ganzes Vertrauen. Ich zögerte auch nicht, ihm zu gestehen, wie ich auf den reichen oder doch wenigstens bemittelten Onkel meine ganze Hoffnung gesetzt, und wie ich mich jetzt, da derselbe schlechterdings nicht zu finden sei, in einer wirklich precären Lage sehe. Ihm ging das zu Herzen. Er hätte mir gern geholfen — doch wie? Sein Vogelhandel ernährte ihn, übrig aber blieb nicht viel. Zuletzt machte er mir einen Vorschlag. Ich sollte den Winter durch bei ihm bleiben und gegen freie Kost und Wohnung ihm beim Füttern und Verkauf der Vögel behilflich sein; unterdessen, meinte er, hätte ich Zeit, mich allenthalben in der Stadt und Umgegend nach meinem Onkel umzuthun. Ein Salair an baarem Gelde konnte er mir freilich nicht bieten. Die Wohnung mußte ich hier mitten unter unseren befiederten Landsleutchen aus den Waldschlägen des Harzes nehmen, und was die Kost anlangte, so sollte ich zwar satt werden, dürfte aber sonst nicht zu große Forderungen stellen. Das Anerbieten war herzlich gut gemeint, dennoch hätte mir mein Stolz unter keinen Umständen erlaubt, davon Gebrauch zu machen. Baltimore war der Ort meiner Sehnsucht, meiner herrlichsten Träume gewesen, doch in solchen Verhältnissen daselbst zu leben — nein, lieber mochten Onkel, Plantagen und Sclaven, Errungenschaften, an die ich ohnehin kaum noch zu denken wagte, hinfahren, lieber wollte ich zu Fuß nach New York zurückmarschiren und mir dort meinen kümmerlichen Unterhalt durch die erlernte Profession verdienen. Ich dankte dem ehrlichen Vogelhändler und verabschiedete mich von ihm. Er begleitete mich die Stiege hinunter und gab mir an der Hausthür noch den Rath, nicht den letzten Rest meiner Baarschaft in dem theuren Hotel aufzuzehren, sondern mich vor allen Dingen nach einem billigen Unterkommen, dann aber nach Erwerb umzuthun.

Ich entfernte mich. Seine wohlmeinenden Worte hatten mein Nachdenken rege gemacht. Es ging nun auf den dritten Tag, seit ich im Hotel logirte, und meine Rechnung mußte dort mit jeder Stunde

beträchtlich auflaufen. Länger als bis morgen Abend durfte ich nicht bleiben, wenn ich nicht riskiren wollte, als betrügerischer Kunde mit Schimpf und Schande auf die Straße gesetzt zu werden. Dagegen aber sträubte sich meine deutsche Ehrlichkeit, die ich zum Glück noch nicht eingebüßt hatte. Wie nach New York zurückkommen, das machte mir auch Sorge. Nach Tilgung der Wirthshausrechnung blieb kaum soviel übrig, um die theure Eisenbahnfahrt noch bestreiten zu können. Zu meinem Troste sagte man mir in einem Bierhause, wo ich eingekehrt war, um meine durstigen Lippen wenigstens mit einem erfrischenden Trunk zu netzen, daß im Hafen fast täglich Gelegenheit sei, zu Schiff um die Hälfte, ja um den dritten Theil des Preises der Eisenbahnreise nach New York zu gelangen.

Kreuz und quer durchwanderte ich für etliche Stunden die Straßen Baltimores, immer noch in der Hoffnung, daß mir der Zufall, der ja oft so wunderbar spielt, eine Spur des Gesuchten zuführen könne. Doch ich fand nichts. Ein eigener Unstern schien hier über mir zu walten, denn wo ich auch anfragte und hinhorchte — nirgends konnte man mir die geringste Auskunft ertheilen. Zuletzt kam ich auf den Gedanken, daß mein Onkel gar nicht mehr am Leben sein möchte und konnte mich nun nicht genug wundern, daß mir diese natürlichste Lösung des Räthsels nicht längst beigefallen sei. In einer kleinen Wirthschaft hatte mir nämlich ein alter Stammgast erzählt, daß er in früheren Zeiten einen ziemlich bemittelten Mann Namens Fischer gekannt habe, der übrigens schon vor vier oder fünf Jahren an der Cholera gestorben sei. So mußte es sein. Mein guter Onkel, bei dem ich gewiß die herzlichste Aufnahme gefunden, war längst ein stiller Mann geworden; ich aber lief mir hier vergeblich die Beine ab, und verschwendete Zeit und Geld, was ich beides besser brauchen konnte, an ein leeres, unerreichbares Phantom.

Die Sonne stand schon ziemlich tief, als ich über einen grünen, mit schattigen Baumgruppen bepflanzten Square wanderte. An den vier Straßen, die denselben einfaßten, standen lange Häuserreihen, doch das Laub der Bäume war so dicht, daß man die Nähe menschlicher Wohnungen gar nicht gewahr wurde, sondern sich draußen in Gottes freier Natur wähnte. Es war ein stiller, ländlicher Fleck, inmitten des Getümmels der großen Stadt. Eichhörnchen spielten auf dem

üppigen Rasenteppich umher, kletterten dann behende an den Baumstämmen empor und setzten sich auf die knorrigen Aeste nieder, wo sie sich putzten, den buschigen Schwanz weit wegstreckten und allerlei possirliche Grimassen schnitten. Am unteren Theil des Square, in einer ausgemauerten Vertiefung, zu der etliche steinerne Stufen hinunterführten, war ein Brunnen, der ein sehr frisches, bei den Bewohnern der Nachbarschaft beliebtes Quellwasser zu liefern schien. Mädchen und Kinder, mit Eimern und Krügen versehen, Männer, die von der Arbeit heimkehrten und sich an einem frischen Trunk laben wollten, gingen ab und zu. Es war ein niedliches, ansprechendes Bild, dessen lebende Staffage fast mit jedem Augenblick wechselte. Ein Ruhebänkchen, nahe bei der Vertiefung angebracht, und zwar so, daß man alles übersehen konnte, was vor dem Brunnen vorging, lud mich zum Sitzen ein. Hoch über meinem Haupte erglühte das bunte herbstliche Laub der Bäume im Purpurschein der sinkenden Sonne, unten aber fing es schon an zu dämmern. Das Getümmel der Stadt schallte von fern zu mir herüber, ganz in der Nähe aber rieselte das Quellchen, das über den gefüllten Wassertrog hinabtropfte und in einer steinernen Rinne abfloß. Ein ganzes Weilchen hatt' ich so gesessen, unwillkürlich der fernen Heimath und der verlassenen Lieben gedenkend. Da fielen meine Blicke plötzlich auf ein junges Mädchen, das unten am Brunnen stand. Sein Eimer war längst voll, aber es nahm ihn nicht auf. Es sah einen ganz anderen Weg hin, hielt die Schürzenzipfel zwischen den Fingern und schien sich zuweilen die nassen Augen zu trocknen. Wassertropfen konnten ihr nicht ins Gesicht gespritzt sein, dazu stand's zu weit vom Brunnen; also mußten's wol Thränen sein. So jung und so niedlich, und doch schon Thränen? Es war ja nur Menschenpflicht, wenn ich mich ihr ein bischen zu nähern suchte.

Rasch stand ich auf und stieg die Stufen hinab. Als mich das Mädchen kommen sah, nahm sie rasch ihren Eimer auf und wollte an mir vorüberschlüpfen; ich aber faßte sie mir scharf ins Auge —— Ei, potztausend! was war das für ein niedliches, reizendes Gesichtchen! Bäcklein wie Milch und Blut, Aeuglein so blau wie der Himmelsgrund, goldgelbes Haar und ein Mündchen so rosenroth und küssig, daß man's gar nicht ansehen konnte, ohne gleich die Lippen zu spitzen. Das nenn' ich einmal eine andere Schönheit, als meine neuliche blonde Reisege-

fährtin, in die ich himmelhoch entzückt war, und bei der hinter den freundlichen Blicken doch nur giftige Scorpione lauerten, welche den Liebreiz auf den Wangen, aber die Falschheit im Busen trug. Auf diesem Antlitz, in diesen Augen lag kein Falsch; ein einziger Blick genügte, um mir die Ueberzeugung einzuprägen: Das ist ein Engel an Sanftmuth und Güte!

Fast ohne zu wissen, was ich that, griff ich im Augenblick, wo die Kleine an mir vorüberschlüpfen wollte, nach ihrem Wassereimer und nahm ihr denselben aus der Hand. Sie war erschrocken, ich aber beruhigte sie gleich:

„Lassen Sie mich das hinauftragen, Mamsellchen! Der Eimer ist Ihnen wahrhaftig zu schwer; Sie sollen mir nicht wieder weinen deshalb."

Erröthend wendete sie das niedliche Köpfchen zur Seite.

„Geweint? — Was reden Sie denn da?"

„O ich hab's gar wohl gesehen, Mamsellchen; die hellen Thränen haben Sie sich mit der Schürze abgewischt. Das paßt sich ja wahrhaftig nicht für ein so schönes herziges Mamsellchen, wie Sie eins sind; und darum trag' ich Ihnen den schweren Eimer gleich bis vor's Haus. Ich leid's einmal nicht, daß Sie weinen."

„Was Sie für ein närrischer Mensch sind!" versetzte sie, und zwar mit einem Anflug von Lächeln, das sie noch tausend Mal schöner machte. „Das wär' doch gar zu arg, wenn ich deshalb weinen wollt', weil ich einen schweren Eimer heim tragen muß. Mit dem Kummer ist's am End' doch noch aufzunehmen!"

„Kummer? Haben Sie denn auch schon erfahren, was das ist?"

„Und ob ich's hab'! Wer so verlassen und allein in der Welt steht, der hat wol Gelegenheit dazu."

„Sie haben keine Eltern? Keine Geschwister?" fragte ich theilnahmsvoll.

„Niemanden, Niemanden! Eine Mutter nur, eine alte Mutter, ach, und die ist so weit!"

Sie wandte sich ab und trocknete wieder die Augen. Mir selber ward ganz wehmüthig ums Herz.

„Ich verstehe; Sie sind aus Deutschland allein herübergekommen und sehnen sich jetzt nach der fernen Mutter."

Wir schritten dicht neben einander durch die dunklen Baumgänge. Der Wassereimer war natürlich nicht wieder aus meiner Hand gekommen.

„Wenn die Mutter daheim wüßte, wie ich hier in allen meinen Hoffnungen betrogen wurde!“ seufzte die Kleine.

„Auch Sie fanden sich in der Neuen Welt getäuscht?“ fragte ich neugierig.

„Ach, nur zu bitter! — Doch verzeihen Sie mir — es schickt sich wol nicht, daß ich hier zu einem Fremden von meinen Angelegenheiten spreche. Wir sind so unversehens ins Geplauder gekommen.“

„Lassen Sie uns in Gottes Namen darin bleiben, Mamsellchen. Mir ist's ja hier just auch so gegangen, wie Ihnen, und gegenseitige Mittheilung thut da immer gut.“

„Meinen Sie? Ach, ich hab' keine Seele, der ich so recht das Herz ausschütten könnte!“

„So thun Sie's vor mir; nur weinen Sie nicht, denn sonst — wahrhaftig die Thränen kommen mir auch schon in die Augen.“

„Sie sind gewiß ein recht guter Mensch.“

„Ein Freund, der gern rathen und helfen möchte.“

„Ach, wenn Rath und Hülfe nur nicht so theuer wären! Die Tante ist ja todt, und ihr Hab und Gut hat die Kirche eingesteckt.“

„Die Tante?“

„Ja, wegen der Tante allein hab' ich die weite Reise unternommen.“

„Was? Sie wegen der Tante und ich wegen des Onkels — das trifft sich ja wunderbar!“

„Ich kam zu spät!“

„Ich wahrscheinlich auch!“

„Die Gesuchte fand ich nicht mehr.“

„Wenigstens den Rechten konnt' ich nicht finden!“

„Vier Wochen vorher hatte man sie begraben.“

„Darüber bin ich in meinem Falle nicht im Reinen.“

„Hätte sie gewußt, daß ich komme, sie würde wenigstens meine Zukunft sicher gestellt haben.“

„So viel Rücksichten trau' ich meinem Onkel kaum zu.“

„Ihre Briefe hatten mich zur Reise, zur Trennung von meiner armen alten Mutter verleitet.“

„Ja, liebes Mamsellchen, da liegt gerade der Hase im Pfeffer. Wenn nur die Leute, die da in Amerika kaum warm geworden sind, nicht gleich so zuckersüße, alles Mögliche versprechende Briefe schreiben wollten, für die man drüben per Stück 47 Kreuzer Porto bezahlen muß, und in denen doch am Ende mehr Lügen als Buchstaben stehen.“

„Meine Tante war bemittelt. Als Wittwe eines angesehenen Kaufmannes hatte sie über ein nicht unbeträchtliches Vermögen zu verfügen; da sie aber weder Kinder, noch sonstige Anverwandte besaß, äußerte sie den Wunsch, daß ich zu ihr herüberkommen und sie pflegen möchte. Mir hielt die Trennung von der Mutter schwer, und nur auf deren eigenes dringendes Verlangen entschloß ich mich, dem Wunsche der Tante zu willfahren. Als ich in Baltimore ankam — —“

„Hatte die Tante den dummen Streich gemacht, kurz vorher zu sterben. Von einer Frau in gesetzterem Alter war das eine ganz unüberlegte Handlung.“

„Während ihrer letzten Krankheit hatte ihr der Pastor einer benachbarten Kirche, zu deren Gemeinde sie gehörte, so viele Aufmerksamkeiten erzeigt und sich so in ihrer Gunst festzusetzen gewußt, daß sie all' ihr Besitzthum der Kirche vermachte.“

„Teufelskerle, diese Pastöre, — sie treffen immer den richtigen Moment!“

„Mir blieb nichts übrig, als unter fremden Menschen ein Fortkommen zu suchen, und mir mit meiner Hände Arbeit allmälig so viel zu verdienen, daß ich die Rückreise zur Mutter antreten kann. Ach, vor Ablauf eines Jahres wird nicht daran zu denken sein!“

Um so besser! — hätt' ich beinahe gesagt, faßte aber das Wort noch glücklich, als es mir eben unbefugt über die Zunge schlüpfen wollte. Wir waren während dieses Gesprächs am andern Ende des Square angekommen; meine schöne Begleiterin öffnete das eiserne Gitterpförtchen und wollte mir nun den Eimer aus der Hand nehmen.

„Ich danke Ihnen für Ihre Gefälligkeit,“ sagte sie. „Dort in jenem Hause steh' ich im Dienst. Leben Sie wohl!“

Wohl leben? Nein, so kurzer Hand konnt' ich mich doch unmöglich verabschieden. Mein Herz klopfte und arbeitete ganz seltsam, und

eine innere Stimme schien mir zu sagen: Wenn du sie nicht wiedersiehst, gibt's ein Unglück!

„Sie haben mir Ihre Geschichte erzählt, Mamsellchen; eine Aufrichtigkeit ist der andern werth — möchten Sie nicht auch die meinige hören?"

„Herzlich gern, allein meine Herrschaft erwartet mich — es ist die Zeit des Abendessens. Ich darf es nicht wagen, auch nur eine Secunde länger zu bleiben."

„Aergerlich! Aber wenn das Essen vorbei ist — ?"

„So spät am Abend würde sich's nicht schicken," versetzte sie erröthend und machte sich mit der linken Hand am Schürzenband zu schaffen.

„Nein — Sie haben Recht—allein morgen, zu irgend einer Tageszeit —— Ach, ich möchte gar zu gern noch ein bischen mit Ihnen plaudern! Unsere Geschichten haben so viel Aehnlichkeit, und Eins könnte vielleicht vom Andern profitiren!"

Die Kleine besann sich. „Kommen Sie morgen Punkt 12 Uhr Mittags nach dem Brunnen. Ich habe um diese Zeit einen Weg zu gehen, und wenn Sie wollen, mögen Sie mich begleiten."

„Ob ich will? — Das ist gar keine Frage! Gute Nacht denn, mein schönstes, liebstes —— Ach Gott, wenn Sie mir doch wenigstens Ihren Namen genannt hätten!"

„Ich heiße Nanette."

„Nettchen? Wirklich? Das ist ja der Name meiner guten Mutter!"

„Daheim heißen sie mich auch Nettchen."

„Wenn Sie mir's erlaubten, möcht' ich Sie auch hier so nennen."

„In Gottes Namen; es wird mir eine liebe Erinnerung sein."

„Gute Nacht also, mein schönstes, liebstes Nettchen!"

„Auf Wiedersehen bis morgen!"

Ich reichte ihr die Hand und erlaubte mir einen leisen Druck. Sie zog die ihrige nicht zurück, nein — täuschte mich mein Gefühl oder war es wirklich so? — sie erwiderte sogar meinen Druck. Mich durchzuckte es wie ein electrischer Schlag vom Wirbel bis zur Sohle. Ich hätte ihr auf der Stelle um den Hals fallen, ich hätte sie küssen und drücken und meine süße, meine einzige Nanette nennen mögen — allein zum

Glück fiel mir doch ein, daß hierzu weder Zeit noch Ort gut gewählt wären, und daß es in meinem eignen Interesse rathsamer sein dürfte, alles Das auf einen günstigeren Moment zu verschieben. Noch ein beiderseitiges herzliches Gute Nacht! — dann schlüpfte sie über den Fahrweg hinüber nach dem bezeichneten Hause, ich aber kehrte in mein grünes Waldesdunkel zurück, von dem ich mich noch für eine geraume Weile nicht trennen konnte. —

Es war gleich nach dem Frühstück am nächsten Morgen, als ich meine Rechnung im Hotel berichtigte. Fünf Dollars für beinahe drei Tage — im Grunde ein räsonnabler Preis und nur für meine schwache Casse eine etwas anstrengende Leistung. Noch blieb mir soviel übrig, um die Eisenbahnfahrt nach New York zu bezahlen, allein da ich doch auch nicht ganz rattenkahl dort ankommen mochte, beschloß ich, die Strecke lieber zu Schiff zurückzulegen. Mit meinem Reisetäschchen an der Seite, zog ich hinunter nach dem Hafen. Ohne viel Mühe fand ich ein Fahrzeug, welches noch desselbigen Tages, Mittags um 2 Uhr, nach New York abfahren sollte, und da der Capitän bereit war, mich um den geringen Preis von zwei Dollars mitzunehmen, brachte ich den Handel gleich in Richtigkeit. Mein geringes Gepäck ließ ich an Bord, ich selber aber versprach, mich zur rechten Zeit einzufinden.

Seelenvergnügt, voll goldner Träume für die Zukunft schlenderte ich durch die Gassen in der Nähe des Hafens. Die fruchtlose Onkelsucherei zu erneuern, kam mir nicht mehr in den Sinn. Meine Gedanken beschäftigten sich jetzt mit einem viel wichtigeren und jedenfalls unendlich liebenswürdigeren Gegenstand, mit Nanetten. Noch keinen Augenblick, selbst in der Nacht nicht, war mir das reizende Kind aus dem Sinn gekommen. Freilich wäre es hübsch gewesen, hätte ich jetzt als der Neffe eines reichen Onkels vor sie hintreten, ihr Herz und Hand anbieten können; allein wer steht mir dafür, daß diese Verbindung dann auch in den Kram des reichen Onkels paßte? Kennt man nicht der Fälle genug, wo reiche Verwandte gerade in solchen Dingen ihren Kopf aufsetzen? Was aber sollten mir jetzt alle reichen Onkels der Welt, was alle Plantagen des Südens, was die ganze schwarze Sclavensippschaft des westlichen Continents nutzen ohne Nanetten? Nein, ich segnete mein Geschick, daß ich frei war wie der Vogel in der Luft. Nanette mußte mein werden. Unsere Verhältnisse paßten für einan-

der, denn wir waren beide arm wie die Kirchenmäuse. Zum Glück waren wir aber auch jung, konnten arbeiten, uns etwas verdienen und — nun, das Weitere ergab sich ja dann ganz von selber. Bis zu diesem Augenblick war das Arbeiten, offen gestanden, nicht eben meine Leidenschaft gewesen; jetzt aber, seit gestern Abend, fühlte ich mich urplötzlich von einer Arbeitslust ergriffen, daß ich mit meinen zwei Fänsten, ohne deshalb eine Actiengesellschaft in Anspruch zu nehmen, den Chimborasso hätte wegräumen und dem Amazonenstrom ein neues Bette graben mögen.

Ein Schwarm trunkener Matrosen, dem ich vorsichtig aus dem Wege ging, weckte mich aus meinen angenehmen Träumereien. Ich sah mir die Gegend rings umher etwas genauer an, und sie kam mir bekannt vor. Jedenfalls mußte ich während der letzten Tage schon hier gewesen sein, nur konnt' ich mich nicht entsinnen: wann? Zur Rechten und zur Linken waren kleine Kramläden, Matrosenherbergen und die Arbeitsplätze ärmerer Handwerker. Da fiel mein Blick auf ein unscheinbares Häuschen, und sogleich wußte ich, wo ich mich befand. Es war die breite Straße, die ich neulich bei meiner Ankunft vom Bahnhof aus gewandert war; gerade vor mir prangte dasselbe Schild, welches mich schon damals in einige Verwunderung versetzt, und nicht ohne eine gewisse neugierige Bewegung las ich zum zweiten Male: Philipp Fischer, Boot and Shoe maker. Seltsamer Zufall, der mich gerade jetzt vor dieses Haus führte. Ich hatte an der bisherigen Onkelerfahrung so vollkommen genug, daß es mir sicherlich nicht eingefallen wäre, auch noch das vierte Exemplar dieser meiner Baltimorer Verwandtenspecies aufzusuchen; da es inzwischen hier nur einen einzigen Schritt und ein paar Worte kostete, würde es mich doch später vielleicht gereut haben, wenn ich aus bloßem Aerger und Eigensinn die Nachforschung unterlassen hätte. Wenn auch nicht mein Onkel, woran ich gar nicht dachte, so war doch dieser Philipp Fischer vermuthlich ein schon seit längerer Zeit in Baltimore ansässiger Mann, der mit anderen Personen seines Namens bekannt war und mir vielleicht über den Gesuchten zuverlässige Auskunft zu geben vermochte.

Ohne langes Besinnen schritt ich auf das Haus zu. Das Geschäftslocal und Kunstatelier von Onkel Nummer Vier lag, wie schon früher bemerkt, unter der Erde. Eine hölzerne Stiege, deren Betreten

ihr Bedenkliches hatte, führte zu einer Glasthür, die freilich nur noch eine einzige Scheibe aufzuweisen hatte und deren übrige von drei in Oel getränkten Papierbogen ersetzt wurden. Onkel Nummer Vier war ein industrielles Genie, das sich nicht auf die an und für sich schon aller Ehren werthe Fußbekleidungskunst beschränkte, sondern sogar dem Glaser ins Handwerk pfuschte. Diese Vielseitigkeit bewundernd, bemerkte ich nicht, daß der unterste Tritt der Stiege nur noch andeutungsweise vorhanden war; mein volles Körpergewicht, welches ihm ohne Argwohn anvertraut wurde, war zu viel für das morsche Holz — pardauz! lag ich unten auf den Knieen und berührte mit der äußersten Nasenspitze so geschickt die Glasthür, daß sie sich ohne weiteres Zuthun öffnete und meinem ganzen Oberkörper Eintritt in das Atelier des Onkels verstattete, während die Fußspitzen sich noch immer von dem verhängnißvollen Tritt nicht losmachen konnten. Ein dämonisches Gelächter, aus den unmelodischen Bierbaßkehlen dreier handfesten Schustergesellen erschallend, begrüßte meinen allerdings nicht sehr ceremoniellen Eintritt. Ein älterer Mann, dessen Haar sich schon grau färbte, sprang mir aus dem Hintergrund zu Hülfe und bemühte sich, mich wieder auf die Beine zu bringen.

„Schon wieder der durchgefaulte Tritt", rief er, „hätte schon längst gefixt sein sollen; — na, Sie wissen ja, wie die Landlords hier sind. Wenn sie nicht selber erst Hals und Bein gebrochen haben, um and'rer Leute Glieder geben sie keinen Cent aus. Er soll mir aber nur kommen! Ich will ihm die Rent' so lange stoppen, bis meine Customers ohne Risk für ihr Leben aus- und eingehen können. Haben sich doch keinen Schaden gethan — nichts gebrochen?"

Nicht ohne Schmerz, doch glücklicher Weise ohne weitere Verletzung erhob ich mich vom Boden. Meine Beinkleider und Rockärmel bewahrheiteten freilich das Sprichwort: wer Pech angreift, besudelt sich.

„Bitte um Entschuldigung, Herr Fischer, allein Ihre Treppe ist doch wirklich in gar zu polizeiwidriger Verfassung. Als Schuhmacher sollten Sie darauf sehen, daß man sicheren Fußes zu Ihnen herabsteigen kann."

"Beg pardon, nicht meine Schuld, Herr, nur die des Landlords. Passirt auch wöchentlich höchstens nur einmal, daß Jemand herunterfällt. Meine stehenden Customers kennen die Stiege."

„Erlauben Sie, Ihre liegenden kennen Sie wahrscheinlich noch viel besser. Doch das beiläufig. Ich komme um — — Ihr werther Name ist Philipp Fischer, nicht wahr?“

“Yes Sir; of course, und das beste Schuhwerk in der ganzen Stadt wird bei mir gefertigt. Hat Ihnen Jemand meine Arbeit empfohlen? Schön, Sie sollen befriedigt werden. Wünschen Sie boots mit Schaften, Patent-leather boots, morocco-gaiters, slippers — Alles gut, dauerhaft und zu billigen Preisen.“

Der alte Mann sprang geschäftig um mich herum und zog etliche Papierstreifen aus der Tasche. Ich beeilte mich, ihn von seinem Irrthum zu befreien.

„Mit Ihrer Erlaubniß, Herr Fischer, ich komme eigentlich nur zu Ihnen, um — —“

„Sie sollen befriedigt sein, sag' ich Ihnen. Nehmen Sie Platz und lassen Sie mich Ihren Fuß sehen. Lieben Sie's knapp oder bequem, eng oder anschließend? Jeder wird nach Wunsch bedient; meine Customers sind noch alle befriedigt gewesen.“

„Aber ich versichere Sie, daß es nicht der augenblickliche Bedarf Ihrer sonder Zweifel ganz vortrefflichen Arbeit ist, was mich hierher führt —“

„Ei, kein Bedarf nach Schuhwerk? Herr, Ihr Pedal kann mit unserem hiesigen Pflaster noch nicht lange in Berührung stehen.“

„Da haben Sie recht; just seit drei Mal vierundzwanzig Stunden.“

„Ein Grüner also? Ein ächter Grüner?“

„Was? Grün? — an meiner Person ist nichts Grünes; es müßten denn die Flecken sein, die noch in Folge des Sturzes von ihrer miserabelen Treppe zum Vorschein kommen werden,“ versetzte ich etwas erbost. Schon in New York hatte mich dieser wohlfeile Farbenwitz, den man sich auf Kosten eines Neuangekommenen erlaubt, gründlich geärgert. Hat man sich deshalb drüben in der Alten Welt einen Rothen nennen und als solchen von jeder wohlweisen Ortsobrigkeit beschnüffeln und chicaniren lassen, um nun hier bei der Ankunft im freien Lande als Grüner gebrandmarkt zu werden? Nein, wer noch eine Spur von Ehre im Leibe hat, wird sich eine solche Herabsetzung nicht gefallen lassen, sondern feierlichen Protest einlegen wider diesen ersten Verstoß gegen die Constitution des Landes, welches nur freie

Menschen von einerlei Farbe kennt. „Thun Sie mir den Gefallen, Meister Fischer," fuhr ich etwas gemäßigter fort, und lassen Sie derartige Anspielungen gänzlich aus dem Spiel. Ich mag einmal nichts davon hören."

Der Schuster sah mich ziemlich verwundert, doch nicht eben mit übertriebener Freundlichkeit an. „Ich möchte jedenfalls jetzt hören, was den Herrn eigentlich hierher geführt hat," sagte er mit einer Pantomime nach der Thür hin, die mir vermuthlich andeuten sollte, daß es ihm zweckmäßig erscheine, wenn ich mich baldigst nach derselben Richtung hin entferne, aus der ich zuvor gekommen war.

„Dazu haben Sie ein unbestreitbares Recht," versetzte ich; „auch würden Sie es bereits wissen, wenn Sie mich zu Worte kommen gelassen und nicht gleich anfangs so viel unterbrochen hätten. Ich wünsche bei Ihnen Erkundigungen einzuziehen über einen gewissen Philipp Fischer, der vor sieben Jahren als wohlhabender Mann hier in Baltimore gelebt, damals verlockende Briefe an seine in der Nähe von Frankfurt lebenden Verwandten schrieb, seit dieser Zeit aber so gänzlich verschollen ist, daß ich, sein unlängst hier angelangter Neffe, absolut nicht im Stande bin, eine Spur von ihm zu entdecken. Könnten Sie mir über diesen Mann irgend eine Auskunft geben, ich würde Ihnen zum größten Dank verpflichtet sein und herzlich gern weder der halsbrechenden Treppe, noch Ihres in der Farbe der Natur prangenden, gleichwol aber höchst unnatürlichen Vorurtheils gegen neu angekommene Landsleute weiter gedenken."

Meine Blicke hafteten während dieser Worte nicht auf dem Schuster, sondern auf der Spitze meines linken Stiefels, wo ich mit Schrecken einen gewaltigen Riß im Oberleder entdeckte, der jedenfalls durch die Gewalt des Sturzes entstanden war. Als ich die Augen aufschlug, trafen sie einen an der dicht vor mir befindlichen Kaminwand hängenden Kupferstich; er stellte eine Landschaft dar, die mich unwiderstehlich anzog und mir wunderbar bekannt vorkam. Dieser hohe, mit einem alten Wartthurm versehene Berg, diese sich sanft aneinander reihenden Hügel, das Kirchlein im Thal mit den sich so malerisch umher gruppirenden Häuserreihen — wahrhaftig! es war mein Geburtsstädtchen, mein liebes, trautes Heimaththal, das mir wie mit einem Zauberschlag diese sonst so unfreundliche Schusterwerkstätte verklärte

und zu einem Paradies umschuf. Ich achtete auf nichts, was in meiner Nähe vorging, das Bild, zu dem ich ganz nahe hingetreten, fesselte ausschließlich meine Aufmerksamkeit. Erst die laut aufschreiende Stimme des Schusters weckte mich aus meiner tiefen Anschauung.

„Was? — Ich glaube gar — sind Sie — bist Du nicht der Fritz, der älteste Sohn meines Bruders Christian?"

Erschrocken drehte ich mich um. Der Schuster stand vor mir, beide Hände in die Seite gestemmt, den Kopf weit vorgebogen, Augen und Mund bis an die Grenzen des Möglichen geöffnet. Die Sprache versagte mir fast; endlich stotterte ich:

„Der bin ich — wahr und leibhaftig! Aber Sie — Onkel Nummer Vier — der Schuster!"

„Junge, was in aller Welt führt Dich über das große Wasser?"

„Mich? Ja, Onkel, das sollten Sie gut genug wissen: Ihre Einladungen!"

„Was? Hab' ich doch seit Menschengedenken keinen Buchstaben geschrieben."

„Aber vor Menschengedenken, d. h. vor sieben Jahren desto mehr."

„Du wirst Dir doch keine dummen Ideen in den Kopf gesetzt, keine großen Hoffnungen gemacht haben?"

„Ehrlich gestanden, Onkel, in der Schusterwerkstätte hätte ich Sie am wenigsten gesucht." —

Ich will es unterlassen, diese verwandtschaftliche Erkennungsscene weiter auszumalen. Sie war für beide Theile mehr peinlich, als angenehm. Es wurde ein Breites hin und her gesprochen. Aus Allem ließ sich abnehmen, daß es mit dem Reichthum des Onkels nie weither gewesen. Ein kleines Vermögen, welches er sich in früheren Zeiten erworben, war bei der Plantagenspeculation, d. h. beim Ankauf und der Bewirthschaftung eines kleinen Landgutes in der Nähe der Stadt, zugesetzt worden. Als er keine anderen Subsistenzmittel mehr hatte, kehrte er zu seiner ursprünglichen Profession, zum ehrsamen Schustergewerk, zurück. Dies ernährte ihn; da aber das nöthige Capital zum großartigen Betrieb fehlte, mußte er doch aus der Hand in den Mund leben. Meine Ankunft kam ihm keineswegs erwünscht, um jedoch irgend etwas für den Sohn seines Bruders zu thun, wollte er mich als Lehrling bei sich aufnehmen.

Gehorsamer Diener! Pech und Pfriemen — das war denn doch nicht meine Passion. Im Verlauf des Gesprächs kamen wir etwas hitzig aneinander. Ich konnte mich der Anspielungen auf die Plantage und auf die schwarzen Sclaven nicht erwehren, er aber nahm das gewaltig übel und meinte, ein Handwerk, das seinen Mann ernähre, sei tausend Mal besser. Gerade im rechten Moment noch fiel mir die Schuldverschreibung seines Freundes Hox ein. Ich zog sie hervor und forderte wenigstens meine zehn Dollars. Nun aber verschwand plötzlich jede verwandtschaftliche Rücksicht. Gerade wie Onkel Nummer Eins, warf er mir das Papier vor die Füße, erklärte, daß ihn dieser Wisch nichts anginge, und drohte, mich auf der Stelle auf die Straße zu setzen, falls ich noch einmal wagen würde, eine derartige Forderung an ihn zu stellen. Das war genug. Ich bot ihm treuherzig die Hand, die jedoch von ihm barsch zurückgewiesen wurde.

„Leben Sie wohl, Onkel! Ich sehe, wir beide taugen nicht für einander; lassen Sie uns also wenigstens ohne Groll scheiden. Daß ich bitter getäuscht von dannen gehe, will ich Ihnen gar nicht verhehlen. Sie selber aber tragen die Schuld an dieser Täuschung. Wenn wir daheim gewußt, wie es hier bei Ihnen steht, es wäre uns nicht zu Sinn gekommen, Sie zu belästigen. Hätten Sie aber einstmals wirklich Reichthümer besessen und solche durch Unglücksfälle oder Zufälligkeiten verloren, wären Ihre Zucker- und Baumwollenernten auf der Plantage anhaltend mißrathen, hätten Sie vom Humanitätsstandpunkte aus die Sclaverei verwerflich gefunden und daher ihren sämmtlichen Sclaven die Freiheit geschenkt — —“

Bei diesen Worten bückte sich mein Onkel hastig zur Erde und griff nach einigem umherliegendem Schuhwerk. Mir ahnte nichts Gutes. Mit einem gewaltigen Sprung über einen Haufen Leder wegsetzend, befand ich mich rasch an der Thür und hielt die Klinke fest in meiner Hand.

„Was?“ donnerte jetzt der Onkel los, „dieser hergelaufene Tagedieb will sich anmaßen, über unsere Staatsinstitutionen zu räsonniren und die Rechte des Südens anzutasten? Noch grasgrün bis über die Ohren, und schon einer von den verdammten Nigger-worshippers, die jetzt überall das Land in Rebellion versetzen? Wart, Bürschchen, ein guter Southerner wird dich lehren, vom Sclaven-Freiheitgeben zu reden!“

„Halt, Onkel, halt!“ rief ich. „Nur einen einzigen Gefallen thun Sie mir, dann will ich Sie mit meiner Gegenwart und mit jedem weiteren Anliegen verschonen: setzen Sie mir noch gratis einen Nieſter auf den Stiefel, den mir Ihre vermaledeite Treppe beſchädigt hat.“

Ich hatte gehofft, dieſe Bitte würde den Grimm des Onkels etwas beſänftigen. Es war doch wahrhaftig nicht zu viel von mir verlangt. Doch ſie übte die entgegengeſetzte Wirkung. Auf einen Wink des wuthſchäumenden Meiſters und auf die Worte: „Wart, Junge, wir wollen dich rieſtern!“ ſtürzten die Geſellen, die nur auf eine ſolche Aufforderung gewartet hatten, auf mich los; ich aber, des Kommenden gewärtig, riß die Thür auf und war wie der Blitz die ſteile Treppe hinauf. An meinem rechten Ohr ſauſte ein Pantoffel, an meinem linken ein kalblederner Stiefel vorüber.

„Schämen Sie ſich 'was, Onkel! Was wird der Vater, was wird die Familie ſagen? — Ich will ſchon gehörigen Bericht erſtatten. Auf Nimmerwiederſehen! Guten Morgen, Herr Fiſcher!“

Kaum auf dem Trottoir angekommen, ſchoß ich wie ein gehetzter Hund bis zur nächſten Ecke. Dort erſt ſah ich mich um. Mitten auf der Straße ſtanden die vier drohenden Geſtalten, ſämmtlich mit erhobenen Fäuſten. Mein Onkel ſchien einigen Vorübergehenden, die ſich ſogleich um die Gruppe verſammelt hatten, die Urſache ſeines Zornes auseinanderzuſetzen. Mich überlief es eiskalt. Ich hatte ſo viel ſchon von amerikaniſcher Lynchjuſtiz geleſen und wußte, daß es im Süden für ein todeswürdiges Verbrechen gilt, ſich gegen die Sclaverei auszuſprechen. Wie, wenn ſich plötzlich die Volkswuth gegen meine unſchuldige Perſon wendete, um mich zu theeren und zu federn, oder gar am nächſten beſten Laternenpfahl aufzuhängen? Mein unnatürlicher Onkel hätte mir gewiß ſelber mit teufliſchem Wohlbehagen den Strick um den Hals gelegt. Haſtig drehte ich den Kopf nach der entgegengeſetzten Richtung und lief ſo eilig davon, als mich meine Beine nur tragen konnten.

Etwas war mir inzwiſchen klar geworden.

Die Extreme berührten ſich doch; beim vermeintlichen Onkel Millionär war ich hinausgeſchmiſſen worden, und beim wirklichen Onkel Schuſter hatte ich, um dem gleichen Schickſal zu entgehen, das Hinausſchmeißen ſelber beſorgt, hinter mir her aber waren die verſchieden-

sten Wurfgeschosse gekommen, die glücklicherweise ihr Ziel verfehlten. Ja, ja, die Extreme berührten sich wahrhaftig.

Erst als ich weit weg und in einem ganz anderen Stadttheil angelangt war, mäßigte ich meine Schritte. Ein Blick auf die Uhr eines Kirchthurms zeigte mir, daß ich mich schnurstracks nach dem mit Nanetten verabredeten Ort verfügen mußte, falls ich zu dem Stelldichein nicht zu spät kommen wollte.

Was soll ich weiter berichten? Daß ich sie wirklich traf, daß wir vom Glockenschlag Zwölf bis dreiviertel auf Eins vertraulich neben einander herwandelten und daß mich diese seligen Dreiviertelstunden für alle Täuschungen, für Alles durch vier verschiedene Onkels im Lauf der letzten Tage erfahrene Ungemach entschädigten? Pah! Das versteht sich ganz von selber! Soll ich verrathen, was wir zusammen plauderten? Was wir uns anvertrauten und wie wir Luftschlösser in die Zukunft bauten? Nein, ich bin zwar mittheilsamer Natur, wo aber geschwiegen sein muß, da ist mein Mund versiegelt wie ein ägyptisches Grab. Eins nur darf ich nicht umgehen. Wie wir heute so friedlich und glücklich einen kleinen Weg zusammen gemacht hatten, so kamen wir überein, unseren ganzen ferneren Lebensweg in treuer Gemeinschaft zurückzulegen. Nanette wollte meine Frau werden. Am liebsten hätt' ich sie gleich gehabt, allein die wunderbare Uebereinstimmung unserer Vermögensverhältnisse, bei denen gegenseitig Null mit Null aufging, erlaubte das nicht. So sollte denn die Hochzeit um ein halbes, höchstens um dreiviertel Jahr aufgeschoben werden. In der Zwischenzeit wollten wir beide rüstig und unverdrossen arbeiten und jeden Pfennig zurücklegen, um soviel zu erübrigen, wie die Begründung der kleinen Wirthschaft erforderte. Ich selber hielt es für rathsam, nach New York zurückzukehren, weil mir dort meine Profession am besten fortzuhelfen versprach; Nanette dagegen wollte in ihrer Stellung verbleiben, wo sie gute Behandlung und einen hohen Lohn genoß. Die Trennung für so viele Monate war bitter, allein die Hoffnung auf ein freudiges Wiedersehen versüßte sie; überdies konnte man sich ja auch so oft schreiben, als man nur das Bedürfniß dazu fühlte, und dem schweigsamen Papier alle zärtlichen Liebesbetheuerungen, alle Pläne und Träume anvertrauen.

Zwei Stunden später war ich auf dem Wege nach New York. Es

ging Alles so ziemlich nach Wunsch. Ich fand eine einträgliche Stellung, arbeitete von früh bis spät und oft in den Nächten noch extra, und siehe da — die Früchte blieben nicht aus. Auch Nanette benachrichtigte mich, daß ihre kleinen Ersparnisse mit jedem Monat anwüchsen. So ging der Winter hin; für mich im Grunde eine trübselige, und doch wieder eine unendlich wonnevolle Zeit. Endlich ward es Frühling. Die Bäume im Park grünten, die Damen in ihren bunten sommerlichen Gewändern füllten die Straßen, der Himmel lachte, und meines Hauswirths Canarienvogel-Pärchen schickte sich schon zum zweiten Mal an, für die junge Brut sein Nestchen bereit zu machen. Da ward mir's auch so häuslich und geselliglich zu Muth. Ich schrieb nach Baltimore, — ein Briefchen kam zurück, — in zwei Wochen stand Alles bereit: ein Stübchen, ein Bettchen, ein Tischchen, ein Stuhl, gerade genug für zwei liebende Herzen. Nanette langte in New York an. Sie ward die Königin meines kleinen Reiches im vierten Stockwerk, das höchstens zwei Dutzend Quadratfuß umfaßt. Aber Friede und Glück und Einigkeit walten in diesem Reiche, und jeder neu erwachende Tag begrüßt zwei dankbare, fröhliche Bewohner. Die Reise nach Baltimore hat mich noch keinen Augenblick gereut, denn wenn ich dort auch nicht den Onkel Plantagenbesitzer fand, so fand ich dafür doch einen Schatz, der mir jetzt um alle Onkels der Welt, meinen richtigen Onkel Fischer in der Schusterwerkstatt natürlich inbegriffen, nicht feil wäre. Guten Morgen, Herr Fischer! Wer's Glück hat, führt die Braut heim.